This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E51024

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Dr. Walter Schat
1

Paul Samassa

Das neue Südafrika

„Kampf ist das größte moralische Element"
Heinrich v. Treitschke

1.—4. Tausend

Berlin
C. A. Schwetschke und Sohn
1905

HO

DT732
S25

Inhalt.

		Seite
1.	Südafrikaniſche Probleme	1
2.	Das Afrikandertum der Kapkolonie	19
3.	Englands Herrſchaft	65
4.	Randmagnaten und Goldinduſtrie	128
5.	Burenrenaiſſance	181
6.	Allerlei Raſſenfragen	231
7.	Wirtſchaftliche Zukunftsausſichten	280
8.	Auf dem Wege zu den „Vereinigten Staaten von Südafrika“	319
9.	Deutſchtum und deutſche Arbeit in Südafrika	368

1. Kapitel.

Südafrikaniſche Probleme.

Die Welt iſt ſeit wenigen Jahrzehnten enge geworden; die Länder und Weltteile unſeres Planeten rücken dichter zuſammen, und wie es keine Entfernungen mehr zu geben ſcheint, ſo auch außer den eisbedeckten Polen kaum noch größere Landſtriche, die der geographiſchen Erforſchung harren. Wie lange iſt es her, daß die europäiſche Türkei das fernſte Land war, das noch die Geſchicke der kontinentalen Großmächte beeinflußte; heute blickt alles nach den fernen Oſten Aſiens, wo, mehr denn 10000 Kilometer von der ruſſiſchen Hauptſtadt entfernt, über europäiſche Machtverſchiebungen, Bündniſſe und Feindſchaften mit entſchieden wird. Leute, die heute im beſten Mannesalter ſtehen, werden ſich aus ihrer Jugendzeit noch der Umwälzung erinnern können, die das Einſtrömen des amerikaniſchen Getreides in unſerem Wirtſchaftsleben hervorrief; heute entſcheidet der Ausfall der Ernte in den Vereinigten Staaten, Kanada, Argentinien über die Weltmarktpreiſe und damit über das Wohl und Wehe von Millionen Menſchen in Europa, die unſerem heimatlichen Boden die Saat anvertraut haben. Die Be-

ſchäftigung mit fernen Ländern, ihren politiſchen und wirtſchaftlichen Zuſtänden iſt für uns nicht mehr ein behaglicher Zeitvertreib an langen Winterabenden, ſie iſt eine Notwendigkeit für jeden, deſſen Intereſſen nicht in der Sorge für das Heute völlig aufgehen, für jeden, der irgendwie für einen größeren Kreis von Menſchen eine Verantwortung zu tragen hat und an die Zukunft ſeines Volkes denkt, die ja ſchließlich auch die Zukunft ſeiner Kinder und Enkel iſt.

Die Tagesgeſchichte entſcheidet darüber, welcher Teil unſeres Planeten gerade im Brennpunkt des öffentlichen Intereſſes ſteht; eine Prinzenreiſe rückt uns die Vereinigten Staaten, das „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ nahe und erzeugt darüber eine ganze Literatur; der Krieg im fernen Oſten lenkt unſere Blicke nach dem Lande der aufgehenden Sonne. Es iſt natürlich, daß wir die Kenntnis von dem, was unſere Aufmerkſamkeit mit jedem Zeitungsblatt, das wir zur Hand nehmen, mit oder ohne unſeren Willen feſſelt, zu erweitern und zu vertiefen ſuchen. Aber ſo berechtigt dieſes Intereſſe von heute iſt, ſo kann es doch nicht der Maßſtab für die Bedeutung und die Wichtigkeit eines Gegenſtandes ſein. Ich möchte damit rechtfertigen, wenn ich ein Buch der Öffentlichkeit übergebe, das ſcheinbar der Mode von geſtern ſeinen Urſprung verdankt, unter dieſem Geſichtswinkel aber überhaupt nicht betrachtet ſein will. Heute ſcheint uns ſchon eine Ewigkeit von der Zeit zu trennen, wo wir geſpannt den Nachrichten aus Südafrika lauſchten, ſo raſch lebt unſere Zeit, ſo drängen ſich die politiſchen Ereigniſſe. Und doch ſind es nur wenige Jahre her, daß England auf den Feldern Südafrikas mit einem ungeheuren Aufwand von Geld- und Menſchenopfern, wenn

nicht um den Bestand seiner Weltherrschaft, so doch um seine Ehre und sein Ansehen kämpfte. Das deutsche Volk stand in seinen Sympathien hierbei in seiner überwältigenden Mehrheit auf Seite der Buren: das natürliche Mitgefühl für den kleinen Stamm, der gegen ein Weltreich für seine Freiheit stritt, das Rechtsgefühl, das sich über die Motive dieses Krieges empörte, die Sprache des Blutes entschieden für diese Stellung. Politisch denkende Kreise erkannten auch, daß die Buren für unseren Vorteil stritten, als sie sich gegen Englands Länderhunger verteidigten; wir hielten es mit der amtlichen deutschen Politik von gestern, die die Unabhängigkeit Transvaals für ein erhebliches deutsches Interesse erklärt hatte, gegen die amtliche deutsche Politik von heute. Dann kam des Kampfes Ende, die Kämpfer verließen die Arena und das Publikum den Zuschauerraum; das Spiel war aus. Man war ihm atemlos und mit lebendiger Anteilnahme gefolgt; der großen Spannung folgte naturgemäß die Abspannung. Zum Teil hatte das Volk sich seine Helden auch zu sehr idealisiert, wie dies der Abstand von Zuschauerraum und Bühne leicht mit sich bringt. Nun zeigte sich manches Allzumenschliche. Verliert der Mime zumeist, wenn er sich abschminkt und die Bretter, die die Welt bedeuten, mit der wirklichen Welt vertauscht, so ging es dem „Löwen von Paardeberg“ umgekehrt, dem das Betreten dieser Bretter auf der „worlds fair“ von St. Louis die Achtung seiner Mitbürger kostete. Diejenigen aber, die hauptsächlich vom politischen Standpunkt den Vorgängen auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz die größte Aufmerksamkeit geschenkt hatten, wandten sich vielfach entmutigt ab: die Schlacht war verloren, das englische Weltreich war um so viel Tausende von Ge-

viertmeilen größer geworden, das reichſte Goldland der Welt verſchloß ſich der freien wirtſchaftlichen Betätigung der Völker und damit auch des deutſchen. Es war ja freilich nicht das erſte Mal, daß das deutſche Volk bei Seite ſtand, da andere die Welt eroberten.

Indes, der Friedenstraktat von Vereeniging bedeutete wohl das Ende zweieinhalbjährigen Blutvergießens und einen, ja den bedeutendſten Abſchnitt ſüdafrikaniſcher Geſchichte, ſeit die Engländer ihren Einzug am Kap der guten Hoffnung gehalten hatten; aber er bedeutet nicht einen Abſchluß in dem Sinne, daß nun, wo auch über den Burenſtaaten der Union Jack weht, der bewegte Teil ſüdafrikaniſcher Geſchichte ſein Ende, die Frage, ob Südafrika engliſch oder holländiſch ſein werde, ihre unwiderrufliche Antwort, die Probleme ſüdafrikaniſcher Politik ihre endgültige Löſung gefunden hätten. Dieſer Krieg hat nicht nur in den Köpfen und Herzen der Bewohner Südafrikas revolutionierend gewirkt, er hat auch die wirtſchaftlichen Verhältniſſe des Landes von Grund aus umgeſtaltet; er hat keines der vorhandenen Probleme gelöſt, wohl aber den Boden bereitet, dem ungezählte neue entwachſen. Und wenn wir uns auch vor Augen halten, daß der Begriff des Neuen nur eine relative Bedeutung haben kann und alles geſchichtliche Geſchehen in unzerreißbaren Zuſammenhang mit der Vergangenheit ſteht, ſo hoffe ich doch, in dieſem Buche zeigen zu können, daß er auf die jetzigen Zuſtände in Südafrika wohl angewandt werden kann, daß ein neues Südafrika die Frucht dieſes Krieges iſt. So ſehr dort auch noch alles nach Geſtaltung ringt, die Richtung der Entwickelung deutet ſich doch ſchon an, und es iſt nicht ganz ausſichtslos, nach Antwort auf

Fragen zu suchen, die sich jedem aufdrängen, der denkend die politischen Zustände anderer Länder zu betrachten pflegt. Wenn ich im folgenden kurz diese südafrikanischen Probleme durchgehe, so wird es mir nicht schwer fallen, zu zeigen, daß es kaum eines gibt, daß nicht auch in irgend einer Weise deutsche Interessen berührt.

Der Krieg, der mit dem Frieden von Vereeniging sein Ende fand, war nicht der erste Kampf zwischen Buren und Briten in Südafrika. Schon einmal hatte ein britischer Statthalter Ende der 70er Jahre in Pretoria gesessen, Sir Theophilus Shepstone, und die Buren, die dieses Ereignis zunächst in Ruhe hinzunehmen schienen, hatten dann zu den Waffen gegriffen, die bei Majuba zu ihren Gunsten entschieden. Freilich hat England es damals nicht auf eine wirkliche Kraftprobe ankommen lassen, und das Ministerium Gladstone machte dem bösen Handel, den es als Erbschaft des konservativen Kabinetts übernommen hatte, durch einen für die Buren annehmbaren Frieden ein Ende. Hat die heutige Lage mit der von damals irgend eine Ähnlichkeit? Es leuchtet ein, daß das Burentum nach den Verlusten des letzten Krieges in ganz anderem Maße geschwächt sein muß, als es zu jener Zeit war, und daß andererseits keine Partei in England es jemals wagen könnte, nach den schweren Opfern an Gut und Blut, mit denen England den Besitz der Burenstaaten erkauft hat, diese Beute so leichten Kaufes wieder fahren zu lassen, wie dies die liberale Partei nach Majuba getan hatte. Trotzdem wurden bald nach dem Friedensschlusse Stimmen laut, auch dies wäre nur ein Waffenstillstand und „bald“ ginge es wieder los; und eine Äußerung, wie sie seitens des Burengenerals Beyers kürzlich fiel, wenn die Engländer es in

Südafrika ſo weiter trieben, würde es zu einem neuen Kriege kommen, ſcheinen derartigen Prophezeiungen einen Schein von Berechtigung geben. Es muß aber doch möglich ſein, die Wahrſcheinlichkeit eines derartigen Ereigniſſes genauer zu prüfen, nachzuforſchen, ob in der Stimmung und im Volkscharakter der Buren die Vorausſetzungen dafür gegeben ſind, und abzuwägen, welche Ausſichten ein derartiges Unternehmen überhaupt hat.

Sollte nun wenig dafür ſprechen, daß die Uhr der ſüdafrikaniſchen Geſchichte in der Weiſe wieder zurückgeſtellt werden könnte, daß ſich der Gegenſatz britiſcher Kolonien gegen holländiſch regierte freie Bauernſtaaten erneuert, dann werden wir damit rechnen müſſen, daß über das ganze Gebiet des heutigen britiſchen Südafrikas Engländer und Buren dauernd nebeneinander wohnen und das Letztere, ohne an holländiſchen Staatsweſen einen Rückhalt zu haben, wie ſeither, den Kampf um ihre nationale Behauptung werden führen müſſen. Was haben ſie hierbei für Ausſichten mit ihrer Afrikander-Taal, die ihnen nur an das kleine holländiſche Volk Anlehnung gibt und dabei doch ſchon von der holländiſchen Schriftſprache weit abweicht, im Kampfe gegen die engliſche Weltſprache, die das ganze Geſchäftsleben ſchon bisher beherrſcht hat und nun auch im amtlichen Verkehr und im geſellſchaftlichen Leben in die Vormachtſtellung einrückt? An ſich iſt ſchon das Studium dieſes Sprachenſtreites für den, der die gleichen Erſcheinungen auf unſerem alten Kontinent aufmerkſam verfolgt, von großem Reiz. Es gibt ja kaum einen Punkt an unſerer weit ausgedehnten deutſchen Sprachgrenze, wo wir ihn nicht vorfinden; hier ſind wir im Vordringen, dort in Abwehr-

ſtellung, in unſeren Oſtmarken oder in Böhmen wird der Kampf vom lauten Geſchrei politiſcher Kämpfe begleitet, an anderen Stellen iſt es nur ein ſtilles, zähes Ringen, wieder anderswo eine unauffällige, nur von wirtſchaftlichen Momenten getragene Verſchiebung. Iſt nun auch dieſe Lebensäußerung des Völkerkampfes, der zum großen Teil den Inhalt menſchlicher Geſchichte bildet, allgemeinen Geſetzen unterworfen, ſo verleugnet er doch nirgends die Mannigfaltigkeit und Eigenart jedes beſonderen Falles, die allem natürlichem Geſchehen eignet. Aber dieſes theoretiſche Intereſſe an dem nationalen Kampfe in Südafrika, der überwiegend ein Sprachenkampf iſt, verſchwindet faſt im Verhältnis zu dem praktiſchen, das wir ihm als Deutſche entgegenbringen müſſen. Ich habe ſchon darauf hingewieſen, daß uns der Untergang der transvaalſchen Republik ein reiches Land zur Betätigung unter gleichen Bedingungen mit anderen Völkern verſchloſſen hat; denn ſo wenig natürlich zu verkennen iſt, daß auch im alten Transvaal unter den Buren wirklich fremdenfeindliche Strömungen vorhanden waren, die ſich gegen alle Nichtburen richteten, ſo zweifellos iſt es, daß die natürliche Logik der Dinge die Transvaalregierung auch nach einem gewonnenen Kriege gezwungen hätte, als Gegengewicht gegen den engliſchen Einfluß die Anlage fremder, nichtengliſcher Kapitalien möglichſt zu begünſtigen. Aber noch ſind alle Ausſichten für uns nicht verloren, wenn es der holländiſchen Raſſe in Südafrika gelingt, ſich zu behaupten und dem Lande den Charakter eines von zwei Völkern bewohnten zu erhalten, in dem zwei Sprachen ihr Heimatrecht haben. Denn ein ſolches Land muß naturgemäß in nationaler Beziehung duldſam ſein, und für die nationale Erhaltung der Angehörigen eines

dritten Volkes bietet ſich zum mindeſten die Möglichkeit. In dem Maße aber, als es den Engländern gelingen ſollte, die holländiſche Sprache zu verdrängen, die Buren zu verengländern und das Engliſche alleinherrſchend zu machen, iſt die Bahn einer uns immer mehr von Südafrika ausſchließenden Jingo-Politik vorgezeichnet. Was das Vorherrſchen des engliſch-imperialiſtiſchen Einfluſſes für uns bedeutet, davon gibt uns der Vorzugszoll auf engliſche Waren und die Ausſchließung fremder Ärzte aus der Kapkolonie einen Vorgeſchmack. Zwar hat die erſtere Maßregel bis jetzt einen merklichen Einfluß auf unſeren Ausfuhrhandel nach Südafrika nicht gehabt, und die letztere iſt ja an ſich von geringerer Bedeutung. Aber ein franzöſiſches Sprichwort ſagt, daß bloß der erſte Schritt Mühe macht, und ein anderes, daß der Appetit beim Eſſen kommt. Bezeichnend iſt aber, daß das Vorgehen der Kapregierung in beiden Fällen beim holländiſchen Afrikanderbund auf Widerſtand geſtoßen iſt. Aber damit iſt die Bedeutung der Frage für uns keineswegs erſchöpft. Auch wir ſind eine ſüdafrikaniſche Macht neben England und Portugal; ſeit mehr als einem Jahre führen wir in unſerem ſüdafrikaniſchen Schutzgebiet einen ſchwierigen Eingeborenenkrieg faſt gegen die ganze im Aufruhr befindliche eingeborene Bevölkerung; mancher deutſchen Mutter Sohn ruht nun auch im ſüdafrikaniſchen Boden, und einige hundert Millionen ſind von uns geopfert worden, um uns dieſes Schutzgebiet zu erhalten; Südafrika fängt an, auch uns teuer zu werden. Daß wir unſere Kolonie gegen Hereros und Witbois behaupten werden, darum braucht uns nicht bange zu ſein. Wie aber, wenn im engliſchen Südafrika ein von ſtarkem engliſchem Selbſtbewußtſein erfülltes, national geeintes

Volk der Zukunft erwächst, das, von jugendfrischem, keckem Selbstvertrauen erfüllt, das Banner einer südafrikanischen Monroe-Doktrin entrollt und gegen uns zu Felde führt? Hätten wir dann nach den Erfahrungen des Burenkrieges und des Herero-Aufstandes überhaupt Aussicht, unsere Kolonie dauernd zu behaupten, und wenn, würde es die Opfer lohnen? So hängt die Frage des ungestörten Besitzes Deutschsüdwestafrikas aufs innigste mit der Entwickelung zusammen, die die nationalen Verhältnisse im benachbarten englischen Gebiete nehmen.

Hier kreuzt sich übrigens das nationale Problem mit dem politischen. Die Zukunft der mit Weißen bevölkerten Kolonien Englands liegt heute noch in ungewissem Nebel. Es gab Zeiten, wo man es nur für eine Frage der Zeit ansah, daß alle den Weg der Vereinigten Staaten gehen würden. Wenn heute das Pendel wieder nach der anderen Seite zu schwanken und das Band, das diese Kolonien mit dem Mutterlande verbindet, fester geknüpft zu werden scheint, so kann doch nur ein öder Formalismus alles über einen Kamm scheren wollen; die Verhältnisse liegen bei Australien anders als bei Kanada und bei beiden Kolonien wieder anders als in Südafrika. Neben der Treue zur Muttersprache, die der Brite einerseits, der Bur andererseits betätigt, besteht ein mächtiges Heimatgefühl bei letzterem und zieht den ersteren, wenn er erst längere Zeit im Lande lebt und dessen Boden liebgewonnen hat, unwiderstehlich in seinen Bann. Neben den Holländisch-Afrikander stellt sich der Englisch-Afrikander; ist dem Buren der Unabhängigkeitssinn angeboren, so rühmt sich auch der Brite seiner freien Einrichtungen, seiner Selbstverwaltung, die er

über den ganzen Erdball trage. Hier iſt ein Feld der politiſchen Betätigung gegeben, auf dem ſich beide die Hand reichen können, um gegen unnötige Bevormundung von ſeiten des Mutterlandes anzukämpfen. Dieſe politiſche Kampfesgemeinſchaft kann das Gefühl des nationalen Gegenſatzes leicht ganz zum Schweigen bringen und birgt eine Gefahr für den national ſchwächeren Teil, die Buren, in ſich. Und es braucht nicht geſagt zu werden, daß für uns auch ein freies aber rein engliſches Südafrika ein gefährlicher Nachbar iſt, ja ein noch gefährlicherer als eins, das vom engliſchen Mutterlande abhängt: denn mit England verbinden uns Beziehungen und Gegenſätze faſt auf der ganzen Erde, und das Schickſal unſerer Kolonie müßte nicht allein in Südafrika, ſondern auch in der Nordſee entſchieden werden. Ein freies Südafrika, das uns feindlich geſinnt iſt, wäre durch ſolche Rückſichten unbeſchwert.

Bisher haben wir indes nur den unmittelbaren Wirkungen unſere Aufmerkſamkeit zugewandt, nicht den mittelbaren, die in der Rückwirkung jedes ſüdafrikaniſchen Ereigniſſes auf das engliſche Mutterland beſtehen; und bei der großen Aufmerkſamkeit, die wir der politiſchen Lage und den inneren Zuſtänden unſerer Inſelvettern zu ſchenken allen Anlaß haben, wird uns auch das nicht gleichgültig laſſen können. Aber auch auf andere Art können wir hier Nützliches lernen. Bis zu einem gewiſſen Grade hat doch heute England die Zukunft Südafrikas in ſeiner Hand; es könnte dort den Arzt am Krankenbette ſpielen, hat ſich freilich bisher nur grob chirurgiſch betätigt. Aber was ſich in Südafrika in der nächſten Epoche Bedeutungsvolles zutragen mag, wird zum guten Teil die Reaktion auf die Eingriffe ſein, die man von

Downing-Street aus beliebt. Hier, wo England vor einer Aufgabe ſteht, die in der Tat — freilich infolge ſchwerer vorausgegangener Fehler — an die ſtaatsmänniſchen Fähigkeiten des engliſchen Volkes die größten Anforderungen ſtellt, müſſen ſich die Grenzen ſeiner Begabung am eheſten zeigen; ein Rückſchluß wird dann wohl gezogen werden können auf die Ausſichten der größerbritiſchen Politik; ob England, das verſtand, ein Weltreich zu erobern, auch begründete Ausſicht hat, es ſich zu erhalten. Eine ſehr erhebliche Rolle wird hierbei die Behandlung der Raſſenfrage ſpielen, die in Südafrika ſo verwickelt und bedeutungsvoll iſt wie nur irgendwo auf dem ſchwarzen Kontinent. Hier haben wir es mit Eingeborenen zu tun, die die Berührung mit der Ziviliſation ſehr gut vertragen und ſich unter ihrer Herrſchaft ſogar raſch vermehren. Aber wie dieſe Vermehrung an ſich ſchon eine Gefahr für die eine verhältnismäßig kleine Minderheit bildenden Weißen iſt, ſo ſind auch die ſonſtigen Wirkungen der engeren Berührung mit dem weißen Manne keineswegs beruhigend; dabei iſt andererſeits der Schwarze ein ſehr notwendiges Mittel zur wirtſchaftlichen Erſchließung des Landes, denn er iſt dort der gegebene ungelernte Arbeiter. Wir zahlen jetzt in unſerer ſüdafrikaniſchen Kolonie teures Lehrgeld; es gibt Kenner Südafrikas, die behaupten, es werde auch den Engländern nicht erſpart bleiben. Indes iſt mit den Schwarzen die Zahl der Raſſenfragen, die es da zu löſen gibt, keineswegs erſchöpft; am Kap ſitzt eine unruhige Miſchlingsbevölkerung, die wegen ihrer Bildungs- oder beſſer geſagt, Halbbildungsfähigkeit beſonders ſchwer zu behandeln iſt. In Natal hat man indiſche Kulis als Arbeiter in den Zuckerplantagen ins Land gerufen und

wird mit Schrecken gewahr, wie ſie ſich nun in allen Berufen einniſten und den weißen Mann verdrängen. In Transvaal iſt dieſe Indierfrage gleichfalls brennend, und dort bereichern noch die Chineſen die Farbenkarte um eine weitere Abtönung. Auch hier genügend Aufgaben, an denen die Regierenden ihren Witz üben können. Aber nicht nur das Maß der Regierungskunſt und ſtaatsmänniſchen Weisheit, das England auf Südafrika loszulaſſen hat, wird die Zukunft dieſes Landes beſtimmen, ſondern auch das ſeiner nationalen Kraft und raſſenmäßigen Tüchtigkeit, die ſich in der koloniſatoriſchen Fähigkeit des einzelnen kundgeben muß. Hat das völlig induſtrialiſierte England heute noch Auswanderer, die als Landleute die weiten Räume Südafrikas zu beſiedeln imſtande ſind? Können ihm ſeine Kolonien: Kanada, Auſtralien, Neuſeeland hier helfend beiſpringen? Es ſind Fragen, deren Beantwortung bedeutungsvoll iſt für die Zukunft des engliſchen „Empire“, aus denen aber auch andere Völker und ganz beſonders das deutſche für ihre eigene Wirtſchaftspolitik reichlich lernen können.

Dies alles betrifft die politiſche Zukunft Südafrikas; von nicht minderem Belange für uns ſind ſeine wirtſchaftlichen Entwickelungsmöglichkeiten. Die Goldinduſtrie Transvaals war ein mächtiger Hebel in der politiſchen Geſchichte Südafrikas, und ſie bedeutet das Rückgrat ſeiner Volkswirtſchaft. Aber über das hinaus iſt ſie ein Faktor in der Weltwirtſchaft; und wenn, was durchaus kein Phantaſiegebilde iſt, vielleicht ſchon in 20 Jahren Transvaal allein ſo viel Gold zu Tage bringt, wie heute die geſamte Goldförderung der Erde beträgt, dann wird es kaum einen Haushalt in der ziviliſierten Welt geben, der nicht in irgend einer Weiſe eine Rückwirkung davon

ſpürt, daß die allzu knappe „Golddecke“ der Welt nun ſo viel größer geworden iſt, daß, an ihr gemeſſen, ſich der Preis aller Erzeugniſſe erheblich erhöht hat; haben doch auch zweifellos die Goldfelder am Witwatersrand den Beſtrebungen auf Einführung von Silber- oder Doppelwährung praktiſch ein Ende geſetzt. An der Goldinduſtrie in Transvaal iſt deutſches Kapital übrigens auch ſtärker beteiligt, als es — leider — äußerlich den Anſchein hat. Indes das Gold erſchöpft die Bedeutung nicht, die Südafrika für die Weltwirtſchaft vielleicht haben kann; wird es immer darauf beſchränkt bleiben, Gold und Diamanten und daneben höchſtens noch etwas Wolle und Straußenfedern auszuführen? Man verweiſt gern auf das Beiſpiel von Kalifornien, das, zuerſt durch Digger der Beſiedelung erſchloſſen, heute, wo das Gold längſt ausgearbeitet iſt, ein blühendes, ackerbautreibendes Land mit einer reichen landwirtſchaftlichen Erzeugung iſt. Welche Möglichkeiten bietet in dieſer Beziehung Südafrika? Und weil wir gerade beim Vergleiche mit den Vereinigten Staaten ſind: vor wenigen Jahrzehnten hielten wir es noch für ein Axiom, daß dieſe ſtets nur Rohprodukte ausführen und Induſtrieerzeugniſſe von uns zu kaufen genötigt ſein würden; heute marſchieren die Yankees in der Stahl- und Eiſeninduſtrie an der Spitze der Welterzeugung. Sie haben eine mächtige Induſtrie, die faſt alle Gebiete umfaßt und uns nicht nur von ihrem eigenen Markt faſt ganz verdrängt hat, ſondern uns auch auf allen neutralen Märkten, ja ſelbſt im Herzen Deutſchlands Wettbewerb bereitet. Haben wir ähnliches von Südafrika zu erwarten? Werden auch die „ſchwarzen Diamanten“ des Landes und die ungeheuren Eiſenerzmengen, die heute dort gar keine Beachtung finden, einmal

Bedeutung auf dem Weltmarkt gewinnen? Ist auch Südafrika ein Land „unbegrenzter Möglichkeiten“?

Wie vielfach deutsche Interessen von der künftigen Entwickelung Südafrikas berührt werden, habe ich schon angemerkt. Aber es erübrigt noch die Frage, ob das deutsche Volk als solches — nicht seine im Reich verkörperte politische Vertretung — in den werdenden Gestaltungen des neuen Südafrika irgend eine Rolle zu spielen berufen ist. Wir wissen ja heute, wie groß unser Anteil am Aufbau des Burenvolkes war; auf Schritt und Tritt begegnet man in Südafrika Spuren deutschen Einflusses und deutscher Arbeit, den Enkeln deutscher Vorväter; aber wie oft hat man leider dabei das Gefühl, zwischen Leichensteinen zu wandeln. Durch drei Jahrhunderte haben wir Kulturarbeit in Südafrika geleistet, wie ein Sprühregen ging deutsches Blut auf diesen stets so durstigen Boden nieder, um nur zu oft spurlos zu verschwinden. Indes so manches hat sich doch erhalten. Gerade seit dem Kriege geht das Deutschtum mancherorts in Südafrika daran, sich neu zu befestigen. Hat es Aussicht, sich zu erhalten? Kann es als selbständiger Faktor mitwirken am Aufbau der Kultur, die sich Südafrika erst noch schaffen muß? Wird es einmal einen Typus des Deutsch-Afrikanders geben neben dem des Holländisch- und Englisch-Afrikanders? Ich brauche kaum darauf hinzuweisen, welche Bedeutung die Antwort auf diese Fragen auch im Hinblick auf unsere Auswanderung hat, die bei unserer starken Volksvermehrung in den nächsten Jahrzehnten zweifellos stark zunehmen wird. Freilich, wenn sich die wirtschaftlichen Verhältnisse in Südafrika derart gestalten, daß unsere Landsleute dort guten Verdienst und die Möglichkeit, sich zu einer ge-

ſicherten Lebensſtellung emporzuarbeiten, vorfinden, dann würde uns auch die klarſte Erkenntnis, daß ſie ihrem Volkstum verloren gehen, kein Mittel an die Hand geben, ſie von der Auswanderung dahin abzuhalten. Aber wenn wir eine begründete Hoffnung haben, daß in dem neuen Südafrika auch der Deutſche und ſeine Nachkommen, wenn auch nicht der deutſchen Staatsangehörigkeit, ſo doch dem deutſchen Volkstum erhalten bleiben können, dann läßt ſich vielleicht einiges tun, um deutſche Auswanderer planmäßig nach beſtimmten Orten Südafrikas zu leiten, wo ſie bereits Kriſtalliſationspunkte des Deutſchtums vorfinden, ſicher aber vieles, um ihnen das Deutſchbleiben zu erleichtern, indem wir vom Mutterlande aus allen deutſchen Einrichtungen, wie Schule, Kirche, Büchereien u.ſ.w. unſere Hilfe leihen.

Das ſind nicht alle, aber doch die wichtigſten Rätſel, die der Süden des ſchwarzen Erdteils uns zu löſen aufgibt; und vielleicht zeigt ſchon dieſe kurze Überſicht, daß ſie an ſich nicht unintereſſant ſind und vielfach deutſche Intereſſen berühren. Manche Frage hat durch den Ausgang des Burenkrieges neue Geſtalt gewonnen, andere ſind ſeither erſt entſtanden. Die Anteilnahme, die ich ſeit Jahren den Geſchehniſſe in Südafrika ſchenkte, regte mich an, eine Erkundungsfahrt dorthin zu unternehmen, die mir die Aufklärungen geben ſollte, die ſich nur an Ort und Stelle gewinnen laſſen; in der Tat läßt ſich vieles im politiſchen und wirtſchaftlichen Leben Südafrikas nur verſtehen, wenn man die Bühne kennt, auf der ſich die Ereigniſſe abſpielen. Denn wenn irgendwo die Umgebung, Natur und Lebensbedingungen, ja, ſelbſt die Landſchaft die Menſchen beeinflußt und umgeſtaltet, ſo iſt es hier der Fall. Aber es galt vor allem, dieſe Menſchen ſelbſt zu

ſehen und mit ihnen in nähere Berührung zu treten; glücklicherweiſe wurde mir dies ſehr erleichtert durch die Bekanntſchaft mit hervorragenden Burenführern, die Europa beſucht hatten und durch gute Einführungen, die ich an leitende Perſönlichkeiten des Afrikanderbonds in der Kapkolonie hatte, ſo daß ich wohl annehmen kann, daß ich von dieſer Seite ohne jegliches Mißtrauen aufgenommen worden bin. Zu den liebſten Erinnerungen meines Aufenthalts in Südafrika gehört aber auch die viele Freundſchaft, die ich von meinen deutſchen Landsleuten erfahren durfte, die mir in jeder Weiſe behilflich waren, meine Beſtrebungen zu fördern. Dabei habe ich natürlich den Verkehr mit engliſchen Kreiſen keineswegs vernachläſſigt; wenn ich ihn aber nicht in erſter Reihe pflegte und insbeſondere auf eine Einführung bei leitenden engliſchen Beamten, die mir ohne große Anſtrengung möglich geweſen wäre, wenig Wert legte, ſo kann ich das wohl einigermaßen begründen. Die treibenden Kräfte der ſüdafrikaniſchen Politik der nächſten Zeit kann man in zwei Gruppen teilen: die eine hat ihren Schwerpunkt außerhalb Südafrikas und umfaßt alle Einwirkungen, die von England ausgehen und von der geſamten Politik der gerade am Ruder befindlichen Partei u.ſ.w. abhängig ſind. So hätte z. B. die Erſetzung des jetzigen konſervativen engliſchen Miniſteriums durch ein liberales ſicherlich für Südafrika ſehr weitreichende Bedeutung; aber ſelbſt der höchſte engliſche Beamte in Südafrika hätte mir weder über die Wahrſcheinlichkeit eines ſolchen Wechſels noch über deſſen Folgen irgend etwas Maßgebendes ſagen können. Das Gegenteil zu dieſem von England aus wirkenden Faktor bildet das, was ſich als Afrikandertum im weiteſten Sinne begreifen läßt und

zum größeren Teil zwar aus Buren, aber doch auch in recht erheblichem Maße aus Engländern besteht: die bodenständige Bevölkerung Südafrikas. Seit dem Ausgange des Burenkrieges steht dies Afrikandertum mehr denn je auf sich allein und wurzelt mit allen seinen Interessen und Hoffnungen in dem Boden, auf dem es gewachsen ist; und auf diesem Boden muß man es aufsuchen, wenn man es kennen lernen und in seiner Bedeutung für Südafrikas Zukunft abschätzen will. Ich verkenne nicht, daß ein Aufenthalt von 4 Monaten, auf den ich mich beschränken mußte, vieles nur lückenhaft erkennen läßt, und ich zweifle nicht daran, daß es so manchen Menschen geben mag, der mit den dortigen Verhältnissen vertrauter ist als ich. Trotzdem möchte ich niemandem bloß auf den Titel eines längeren Aufenthalts in Südafrika hin das Recht zugestehen, dies Buch mit überlegener Miene zu kritisieren; denn ich war oft erstaunt, wie wenig Leute, die seit Jahren in Südafrika wohnen, von Einrichtungen der Kolonie wissen, in der sie leben, von den Verhältnissen einer Nachbarkolonie ganz zu schweigen. Das erklärt sich ja ziemlich ungezwungen aus dem Vorwiegen der materiellen Interessen, die im Mittelpunkt dieses kolonialen Lebens stehen. Mit diesen nicht beschwert zu sein, ist ein Vorzug; denn allzuleicht verschiebt und verzerrt sich das Bild unserer Umgebung, je nachdem sie fördernd oder hemmend auf unser eigenes Gedeihen eingewirkt hat. Aber noch einen anderen Vorteil mag der kürzere, zeitweilige Aufenthalt zur Erkenntnis der Verhältnisse des Landes bieten: er hält die Sinne noch frisch zur Erfassung seiner Eigenart. Gar bald stumpfen sie sich ab, man paßt sich der Umgebung an; man steht nicht mehr am Ufer, um den Strom zu beob-

achten, ſondern man ſchwimmt in ihm, und das gibt falſche Perſpektiven. Schließlich wird man aber überhaupt von der Perſon des Beobachters nie abſehen können. So kann ich dem Leſer das Bild des neuen Südafrika nur ſo entwerfen, wie ich es geſehen habe, und ihm einige Beiträge zur Löſung ſüdafrikaniſcher Probleme unterbreiten, ſo wie ſie ſich mir dargeſtellt haben.

2. Kapitel.

Das Afrikandertum der Kapkolonie.

Es bedarf wohl keiner besonderen Begründung, wenn ich mich zuerst der Betrachtung der alteingesessenen weißen Bevölkerung Südafrikas zuwende, die zwar gegenwärtig besiegt und an die Wand gedrückt erscheint, trotzdem immer noch den bedeutungsvollsten Faktor in der südafrikanischen Politik bildet; und was nicht zu vergessen ist, den bodenständigsten. Die Bedeutung, die die Buren in den ehemaligen Republiken als die dort herrschende Klasse hatten und die entscheidende Rolle, die sie im Kriege spielten, brachte es mit sich, daß wir gewohnt waren in Transvaal und im Freistaat den Schwerpunkt des Burentums zu suchen; so lange die Republiken bestanden, mit vollem Recht, denn die politische Macht wog viel schwerer als das rein zahlenmäßige Verhältnis. Durch den Krieg sind Freistaater und Transvaaler nun gleichfalls Untertanen der englischen Krone geworden, befinden sich aber in viel ungünstigerer Lage als ihre Volksgenossen in der Kapkolonie, weil sie vorläufig keinerlei politische Rechte und keinen Anteil an der Verwaltung des Landes haben und außerdem wirtschaftlich in sehr bedrängter Lage sind. So hat sich der Schwer-

punkt des Burentums wieder nach dem Stammlande: der Kapkolonie zurückverſchoben, wo noch heute die Mehrheit des Volkes ſeinen Wohnſitz hat. Hier werden auch die Würfel fallen, die Entſcheidung darüber, ob die Buren ſich national erhalten können oder nicht; jede Prüfung dieſer Frage muß heute von der Kapkolonie ihren Ausgang nehmen.

Zunächſt muß ich einige Erörterungen über Begriffsbeſtimmungen vorausſchicken, die etwas langweilig ſein mögen, die ich indes meinen Leſern doch nicht ganz erſparen kann. Das, was wir in Deutſchland als Burenvolk bezeichnen, iſt zweifellos ein ethnographiſch ſehr gut zu beſtimmender Begriff: es ſind die Nachkommen der Holländer, Deutſchen und franzöſiſchen Hugenotten, die zur Zeit der Beſitzergreifung vom Kap durch die Engländer, alſo zu Beginn des 19. Jahrhunderts bereits ein einheitliches Volk bildeten, deſſen Sprache ein holländiſcher Dialekt — das ſogenannte Kapholländiſch oder Afrikaniſch — iſt, der ſich durch ſeine große Gleichartigkeit über den ganzen weiten Raum von Südafrika auszeichnet. Treibt auch der überwiegende Teil dieſes Volkes Landwirtſchaft, ſo iſt der Ausdruck „Bur“ doch irreleitend, wenn man ihn auf einen Mann anwenden ſoll, der in einer eleganten Villa wohnt und Rechtsanwalt iſt, oder einem ähnlichen Berufe obliegt. Das Wort „Bur“, das ja, wie bekannt, weiter nichts bedeutet als Bauer, wird denn auch in der Kapkolonie in der Tat faſt nur für wirkliche Farmer gebraucht, wobei dann keineswegs geſagt iſt, daß es immer einen Südafrikaner holländiſcher Abſtammung bedeuten muß, es kann ebenſogut von einem deutſchen, engliſchen oder ruſſiſchen „Buren“ in einem holländiſchen Blatte die Rede ſein. Trotzdem wird es

wohl keinem Mißverständniſſe begegnen, wenn ich der Bequemlichkeit und Kürze des Ausdrucks wegen die Bezeichnung: Bur im Sinne der obigen ethnographiſchen Begriffsbeſtimmung und gleichbedeutend mit Holländiſch-Afrikander gebrauche. Andere Stände bezeichnen ſich mit Vorliebe als „Afrikander“. Dieſer Begriff hat einen vorwiegend politiſchen Charakter, wenn er auch heute noch bis zu einem gewiſſen Grade mit der oben feſtgelegten ethnographiſchen Umgrenzung des Burenvolkes zuſammenfallen mag. Der Name kam erſt 1880 auf, als Reitz, der ſpäter Präſident des Freiſtaats und dann Staatsſekretär von Transvaal wurde, den „Afrikanderbond“ gründete, der bald, insbeſondere durch die Tätigkeit Jan Hofmeyers in der Kapkolonie zu großer Bedeutung gelangte; es war das erſte politiſche Erwachen der holländiſchen Bevölkerung infolge der erſten Einverleibung Transvaals durch England und der autokratiſchen Herrſchaft des Statthalters Sir Bartle Frere. Zunächſt hatte der Afrikanderbond das Ziel, das Burentum Südafrikas, das unter verſchiedenen politiſchen Formen lebte — ein Teil in unabhängigen Republiken, der andere unter britiſcher Flagge — einheitlich zuſammenzufaſſen. Sehr bald aber trat dieſe Beſtimmung in den Hintergrund und der Bond wurde der Sammelpunkt für die Buren der Kapkolonie; denn in den Republiken bedurfte es naturgemäß einer derartigen beſonderen Zuſammenfaſſung der Buren nicht, da dieſe ja in ihrem Staatsweſen die unbeſtrittene Alleinherrſchaft ausübten. Inzwiſchen hatte ſich der Begriff des „Afrikanders“ noch erweitert, und er faßt diejenigen Bewohner Südafrikas ohne Rückſicht auf ihre Nationalität zuſammen, die aus dem Lande ihre dauernde Heimat gemacht haben und die

Geſchicke dieſes Landes ſelbſt geſtalten, es ſelbſt regieren wollen ohne irgend welche Einmiſchung von außen. Das war der Inhalt, den Reitz urſprünglich ſchon der Bezeichnung gegeben, der aber erſt durch die Ereigniſſe der letzten Jahre praktiſche Bedeutung erlangt hat. Ich kann das nicht beſſer erläutern, als durch ein Gedicht in kapholländiſcher Mundart von Reitz, das ſeinem Inhalt nach aus dem Jahre 1880 oder 1881 ſtammen muß; die hier in Betracht kommende Stelle lautet:

Ons natie met sijn eije vlag
Ontstaat tog seker nog een dag:
Wat raak dit ons met Holland dan:
Wat gaat ons Engeland dan an?
Suid Afrika alleen's ons land,
Hier stig ons dan een broederband.
Met Afrikaanders werk ik saam;
Is Hollands of is Brits sijn naam,
Is Frans of Duits sijn afkoms ook
Dit is gen saak om o'er te spook.

(Unſere Nation mit ihrer eigenen Flagge entſteht doch ſicher noch eines Tages; was haben wir dann mit Holland zu tun, was geht uns dann England an? Südafrika allein iſt unſer Land, da ſtiften wir dann einen Bruderbund. Mit Afrikandern arbeite ich zuſammen, ob ihr Name engliſch oder holländiſch, ihre Abkunft franzöſiſch oder deutſch iſt, darüber braucht man nicht ein Wort zu verlieren.)

Dies zeigt deutlich, daß der „Afrikander" ein weſentlich politiſcher Begriff iſt und es ſo lange bleiben muß, bis etwa aus den Afrikandern ein wirklich einheitliches Volk mit einer gemeinſamen Sprache erwächſt,

was — wenn es überhaupt Aussicht auf Verwirklichung hätte — doch in weitem Felde läge. Heute steht die Sache jedenfalls so, daß zwar das Burenvolk den Kern des Afrikandertums bildet, daß man aber ebenso wie von Holländisch-Afrikandern auch von Englisch- oder Deutsch-Afrikandern sprechen kann und in Zukunft wird dies mit immer mehr Berechtigung der Fall sein. Die Engländer gebrauchen in der Kapkolonie für die Holländisch-Afrikander vorwiegend die Bezeichnung „dutch", in den ehemaligen Republiken meist „boer", während sowohl im englischen wie im holländischen Sprachgebrauch übereinstimmend mit „Hollander" ein in Europa geborener Niederländer bezeichnet wird. Eine Einrichtung, die einzige die gegenwärtig, wenn auch in Transvaal unter anderem Namen, das ganze Burentum Südafrikas umfaßt, trägt übrigens eine Bezeichnung, die uns besonders vertraut klingt; der Name der Kirche, der die überwiegende Mehrzahl der Buren angehört, lautet: nederduitsche gereformeerde Kerk.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, in eine ausführliche Schilderung der Geschichte des Burentums oder Südafrikas einzutreten, die Ereignisse des Krieges haben sie ja bekannt genug gemacht und ziemlich allgemeines Interesse dafür geweckt. Aber einige Gesichtspunkte herauszuheben und besonders zu unterstreichen lohnt sich wohl, insofern sie uns das Verständnis der gegenwärtigen Zustände erleichtern.

Aus der Zeit der holländischen Herrschaft am Kap sei besonders auf einen Umstand hingewiesen: das Verhältnis zwischen den Ansiedlern und der Regierung war in keiner Weise patriarchalisch oder dazu angetan, ein besonderes holländisches Staatsgefühl in den Siedlern

lebendig zu halten; denn das, was ihnen als Regierung und als Verbindung mit dem Mutterlande entgegentrat, war nicht eine Staatsregierung, die in sorgsamer Weise bemüht gewesen wäre, das Land als Neuland des niederländischen Volkes zu erschließen und zu entwickeln, sondern es war eine Handelsgesellschaft: die holländisch-ostindische Maatschappy, die lediglich ihren Handelsinteressen nachging, und der es in erster Linie darauf ankam sich ohne zu große finanzielle Auslagen das Kap der guten Hoffnung, das für sie weiter nichts war, als ein Stützpunkt für ihre nach den indischen Inseln auslaufenden Schiffe, zu erhalten; im übrigen konnte bei einem Teil der Einwanderer, wie z. B. den französischen Hugenotten, die die Gestaltung des hier entstehenden neuen Volkes sehr stark beeinflußt haben, ja von einer Anhänglichkeit an Holland so wie so nicht die Rede sein. So ist es zu erklären, daß, wie groß immer auch die Unzufriedenheit mit der englischen Herrschaft zu manchen Zeiten gewesen sein mag, doch niemand jemals im Ernste Bestrebungen oder auch nur Wünsche hegte, die auf eine Vereinigung mit dem ursprünglichen Mutterlande hinausgingen. Es hat auch unter der Herrschaft der holländisch-ostindischen Kompagnie an Reibungen zwischen den Gouverneuren und den Ansiedlern nicht gefehlt; der Drang der Buren nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit hat im wesentlichen aber auch die Geschichte Südafrikas unter englischer Herrschaft bestimmt, wobei allerdings Mißgriffe der Regierung, die die Ansiedler materiell schwer schädigten, eine große Rolle spielten. Ich meine hier insbesondere die bekannte Angelegenheit der Sklavenbefreiung, bei der die ursprünglichen Eigentümer der Sklaven schließlich auch um die

von der englischen Regierung gewährte Entschädigung betrogen wurden.

Noch ein anderes geschichtliches Ereignis muß man sich zum Verständnis der Burenpsychologie gegenwärtig halten. Bei den Trekks, die die Folge der Unzufriedenheit mit der englischen Regierung waren, mußte eine Scheidung des Burenvolkes eintreten, die sich nicht allein nach äußerlichen Umständen vollzog. Zweifellos waren es da die härteren und unabhängigeren Charaktere, die sich der englischen Herrschaft zu entziehen suchten, während das weichere und gefügigere Element in der Kapkolonie verblieb; und von diesem waren es auch wieder sicherlich die unternehmenden Geister die den Hauptteil des Zuzugs bildeten, den die Bevölkerung der Republiken beständig aus der Kapkolonie erhielt. Wenn man in der Kapkolonie einen besonders geringen Grad nationaler Widerstandsfähigkeit findet, so wird man diese, wenn ich so sagen darf, Charakterſiebung, die im Verlaufe der geschichtlichen Ereignisse stattgefunden hat, nicht außer acht lassen dürfen. Nicht ohne Bedeutung ist es endlich, daß diese Wanderungen, die schließlich zur Gründung der unabhängigen Burenrepubliken führten, nicht nationalen Momenten, sondern wirtschaftlichen Umständen einerseits, dem Wunsch nach Unabhängigkeit und Selbstregierung andererseits, ihren Ursprung verdankten. Auch in der weiteren Geschichte dieser Trekks zeigte sich nirgends das Bedürfnis nach einer großen einheitlichen nationalen Zusammenfassung. Die spätere „Südafrikanische Republik" bestand ursprünglich aus 4 Einzelrepubliken, die sich, nur der Not gehorchend, zusammenschlossen. Der Staat war für den Buren lediglich eine lästige Zusammenfassung der unvermeidlich gewordenen gemeinsamen Einrichtungen,

und erſt in den letzten Jahren vor dem Kriege zeigten ſich die Anſätze zu einem wirklichen Staatsgefühl vor allem in den gebildeten Klaſſen.

Auch einige ſtatiſtiſche Tatſachen aus der Vergangenheit des Burenvolkes verdienen beſondere Anmerkung. Die Angaben für eine ſo weit zurückliegende Zeit wie 1700 machen gewiß nicht auf eine Genauigkeit im Sinne der modernen Statiſtik Anſpruch. Da es ſich aber um ſo kleine Zahlen handelt, ſo würde hier ein geringerer oder größerer Fehler keine bedeutende Rolle ſpielen. Die Zahl der Weißen am Kap wird für das Jahr 1700 auf 1200 angegeben, für 1744 auf 4000 und für 1807 auf 27000. Aus den Geſchlechtsregiſtern von Chriſtoffel Coetzee de Villiers ſchließt Colenbrander, daß ſich in dieſem Zeitraum die eingeſeſſene Bevölkerung jeweils in 30 Jahren verdoppelt hat, der Überſchuß ſomit auf Zuwanderung beruht. Man kann wohl annehmen, daß zu dieſer Zeit die Bevölkerung noch ſo gut wie rein holländiſch war, bezw. daß die damals vorhandenen Bewohner in das holländiſch-afrikaniſche Volkstum bereits eingeſchmolzen waren. Von jetzt ab beginnt zweifellos eine ſtarke engliſche Einwanderung, und wenn wir für das Jahr 1822 eine Bevölkerung von 48000 Weißen vorfinden, ſo wiſſen wir, daß dies nicht mehr auf Rechnung der natürlichen Vermehrung der Buren zu ſetzen iſt, ſondern daß in dieſer Ziffer bereits ein ſtarker Zuzug aus England zum Ausdruck kommt; denn in das Jahr 1820 fällt die Einwanderung der „Albany-Settler“ in den Oſten der Kapkolonie. Dieſe Einwanderer erhalten ſich auch engliſch, und von jetzt ab haben wir mit dem Vorhandenſein zweier Nationalitäten in Südafrika zu rechnen. Bei der zahlenmäßigen Feſtſtellung der gegenwärtigen, nationalen Ver-

hältniſſe kämpft man mit einigen Schwierigkeiten inſofern, als bei den Volkszählungen, die nun ſeit zwei Jahrzehnten in der auch in anderen Ländern üblichen Weiſe in regelmäßigen Abſtänden von 10 Jahren vorgenommen werden, die Frage nach der nationalen Zugehörigkeit der Bewohner nicht geſtellt wird. Indes wird dieſe Lücke ziemlich ausgefüllt durch die Frage nach dem Bekenntnis, da die Buren ſo gut wie ausſchließlich ihren eigenen Kirchen angehören, die Angehörige anderer Nationalitäten als Mitglieder nicht beſitzen. Es gibt im ganzen drei Burenkirchen in Südafrika. Die meiſten Anhänger beſitzt die oben erwähnte „Nederduitſche gereformeerde Kerk", die in Transvaal den Namen der „vereinigten Kirche" führt, da es dort nach verſchiedenen kirchlichen Spaltungen zu einer Wiedervereinigung auf dem dogmatiſchen Boden der urſprünglichen „nederduitſchen" Kirche kam. Indes war dieſe Vereinigung nicht vollſtändig, da neben der vereinigten zwei weitere Kirchen beſtehen, die „reformierte Kirche von Südafrika", der beiſpielsweiſe auch Krüger angehörte und die gewöhnlich als Dopperkirche bezeichnet wird (ſie iſt auch in der Kapkolonie vertreten), und die „hervormde Kerk", die der gleichen Sekte in Holland entſpricht und zu der ſich z. B. der gegenwärtige holländiſche Miniſterpräſident Kuyper bekennt. Beide Kirchen verkörpern beſonders ausgeſprochen den Standpunkt der Orthodoxie.

Nun ergibt die letzte im April 1904 abgehaltene Volkszählung folgende Ziffern für die Kapkolonie, neben die ich die entſprechenden Zahlen von 1891 ſtelle:

Geſamtzahl der	1891	1904	Zuwachs
Weißen	376,987	580,380	54 %
Mitglieder der niederd. ref. Kirche	220,649	296,792	

Mitglieder der ref.	1891	1904	Zuwachs
Kirche von Südafrika	7,978	5,991*)	
Insgesamt Holländisch-Afrikander	228,627	302,783	32,3%
Anteil der Holländisch-Afrikander an der weißen Gesamtbevölkerung	60,7%	51,2%	

Nicht ohne Interesse ist die Frage, wie sich die Holländisch-Afrikander auf Stadt und Land verteilen, einerseits, weil dies einen Rückschluß auf ihre Berufsgliederung zuläßt, andererseits weil dies auch zeigt, in welchem Maße sie der Beeinflussung durch eine überwiegend englisch-sprechende Umgebung ausgesetzt sind. Da ergibt sich, daß von einer „städtischen" Bevölkerung von 312 542 Seelen 86 711 Holländisch-Afrikander sind, also 28,9 %; dabei muß allerdings bemerkt werden, daß es sich hierbei weder um Städte im europäischen Sinne handelt, noch daß überall das obenerwähnte Überwiegen englischen Einflusses vorhanden ist. Denn eine große Zahl von Orten, die hier als Städte gerechnet werden, sind vorwiegend von Holländisch-Afrikandern bewohnt. Nur Kapstadt und seine Vororte besitzen eine erhebliche Burenminderheit: 27 350, in Port Elisabeth, Grahamstown, East London ist sie verschwindend. Man greift wahrscheinlich zu hoch, wenn man annimmt, daß 40 000 Buren in der Kapkolonie in einer überwiegend englischen Umgebung in den Städten wohnen. Andererseits entfallen von einer ländlichen Bevölkerung von rund

*) Die Richtigkeit dieser Ziffer wird von der Leitung dieser Kirche bestritten; nach Ausweis der von der Kirche geführten Statistik soll eine Zunahme ihrer Bekenner stattgefunden haben.

267 000 Seelen 215 000 auf die Buren, d. h. 80,4 %. Also 71 % der Kapburen wohnt in einem Gebiete, in dem sie eine $^4/_5$-Mehrheit haben. In Transvaal und der Oranjefluß-Kolonie wurde im vergangenen Jahre zu gleicher Zeit wie in der Kapkolonie eine Volkszählung veranstaltet. Die Antwort auf die Frage des Bekenntnisses wurde jedoch nicht verpflichtend gemacht, was umso wunderlicher ist, als dies später zu einer geheimen Weisung des Gouverneurs an die Verwaltungsbeamten Veranlassung gab, sie mögen nachträglich die Zahl der Buren in ihrem Bezirke ermitteln, was begreiflicherweise für die Regierung mit Rücksicht auf die zu gebende Verfassung und Wahlordnung von großem Belange sein mußte. Jedenfalls steht eine Veröffentlichung darüber noch aus. Die Statistik der nederd. ref. Kirche in der Oranjeflußkolonie weist 87 352 Mitglieder aus (vor dem Kriege 83 043), bei einer Gesamtbevölkerung der Kolonie von 143 419 Weißen; da diese Kirche hier fast allein unter den Buren verbreitet ist und die Erfahrung lehrt, daß diese Kirchenstatistiken meist etwas unter den wirklichen Ziffern bleiben, so wird man die Zahl der Buren im Freistaat auf 90000 schätzen dürfen. Für Transvaal fehlen uns genauere Anhaltspunkte; doch dürfte die Annahme von 120 000 Buren daselbst nicht zu hoch gegriffen sein. Rechnet man die Buren in Natal und Rhodesia hinzu, so kann man etwa 530 000 Buren in ganz Südafrika annehmen, wobei diese Zahl nach oben und unten kaum um mehr als 10 000 ungenau sein mag; das wäre also nicht ganz die Hälfte der 1 135 000 betragenden weißen Gesamtbevölkerung von Britisch-Südafrika. Ein statistischer Rückblick gibt uns auch Hinweise auf die Wander-

bewegung, die seit den ersten Trecks nach dem Innern nie aufgehört hat. Mitte der 70er Jahre betrug die Burenbevölkerung des Freistaats nicht mehr als 25 000, die des Transvaals nicht mehr als 15 000 Seelen. Im Jahre 1890 ist die Zahl der Buren im Freistaat höchstens auf 60 000, die in Transvaal auf nicht viel mehr zu veranschlagen.

Es ist klar, daß diese außerordentliche Zunahme der Burenbevölkerung in den ehemaligen Republiken nicht das Ergebnis einer natürlichen Volksvermehrung sein kann, mag diese auch noch so erstaunlich sein. Sie beruht vielmehr auf der starken Zuwanderung von Buren aus der Kapkolonie, wo, zwar sicherlich nicht im europäischen Sinne, so doch nach südafrikanischen Begriffen, das Land in manchen Teilen bereits übervölkert ist, wo sich jede neue Generation mehr und mehr auf dem Boden beengt fühlte, und einzelne daraus immer wieder Veranlassung nahmen, sich dem Innern des Kontinents zuzuwenden, wo sie noch bessere Aussicht hatten, nach ihren Begriffen frei leben und wirtschaften zu können. Alles in allem gibt uns jedenfalls diese Zahlenzusammenstellung ein Bild von der Vitalität des Burenvolkes, das sich im Laufe eines Jahrhunderts auf das Zwanzigfache vermehrt hat.

So erstaunlich diese Vermehrung aber auch sein mag, — sie findet, beiläufig bemerkt, in der deutschen Kolonisationsgeschichte Seitenstücke — sie konnte doch nicht mit der Einwanderung, die der Mineralreichtum des Landes anlockte, gleichen Schritt halten. Dies zeigen die oben wiedergegebenen Ziffern; in der Periode 1891—1904 vermehrt sich die weiße Gesamtbevölkerung um 54 % (wovon allerdings etwa 3 % auf Rechnung während

dieſer Zeit einverleibten Gebietsteile kommen.) Die Burenbevölkerung hat ſich inzwiſchen bloß um 32,3 % vermehrt, an ſich gewiß ein außerordentliches Ergebnis, wenn die namhafte Abgabe von Menſchenmaterial an die Burenſtaaten mit in Betracht gezogen wird, aber es kann doch nicht verhindern, daß der Verhältnisanteil der Buren an der weißen Geſamtbevölkerung von 60,7 % auf 51,2 % zurückgegangen iſt. Daß auch hier wie in Transvaal die Burenbevölkerung ſchließlich in die Minderheit kommt, iſt nur eine Frage der Zeit. Die gegenwärtige, gedrückte wirtſchaftliche Lage ſchiebt ja dieſen Zeitpunkt etwas hinaus, und die Möglichkeit einer rückläufigen Bewegung in einer etwas ferneren Zukunft iſt allerdings nicht ganz ausgeſchloſſen. Aber vorläufig iſt die Einwanderung noch nicht zum Stillſtande gekommen. In der Zeit von 1891—1904 hat ſich z. B. die jüdiſche Bevölkerung der Kapkolonie um 550 % vermehrt, ſie beträgt gegenwärtig 19 509. Was immer man dagegen einwenden mag, daß man den Bur, den bewährten Pionier Südafrikas, den auf dem Lande gefeſtigten Beſitzer des Grund und Bodens, gleichſtelle mit irgend einem Abenteurer, der für wenige Jahre ins Land kommt, um dort ſein Glück zu verſuchen: heutigentages üben Ziffern eine brutale Gewalt, und dieſe ſtatiſtiſchen Zahlen bedeuten mehr für die Zukunft Südafrikas als manche geſchichtlichen Ereigniſſe.

Ich habe ſchon einleitend darauf hingewieſen, wie ſich ſeit dem Ende des Krieges der Schwerpunkt des holländiſchen Afrikandertums wieder nach der Kapkolonie verſchoben hat. Es iſt nicht gerade die beſtbefeſtigte Stellung. Die Verbitterung über die Art der Behandlung in der Sklavenbefreiungsſache wirkte zweifellos lange nach; manche früher reiche Familie war dadurch auf den Weg des

Raums gebracht worden. Aber endlich waren die wirtschaftlichen Verluste doch verschmerzt und das Land nahm, insbesondere seit der Entdeckung der Diamantfelder von Kimberley von 1871 an einen stetigen Aufschwung. In den politischen Kämpfen der 50- und 60er Jahre, die vor allem auf Gewährung von Selbstregierung und gegen die fortwährende Einmischung von London gerichtet waren, zeigte sich keinerlei nationale Scheidung; lediglich durch den Umstand, daß der Osten der Kapkolonie bestimmte örtliche Belangen gegen den Westen verfocht und dieser Osten größtenteils durch Engländer besiedelt war, konnte dieser Anschein erweckt werden. Aber der Vorkämpfer für die Selbstverwaltung und — nachdem diese Regierungsform erkämpft war — erste verantwortliche Premierminister der Kapkolonie, John Molteno, war selbst ein Engländer, ebenso wie einer der bedeutendsten Parlamentarier der damaligen Zeit, Saul Solomon, ein in St. Helena geborener Engländer jüdischer Abkunft. Der Bur hat — und ich werde darauf noch wiederholt im Verlaufe meiner Darstellung zurückzukommen haben — an sich weder eine Abneigung gegen die englische Sprache, noch trennen ihn irgendwie Weltanschauung oder Lebensgewohnheiten von dem typischen Vertreter des Insellandes. In kirchlichen Dingen — sei es nun wirkliche Religiosität oder geheuchelte Frömmigkeit — stehen sie sich in ihren Anschauungen sehr nahe. Der englische Sonntag trifft durchaus den Geschmack des Buren, und auch der Sinn für Selbstverwaltung ist bei beiden gleich entwickelt. Jene instinktive Abneigung und das Gefühl der Andersartung des nationalen Gegners, das, insbesondere für den nationalen Kampf zwischen Deutschen und Slaven charakteristisch ist, fehlt hier vollkommen. An sich aber ist der

Bur dem Engländer gegenüber national wenig widerſtandsfähig. Er lernt freiwillig engliſch, der Engländer holländiſch nur, wenn er durchaus dazu gezwungen iſt. Überdies legt ſich das Schwergewicht einer Weltſprache wie der engliſchen in die Wagſchale gegen die beſcheidene Verbreitung des Holländiſchen in der Welt. Während ſeit der engliſchen Beſitzergreifung alle geſchäftlichen Beziehungen nach England wieſen, waren ſo gut wie alle Fäden nach Holland, ſchließlich auch die der Kirche, geriſſen, wozu noch die Abweichung der in Südafrika geſprochenen Mundart — des Kapholländiſchen — von der holländiſchen Schriftſprache kam. Aus allen dieſen Umſtänden ergab ſich die Vernachläſſigung der holländiſchen Sprache in der Kapkolonie, die in den 70er Jahren ihren Höhepunkt erreichte und, wenn nicht beſondere politiſche Ereigniſſe eingetreten wären, zweifellos zu einer allmählichen, ohne jeden Kampf oder Widerſtand vor ſich gehenden Verengländerung der Kapburen geführt hätte. Da erweckte zum erſten Male die unbedachte Politik des konſervativen engliſchen Miniſteriums Disraeli und des Kolonialſekretärs Lord Carnarvon, die zur erſten Beſetzung Transvaals führte, den afrikaniſchen Geiſt. Und als dieſe Erregung ſchon faſt ganz im Abklingen ſchien, kam der Jameſon-Raid und endlich der Burenkrieg.

In mancher Beziehung ſcheinen ſich die Ereigniſſe der ſüdafrikaniſchen Geſchichte in den letzten Jahrzehnten überſtürzt zu haben, und die wirtſchaftliche Entwicklung zeigt Züge eines Fortſchritts mit Siebenmeilenſtiefeln, der kaum in den Vereinigten Staaten ein Vorbild findet. Aber in anderer Richtung gehen die Dinge unendlich langſamer als bei uns und dürfen nicht mit unſerm Maß-

ſtabe gemeſſen werden. Die Menſchen da ſind konſervativ und größer im zähen Widerſtand, als im aktiven Angriff. So finden wir, daß auch heute noch die ganze äußere Prägung des ſüdafrikaniſchen Lebens engliſch iſt, und man muß ein gut Teil dieſes engliſchen Firniſſes wegkratzen, bevor man auf das holländiſch-afrikaniſche Holz kommt. Selbſt in Mittelpunkten des Afrikandertums, wie Paarl oder Worceſter findet man nur ganz vereinzelt holländiſche Ladenaufſchriften. Die Sprache des Handels, der Behörden, des Unterrichts iſt ſo gut wie ausſchließlich engliſch, trotzdem holländiſch durch Geſetz und Verfaſſung als Landesſprache anerkannt iſt. Aber das Geſetz bleibt ein toter Buchſtabe, es wird in der Praxis nicht ausgeführt; die holländiſche Sprache hat zwar ein Recht, aber für dies Recht wird nicht gekämpft. Mit der Steigerung des wirtſchaftlichen Lebens hat die engliſche Sprache immer mehr Vorteile gewonnen, die Vermehrung der Schulen macht immer weitere Kreiſe der heranwachſenden Generation mit der engliſchen Sprache bekannt. Wenn man einfach aus der zunehmenden Kenntnis des Engliſchen auf einen Rückgang der holländiſchen Sprache ſchließen müßte, dann ſtünden die Ausſichten der letzteren allerdings verzweifelt. Nach wie vor hat engliſch alle praktiſchen Vorteile für ſich; aber wenn eine erſtarkendes Nationalgefühl dem Volke ſeine Sprache zu erhalten und dieſer die gebührende Anerkennung zu erkämpfen ſucht, dann können ideelle Beweggründe doch wohl die praktiſchen wettmachen.

Ich habe bereits angedeutet, wie ſehr die Abweichung der geſprochenen Sprache vom Schriftholländiſchen die nationale Behauptung des holländiſchen Afrikandertums erſchwert. Von Holländern wird gewöhnlich darauf hin-

gewieſen, daß dieſe Abweichung nicht größer ſei, als die der meiſten in Holland ſelbſt geſprochenen Dialekte von der Schriftſprache. Das mag zutreffen; aber in Holland iſt die Schriftſprache die Sprache der Gebildeten und für jedermann die Sprache des Brots, die Sprache, die ihm zum Vorwärtskommen unerläßlich iſt, in Südafrika nicht. Ein hervorragender Afrikander des Freiſtaats ſagte mir über ſein Verhältnis zur holländiſchen Sprache: „Ich habe auf dem College in Stellenboſch vier Jahre lang eifrig holländiſch getrieben, ich bin dann drei Jahre in Holland auf der Univerſität geweſen und ich darf wohl ſagen, daß ich die Sprache einigermaßen gut beherrſche. Aber ich empfinde ſie heute noch wie eine fremde Sprache und ich atme erleichtert auf, wenn ich mit einer Rede zu Ende bin, die ich in Schriftholländiſch halten mußte.“ Dieſer Mann iſt ein glühender Afrikander, er war einer der hervorragendſten Generale während des Krieges, er ſpricht zu Hauſe und mit ſeinen Freunden nur afrikaniſch.

Man kann verſtehen, wie ſich die gegenwärtigen Zuſtände daraus entwickelt haben. Zwar iſt die Kirchenſprache das Schriftholländiſch, und dem allgemeinen Empfinden der Buren würde es wie eine Entweihung erſcheinen, wollte man das Afrikaniſche an deſſen Stelle ſetzen. Die Verbindung mit Holland erhielt aber gerade auf dieſem Gebiete einen ſehr empfindlichen Stoß, als in den 60er Jahren die liberale Richtung in der proteſtantiſchen Theologie aufkam und die nach Holland geſandten jungen Theologen vielfach von derartigen Anſichten durchtränkt nach Südafrika zurückkehrten. Da ſchien den Buren der rechte Glaube in Gefahr; die jungen Leute mußten nun auf das theologiſche Seminar nach Stellenboſch, an das orthodoxe Schotten als Lehrer berufen wurden.

Politiſch ſtellten ſich dieſe Schotten wohl auf die Seite der Afrikander und mancher ihrer Nachkommen iſt heute ſchon ein Vorkämpfer für die Rechte der holländiſchen Sprache. Aber national konnte die erſte Generation dieſer ſchottiſchen Einwanderer doch unmöglich für die von ihnen mühſam erlernte holländiſche Sprache wirken; ſo wurde natürlich der kirchliche Standpunkt in den Vordergrund geſtellt und der Gedanke, Engländer an die Kirche heranzuziehen, mochte auch mitſpielen. Anfangs der 70er Jahre nahm die Kirche durch ihre Generalſynode zur Sprachenfrage Stellung und zwar in dem Sinne, daß engliſcher Gottesdienſt und Predigt dort zuläſſig ſei, wo ein Bedürfnis dafür vorhanden iſt; damit war klar ausgeſprochen, daß die Kirche ſich nicht der Angliſierung entgegenſtellen, ſondern ihr einfach folgen wolle. In einem Vororte von Kapſtadt predigte der Geiſtliche der reformierten Kirche, der einer der leitenden Afrikander iſt, vor dem Jameſon-Raid nur mehr engliſch; erſt nach dem Jameſon-Raid wurde die Mehrzahl der Gottesdienſte wieder in holländiſcher Sprache gehalten, die ſich jetzt eines weit ſtärkeren Beſuches erfreuen als die engliſchen, die doch nicht ganz aufgegeben wurden. Heute noch wird in Wellington und Worceſter engliſcher Abendgottesdienſt gehalten, in Kapſtadt wurde er erſt während des Krieges abgeſchafft, in Stellenboſch tobte ein Kampf um den engliſchen Abendgottesdienſt gerade während meiner Anweſenheit in der Kapkolonie. Dieſe Geſchichte iſt in mannigfacher Hinſicht charakteriſtiſch. Von den Schülern des theologiſchen Seminars wurde die Anregung zu einer Petition gegeben für Abſchaffung des engliſchen Abendgottesdienſtes; an der Spitze der Bewegung ſtand ein junger Mann mit dem ſchottiſchen Namen Mc. Donald.

In einer Gemeindeverſammlung wurde nun die Angelegenheit erörtert, wobei eines der älteren, ſehr einflußreichen Gemeindemitglieder für die Beibehaltung des engliſchen Gottesdienſtes die Bibel ins Feld führte, wo doch ſtände, daß das Evangelium allen Völkern gepredigt werden müßte; ein charakteriſtiſches Beiſpiel für die Naivetät, mit der die Sprachenfrage von ganz gebildeten Afrikandern behandelt wird. Schließlich erklärte ſich die Verſammlung aber doch mit großer Mehrheit für die Abſchaffung und der Kirchenrat mußte dann wohl oder übel dieſer Forderung Folge leiſten. Die oft gehörte Behauptung, daß die Kirche das Hauptbollwerk der holländiſchen Sprache in Südafrika ſei, iſt, wie obige Tatſachen beweiſen, ſehr cum grano salis zu nehmen. Jetzt wird ſie natürlich auch von dem Strome des erſtarkenden nationalen Gefühles vorwärts getrieben und unter ihren Geiſtlichen gibt es ſelbſtverſtändlich gleichfalls eine ganze Anzahl, die in den erſten Reihen für die Rechte der holländiſchen Sprache kämpft. Im übrigen geht freilich der materialiſtiſche Zug, der das ganze Leben Südafrikas durchzieht, auch an den Dienern der Kirche nicht ſpurlos vorüber und die reiche Bezahlung, die die Pfarrer erhalten, wirkt auf die Ideale etwas verfettend. Beſonders bezeichnend iſt z. B. der häufige Wechſel in der Beſetzung der Pfarrſtellen, da die Geiſtlichen meiſt jeder Verbeſſerung ihrer materiellen Lage ohne Rückſicht auf ein dauerhaftes Verhältnis zu ihrer Gemeinde nachgehen.

Gegenwärtig iſt zweifellos der ſchottiſche Einfluß in der reformierten Kirche gebrochen. Nicht ohne Bedeutung für die wachſende Entfremdung iſt die Stellung, die die nonkonformiſtiſchen engliſchen Kirchen in England während des Burenkrieges eingenommen haben, da gerade dieſe

noch mehr zum Kriege hetzten, als die englische Hochkirche. Bekanntlich sind es diese Kirchen, in denen in England das wirklich religiöse Leben seinen Brennpunkt findet, im Gegensatz zur englischen Hochkirche, die sich immer mehr dem römischen Katholizismus nähert und in äußeren Religionsübungen aufgeht. Ich glaube, daß die Gefühle dieser Sektenkirchen gegen die Buren zum guten Teile durch das bestimmt waren, was Peters in seinem Buche „England und die Engländer" sehr richtig hervorhebt: die Engländer konnten den Buren gar nicht verzeihen, daß diese sich für das auserwählte Volk Gottes hielten. Nach dem Kriege trat nun die schottische Methodistenkirche an die Transvaal-Synode mit dem Anerbieten ihrer brüderlichen Hilfe heran. In einem würdigen Schreiben lehnte diese dankend ab, indem sie darauf hinwies, wie wenig von brüderlicher Liebe bei der schottischen Kirche während des Krieges zu merken gewesen wäre. Durch einen andern Kanal kommt indes immer noch englischer Einfluß in die reformierte Kirche und macht sich auf dem Gebiet der Mädchenerziehung sehr verhängnisvoll geltend. Nach wie vor steht nämlich die reformierte Kirche mit der Methodistenkirche der Vereinigten Staaten in Zusammenhang, die zum Teil die Anstalten für Mädchenerziehung, die die Kirche erhält, unterstützt und mit Lehrerinnen versorgt; damit hängt dann die Stellung, die das Englische im gesellschaftlichen Leben der gebildeten Afrikanderkreise einnimmt, aufs engste zusammen. Ich habe oben von dem Streit um die englische Predigt in Stellenbosch erzählt. Die tiefste Ursache, warum die jungen Leute vom theologischen Seminar gegen diese zu Felde zogen, lag wohl darin, daß sie der Verengländerung, die durch die Mädchenerziehungs-Institute

in das ganze Land getragen wird, einen Riegel vorſchieben wollten. In dieſen Mädcheninſtituten, die faſt alle von der Kirche gegründet und zum Teil heute noch von derſelben abhängig ſind, hat die Verengländerung auch heute noch, trotzdem ſich einiges gebeſſert hat, ihren Hauptſitz, und dies iſt um ſo weniger entſchuldbar, als man hier jene praktiſchen Geſichtspunkte, die für die jungen Leute in Betracht kommen: die Notwendigkeit, Examina zu machen, Anſtellungen zu erhalten uſw. in keiner Weiſe geltend machen kann. Aber dieſe Inſtitute ſind dermaßen vom engliſchen Einfluß, deſſen Trägerinnen vielfach die oben erwähnten amerikaniſchen Lehrerinnen ſind, beſtimmt, daß z. B. ſogar der Religionsunterricht engliſch gegeben wird.

Was hier von der höheren Mädchenerziehung geſagt worden iſt, das gilt faſt in gleichem Maße vom geſamten Unterrichtsweſen, deſſen äußere Organiſation zweifellos auf durchaus geſunder Grundlage aufgebaut iſt. Ein Kreis von Eltern vereinigt ſich, gründet eine Schule und wählt eine Schulkommiſſion. Sofern dieſe Schule nun den Anforderungen entſpricht, die die Regierung an den Unterrichtsplan ſtellt, ſo gibt ſie für jedes von den Eltern aufgebrachte Pfund ein Pfund Zuſchuß. Theoretiſch hätten nun nach dem Geſetz die Eltern die vollkommene Freiheit zu wählen, welche Sprache das Unterrichtsmedium bilden ſoll: engliſch oder holländiſch. Aber in der Praxis entſcheiden zwei Umſtände für das Engliſche: erſtens verlangen die Schulinſpektoren ein beſtimmtes Maß von Leiſtungen in der engliſchen Sprache, widrigenfalls der Staatszuſchuß verweigert wird und zweitens werden alle Examina der Kapuniverſität in engliſcher Sprache abgehalten. Und es iſt wunderbar,

wie ſich dies ſonſt ſo unabhängige Kolonialvolk mit wahrer Inbrunſt an ein unſäglich veraltetes, antidiluvianiſches Prüfungsſyſtem klammert, das ihm einmal von Schottland her hereingetragen worden iſt. Da gibt es die verſchiedenſten Arten von Prüfungen, durch die ſich der ABC-Schütze langſam bis zum Baccalaureus artium hinaufpaukt. Alle dieſe Prüfungen werden ſchriftlich unter Klauſur abgenommen. Eine Anzahl von Lehrern verdient ſich mit dem Korrigieren der Arbeiten ein recht ſaures Brot. Und wenn etwas den Schmerz derer erweckt, die dies Syſtem vollſtändig ausbauen möchten, ſo iſt es, daß die Prüfung in Klavier nicht ſchriftlich abgelegt werden kann. Dabei iſt das Maß der Anforderungen bei ſolchen Prüfungen verhältnismäßig ſehr gering und erfordert vielfach nicht mehr als rein mechaniſches Auswendiglernen; denn jährlich wird immer nur ein ganz beſchränktes Gebiet in jedem Gegenſtande für die Prüfung feſtgeſetzt und dieſes dann von den Lehrern natürlich den Schülern beſonders eingedrillt. Ich habe Lehrer in den verſchiedenſten Stellungen — von der Volksſchule bis zur Univerſität — über ihre Meinung über dieſes Syſtem gefragt und ich habe keinen gefunden, der es nicht verurteilt hätte. Jedenfalls bliebe neben dieſem Betriebe noch ausreichend Zeit für einen guten holländiſchen Unterricht; aber einerſeits haben die Lehrer daran kein Intereſſe, da ſie von den Inſpektoren nur nach den Erfolgen im Engliſchen beurteilt werden, andererſeits ſind auch die Eltern in dieſer Beziehung ſehr lau, weil ſie einen erheblichen Vorteil von der Kenntnis des Schrift-holländiſchen nicht winken ſehen, die Beherrſchung des Engliſchen aber mit Rückſicht auf den praktiſchen Kampf des Lebens als Notwendigkeit gilt.

Wenn man nun in Betracht zieht, daß die Bewegung für eine bessere Pflege der holländischen Sprache ihren Hauptanstoß erst durch den Jameson-Raid und durch den Burenkrieg erhielt, so wird man nicht heute schon eine reiche Ernte der damaligen Saat erwarten dürfen. Aber auf manches kann man wohl hinweisen, was eine solche verspricht. Von der stärkeren Pflege des Holländischen in der Kirche habe ich schon einige Beispiele gegeben. In dem Maße, als eine junge Generation in Amt und Würden kommt, darf man auch von den Geistlichen eine gesteigerte Tätigkeit in dieser Richtung erwarten. In der Gesellschaft nimmt der Gebrauch des Holländischen zu, besondere Frauenvereinigungen werden gestiftet, die den nationalen Geist pflegen sollen, und diese setzen sicherlich an einem der wichtigsten Punkte ein. In Stellenbosch hat der Professor der holländischen Sprache, Viljoen, der, beiläufig bemerkt, Doktor der Straßburger Universität ist, besondere Abende, „Spreekuren", eingerichtet, die ausschließlich der Pflege holländischer Literatur, dem Gesange holländischer Lieder usw. gewidmet sind. Und von hier, wo die afrikanische Jugend ihre Ausbildung findet, wird viel Anregung ins Land hinausgetragen werden. In dieser Vereinigung hielt in diesem Frühjahr Jan Hofmeyer, kurz „onse Jan" genannt, einen Vortrag mit dem Titel: Ist's uns ernst?; mit großem Nachdruck wies er auf die Vernachlässigung der holländischen Sprache und ihre Folgen hin, gleichzeitig aber auch auf die Mittel, um dem entgegenzuwirken.

Persönlich habe ich verschiedentlich Gelegenheit gehabt, Beobachtungen zu machen, die auf einen Unterschied zwischen einst und jetzt in bezug auf die Handhabung der Sprachen schließen lassen. Sie sind wohl der Mit-

teilung wert, besonders insofern sie sich auf Kapstadt und seine Umgebung beziehen. In der Familie eines hervorragenden Führers der südafrikanischen Partei dürfte früher wohl vorwiegend englisch gesprochen worden sein, aber unter dem Eindruck des Krieges wurde die älteste Tochter in eine Erziehungsanstalt nach Holland gesandt und, kürzlich zurückgekehrt, will sie ihren kleinen Bruder, der nun ABC-Schütz werden soll, den ersten Unterricht und zwar holländisch geben. Und dieser Junge, ein kleiner Prachtkerl, von dem ich hoffe, daß er dereinst in die Fußtapfen seines Vaters treten wird, spricht zwar englisch und afrikanisch gleich gut, aber man merkt es doch, daß das Afrikanische die Sprache seines Herzens ist, in der er seine Freuden und Leiden Muttern anvertraut. In einer anderen sehr angesehenen Afrikanderfamilie, die in der Nähe von Kapstadt wohnt und in deren Kreis mir einige Tage zu verbringen vergönnt war, traf ich folgende charakteristischen Verhältnisse an: Die Umgangssprache in der Familie war afrikanisch, aber die Mutter, Tochter eines reformierten Geistlichen, beherrschte auch das Schrift-holländisch vollkommen; eine erwachsene Tochter, die ich vor meiner Reise in Europa kennen gelernt hatte, konnte es jedoch nicht genügend, um darin etwa Briefe zu schreiben und verkehrte brieflich mit ihrer Familie englisch; einer ihrer älteren Brüder sagte mir, es würde ihm jedenfalls sehr sauer werden, wenn er einen holländischen Brief schreiben müßte. Aber die etwa 14jährige Schwester, die noch in die Schule geht, lernt sehr fleißig Holländisch und ihr würde es sicherlich nicht schwer fallen. Am gleichen Orte ist eine Afrikanderfamilie mit deutschen Namen zahlreich vertreten, deren politische Gesinnung alle Schattierungen vom glühendsten

Afrikander bis zum engliſchen Jingo umfaßt. Ich beſuchte einen Vertreter derſelben, der ſelbſt ziemlich engliſch geſinnt, deſſen Frau eine gute Afrikanderin iſt und deſſen Söhne im Burenkrieg auf engliſcher Seite gekämpft haben; aber auch hier war afrikaniſch die Umgangsſprache der Familie. Ich verbrachte einmal auf einer Farm in der Nähe von Kapſtadt einen ganzen Tag in einer großen Geſellſchaft von gebildeten Afrikandern; ich bin überzeugt, daß in der ganzen Geſellſchaft niemand war, der nicht ebenſogut engliſch geſprochen hätte wie ſeine Mutterſprache, aber ich habe den ganzen Tag über kaum ein Wort engliſch gehört. Dieſe Beiſpiele mögen genügen, um zu zeigen, daß der engliſche Unterricht allein jedenfalls noch nicht das Kapholländiſche im Verkehr verdrängt, auch dort wo dies noch am eheſten zu erwarten wäre: in den gebildeten Kreiſen des Afrikandertums, die engliſchen Einflüſſen auch im täglichen Verkehr ſtark ausgeſetzt ſind. Das ändert natürlich nichts an der Notwendigkeit in bezug auf das Schulweſen und den öffentlichen Gebrauch des Holländiſchen Wandel zu ſchaffen, eine Notwendigkeit, die von Führern der Afrikander durchaus erkannt wird. Auf den Verſammlungen des Afrikanderbonds nimmt die Sprachen- und Schulfrage einen immer größeren Raum ein. Als Ende vorigen Jahres bei der Eröffnung einer Bewäſſerungsanlage eine Anzahl von Bondabgeordneten mit Rückſicht auf den anweſenden Ackerbauminiſter engliſch ſprach, da fand das in zahlreichen Zuſchriften, die in der holländiſchen Zeitung „Ons Land“ erſchienen, ſcharfe Kritik, und die betreffenden Abgeordneten werden es ſich, vermutlich ſchon aus Rückſicht auf ihre Wähler, geſagt ſein laſſen. Kürzlich berichtete das gleiche Blatt auch von dem Fall, daß Bahnbeamte in Paarl ſich geweigert hätten, holländiſch

ausgeschriebene Frachtbriefe anzunehmen. Der Herausgeber von „Ons Land", Malan, nahm sich der Sache an und die betreffenden Beamten erhielten vom Staatssekretär, dem die Eisenbahnen unterstehen, eine Rüge, da ihr Vorgehen in der Tat ungesetzlich war. Beim letzten Bondskongreß wies Malan endlich auch auf den praktischen Gesichtspunkt hin, daß, wenn man das Recht der holländischen Sprache bei der Eisenbahn durchsetze, man diese auch zwinge, Leute, die holländisch können, anzustellen, was bei der Abneigung der Engländer, holländisch zu lernen, dann eben Afrikander sein müssen; damit hat Malan zum erstenmal den Leuten gezeigt, wie man aus der Sprachenfrage eine Brotfrage machen kann. Als ein großer Glücksfall für die Pflege der holländischen Sprache dürfte sich endlich das Gesetz zur Reform des Unterrichtswesens erweisen, das das Ministerium Jameson im laufenden Gesetzgebungsabschnitt dem Kapparlament vorgelegt hat. Wenn die Vielgeschäftigkeit dieses Ministeriums von irgend einer Sache die Finger zu lassen alle Ursache hatte, so war es das Schulwesen, wo die Engländer aus Gewohnheit und Duldnng mehr Rechte haben, als irgend ein neues Gesetz ihnen schaffen kann. Diese Gesetzesvorlage nun bezweckt, den Einfluß der lokalen Schulkommissionen nach Möglichkeit einzuschränken und das ganze Unterrichtswesen noch mehr in den Händen der Regierung zu konzentrieren. Wenn es durchgeht, so wird es voraussichtlich in der Bevölkerung heftigen Widerstand wecken, da die Afrikander in Fragen der Selbstverwaltung ganz besonders empfindlich sind. Die Verletzung dieser lokalen Kirchturmsinteressen wird dann vielleicht bewirken, wozu das Nationalgefühl bisher noch zu schwach entwickelt war. Dann kann es zur Gründung

von unabhängigen Kirchenschulen kommen, die für eine Änderung des Lehrplans und eine Besserstellung der holländischen Sprache Spielraum schaffen. „Ja, wenn wir 500 000 Pfund zur Verfügung hätten, dann könnten wir ein eigenes unabhängiges Schulwesen einrichten und wären von der Regierung unabhängig!“ so sagte einer der bedeutendsten Bondführer zu mir. Daß das Afrikandertum der Kapkolonie in der Lage ist, diese Summe aufzubringen, steht für mich außer Zweifel, aber es muß der günstige Moment gefunden werden, wo es zu diesem Opfer bereit ist.

Diesen Gesichtspunkt darf man nicht außer acht lassen, wenn man das Verhältnis des Bonds und seiner Führer zu dieser Frage betrachtet. Zweifellos hat der Bond sträfliche Unterlassungssünden begangen, da er, so viele Jahre im Besitze der Macht, doch so wenig dafür getan hat, daß die auf dem Papiere befindliche Rechte der holländischen Sprache auch in der Praxis geachtet würden. Aber nachdem diese Gelegenheit versäumt war, befand er sich jetzt in einer sehr ungünstigen Lage, wenn er die Anregung zur Gründung unabhängiger Kirchenschulen, die das Holländische mehr berücksichtigen sollten, geben wollte. Denn es wäre ihm unmöglich gewesen, alle seine Anhänger von der Notwendigkeit einer solchen Maßregel, die auch schwere materielle Opfer mit sich brächte, zu überzeugen, und das Ergebnis wäre ein neuer Zwist. Augenblicklich bekommt er durch die Ungeschicklichkeit des Ministeriums Jameson wieder das Heft in die Hand. Die Stellung, die der Bond einnimmt, ist taktisch für ihn sehr günstig. Er tritt für öffentliche allgemeine Schulen ein, die von den Kindern der ganzen weißen Bevölkerung besucht werden

ſollen, damit dieſe Jugend gemeinſam aufwachſe und ſich verſtehen lerne, denn ſonſt würde der Raſſenhaß verewigt werden. Aber in dieſen Schulen ſoll Engliſch und Holländiſch auf gleichem Fuße behandelt werden und in ſehr geſchickter Weiſe weiſt der Bond immer wieder auf die Verhältniſſe in Kanada als Muſter für die Kapkolonie hin. Sollten dieſe Beſtrebungen des Bonds aber keinen Erfolg haben, dann müßte man eben zu dem Mittel der Kirchenſchulen greifen, und mit Recht ſchiebt der Bond dem Miniſterium Jameſon die Verantwortung für alle Folgen daraus zu.

Über die Zukunft der holländiſchen Sprache in Südafrika werde ich noch an anderer Stelle ausführlich ſprechen; dieſe Frage berührt nicht die Kapkolonie allein, ſondern gehört in den weiteren Rahmen eines Zukunftsbildes von ganz Südafrika. Hier möchte ich von dieſer Erörterung nur ſoviel vorwegnehmen: das Kapholländiſche (Afrikaniſche) beſitzt eine außerordentliche Lebensfähigkeit, es würde auch, wenn es keinen Rückhalt am Schriftholländiſchen hätte, auch in hundert Jahren noch nicht ausgerottet und durch engliſch erſetzt ſein. Das Afrikaniſche durch Schriftholländiſch auch nur als Verkehrsſprache der Gebildeten erſetzen zu wollen, iſt völlig ausſichtslos; hingegen iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß das afrikaniſche Dialekt aus ſich heraus eine eigene Schriftſprache entwickeln wird. Dies ſteht aber vorläufig noch in weitem Felde und außerdem iſt es auch dazu nötig, daß das Afrikaniſche die Fühlung mit dem Schriftholländiſchen erhält, um nicht zu verwildern; daher kann das nächſte politiſche und nationale Ziel der holländiſchen Afrikander nur ſein: ſtärkere Pflege des Holländiſchen in den Schulen, größere Anerkennung im öffentlichen Leben.

Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß es sich unter dem Eindrucke der Geschehnisse der letzten Jahre in dieser Beziehung regt. Aber wird dies vorhalten? Ist die Maschine genügend geheizt worden, um für einige Zeit den nötigen Dampfdruck zu geben? Kurz gesagt, wie ist die Stimmung der Buren der Kapkolonie? Zunächst ist sie dadurch beeinflußt, daß der Krieg sie mehrfach materiell schwer schädigte; das gilt in erster Linie von jenen Teilen der Kapkolonie, in denen er geführt wurde; aber auch anderswo wurden z. B. Pferde requiriert und schlecht bezahlt, die Leute konnten das Feld nicht bestellen usw. Zum Teil wurden sie zwar entschädigt, da die Kapkolonie aus eigenen Mitteln eine erhebliche Summe hierfür auswarf; trotzdem wurde mir von einer in einem Orte des Karroo lebenden Persönlichkeit versichert, daß es dort 8 bis 10 Jahre dauern würde, bis die Buren sich von den Verlusten des Krieges erholen würden. Ferner ist, wie ich noch genauer schildern werde, die Politik des Ministeriums Jameson der Landwirtschaft wenig förderlich, wozu noch der allgemeine wirtschaftliche Niedergang seit dem Friedensschluß kommt. So steht das Bild allgemeinen Wohlstandes vor dem Kriege den jetzigen gedrückten Verhältnissen gegenüber und naturgemäß werden letztere aus dem Kriege erklärt, mag der Kausalzusammenhang auch nicht in allen Punkten zwingend sein. Ferner sind die Kapburen doch in mannigfaltiger Weise in den Krieg hineingezogen worden. Zum Teil haben sie für die Republiken gekämpft; einige davon wurden standrechtlich erschossen. Ein Buch, das unter dem Titel „Wie sie starben" kürzlich in der Kapkolonie herauskam, vereinigt die Bilder und die Beschreibung der letzten Stunden von 40 hingerichteten Rebellen. Gleichviel, wie viele davon nach Kriegs-

recht des Todes ſchuldig, wie viele Opfer eines allzu ſummariſchen Verfahrens waren, ſie alle ſind Märtyrer der nationalen Sache geworden. „Noch heute iſt die Erinnerung an Slachtersnek in uns lebendig, ſagte mir ein gebildeter Afrikander, trotzdem die Engländer damals vollkommen in ihrem Rechte waren; glauben Sie doch nicht, daß wir dieſe Dinge ſo raſch vergeſſen werden!“ Außerdem verbinden zahlloſe verwandtſchaftliche Bande die Kapkolonie mit den Republiken, was ſich ja aus der Geſchichte ohne weiteres erklärt. Die Leute hörten genug von den unnützen Grauſamkeiten dieſes Krieges und bei vielen traf es das eigene Fleiſch und Blut. Ich will nur ein Beiſpiel erzählen: die Tochter eines der angeſehenſten Geiſtlichen der Kapkolonie befand ſich in einem Konzentrationslager; der Vater tat alles mögliche ihr die Erlaubnis zu erwirken zu ihm zu kommen. Umſonſt, man fürchtete offenbar die aufreizende Wirkung, die die Schilderungen der Tochter auf den in Afrikanderkreiſen ſo einflußreichen Vater haben könnten. Die Tochter ſtirbt, der Enkelin drohte das gleiche Schickſal, endlich wird ihr erlaubt zum Großvater zu ziehen, nachdem ſie vorher eine Erklärung unterzeichnen mußte über die Zuſtände im Lager nicht zu ſprechen. Solche Vorkommniſſe, die oft vielleicht in Gedankenloſigkeit oder bürokratiſchem Schimmel ihre Urſache hatten, waren das Salz, mit denen die Wunden in Südafrika eingerieben wurden; ſie brennen ganz anders als der Schmerz um den Untergang der Burenſtaaten. Wie tief das ſitzt, habe ich gelegentlich ahnen können, wenn ich mit dieſen zurückhaltenden, ihre Worte ſo bedächtig wägenden Leuten ſprach und plötzlich ein Ausbruch ihres Haſſes gegen die engliſche Herrſchaft mich belehrte, welcher leidenſchaftlichen Gefühle auch

dieſe Menſchen fähig ſind; und es handelte ſich dabei weder um Desperados noch um Phraſendreſcher, meiſt auch um recht wohlhabende Leute, die durch den Krieg nur wenig in Mitleidenſchaft gezogen waren.

Noch eins verdient Erwähnung. Mir hat ganz unabhängig davon, auf welcher Seite meine Sympathien im Burenkriege ſtanden, die Zähigkeit mit der England allen Wechſelfällen zum Trotz mit nie ſchwankendem Entſchluſſe den Krieg zu Ende führte und die Disziplin, mit der das ganze Volk hinter der Regierung ſtand und während des Krieges wenigſtens jede Meinungsverſchiedenheit zurücktreten ließ, ein hohes Maß von Achtung abgerungen; darin zeigte ſich die Frucht einer Jahrhunderte langen politiſchen Schulung, die wir bei unſerem eigenen Volke oft ſo ſchmerzlich vermiſſen. Ich hatte erwartet, daß dies auch auf die Afrikander, wenn auch in etwas anderer Art Eindruck gemacht habe; daß ihnen die reichen Hilfsquellen Englands zu Bewußtſein gekommen ſeien, daß ſie nun das Gefühl hätten, daß jede Auflehnung gegen dieſen Koloß eine Tat des Wahnſinns ſei, die den, der ſie wagt, unfehlbar zermalme. Ich habe nirgends etwas derartiges gefunden; ja ich ſtieß, wenn ich ſelbſt dergleichen vorbrachte, auf ein ſolch naives Staunen, daß ich die Überzeugung gewann, den Leuten ſei ein ſolcher Gedanke niemals auch nur nahe gekommen. Sie haben die Dinge aus zu großer Nähe geſehen; ſie kannten die engliſchen Offiziere von ihrem Treiben im Mount Nelſon Hotel, die Tommies von ihren ſpiegel- und möbelmordenden Taten in den Bars von Kapſtadt, die engliſche Verwaltung von den Durchſtechereien und Schwindeleien bei den Armeelieferungen; und das Kriegsrecht, das in der Kapkolonie ſonderbarerweiſe erſt ein Jahr

nach Ausbruch des Krieges verkündigt worden war, g[illegible] wohl zu manchen Schikanen, aber zu noch viel me[illegible] Kindereien Veranlassung, die nicht geeignet waren, das e[illegible] lische Ansehen zu heben. Da war der alte weißhaari[illegible] Schulmeister in Stellenbosch, den man sein Fernrohr we[illegible] nahm, weil man fürchtete er gucke nachts, wenn er nach d[illegible] Sternen sah, auf die benachbarten Höhen, ob die Bure[illegible] kommandos noch nicht kämen; war er ja doch auch d[illegible] durch verdächtig, daß seine Freunde ihm den Scherznam[illegible] „Kommandant" gegeben hatten. Dann der Politiker, d[illegible] sich aus England die Rede hatte kommen lassen, di[illegible] Chamberlain vor 20 Jahren als Liberaler gegen die Annexion von Transvaal gehalten hatte, und die ihm nun von Amts wegen konfisziert wurde; „hoffentlich hilft sie Kitchener, Dewet zu fangen," sagte er dem Beamten, der sie abholte. Derartiger Schnurren ließen sich noch mehr erzählen; und in ihnen versank die Größe Englands. Fragt man dann nach den Ursachen für den Ausgang des Burenkriegs, so wird einem der eine dies und der andere jenes sagen und sehr viele werden den Buren selbst die Schuld zuschreiben, aber keiner wird erklären, daß sich England eben als so übermächtig erwiesen habe, daß man dagegen nicht ankönne; und so erklärt sich, daß das Ansehen Englands in Südafrika durch diesen Krieg nicht gewonnen, sondern verloren hat.

Nimmt man das alles zusammen, so ergibt sich: es ist genug Feuer unter den Kesseln um Dampf zu geben. Die Leute wollen ihre Nationalität erhalten, sie sind von der Möglichkeit überzeugt, sie sehen ein politisches Ziel; vielleicht daß sie die Sache in der Sprachen- und Schulfrage etwas zu leicht nehmen, aber die Führer wissen deren Bedeutung im allgemeinen doch richtig einzuschätzen.

Eine Gefahr, daß die Stimmung abflaue, kann die politiſche Entwickelung allerdings mit ſich bringen. Gegenwärtig iſt der Bond, der parlamentariſch als „ſüdafrikaniſche Partei“ auftritt, in der Oppoſiton gegen die herrſchende Regierung; das verſtärkt natürlich den Geiſt des Widerſtandes gegen die Verengländerung. An ſich iſt dies für das Afrikandertum nicht ohne erziehlichen Nutzen; die Leute werden jetzt lernen für die Sicherung und Befeſtigung ihrer Stellung beſſer zu ſorgen, wenn ſie wieder an die Macht kommen. Aber an die Macht zu kommen, muß natürlich das nächſte politiſche Ziel ſein. Ich habe bereits auf die Verſchiebung hingewieſen, die ſich in der Zuſammenſetzung der Bevölkerung der Kapkolonie zu ungunſten der Buren vollzogen hat. Sie bilden nunmehr eine knappe Mehrheit: es iſt kaum mehr als eine Frage der Zeit, daß ſie in die Minderheit kommen. Sie müſſen mit dieſer Sachlage rechnen. Sie geben es auf, die Herrſchaft allein wieder zu erlangen, aber ſie ſuchen ſich eine Majorität zu ſchaffen im Bunde mit der engliſchen Bevölkerung des Landes, die mit der gegenwärtigen Herrſchaft des Miniſteriums Jameſon unzufrieden iſt. Es war eine der erſten Taten der neuen Regierung, daß ſie das Wahlrecht in der Weiſe erweiterte, daß für das Oberhaus 3, für das Unterhaus 12 neue Parlamentsſitze geſchaffen wurden. Die neuen Wahlkreiſe wurden hauptſächlich den größeren Städten zugeteilt, in denen das Kabinett leicht eine Mehrheit für ſich zu finden hoffte. Das Ergebnis entſprach indes nicht ganz den gehegten Erwartungen, denn von den 12 neugeſchaffenen Sitzen im Unterhauſe fielen nur 7 der miniſteriellen Mehrheit zu. Indes erklärte Jameſon bereits, daß, wenn dieſe Veränderung nicht genügen ſollte,

er auch vor einer neuen Erweiterung des Wahlrechts nicht zurückſchrecke. Gelingt es nun, auch in den Städten eine Partei zu ſchaffen, die mit dem Bond gegen das Miniſterium Jameſon zuſammen zu gehen geneigt iſt, dann ſind alle derartigen Verſuche, eine künſtliche Mehrheit zu ſchaffen, für alle Zeiten ausſichtslos. Ich werde auf die Art, wie das Miniſterium Jameſon ſeine Herrſchaft ausübt, im nächſten Kapitel noch näher zu ſprechen kommen. Der Hinweis genügt hier, daß es zweifellos Grund genug zur Mißſtimmung auch in engliſchen Kreiſen gibt. Dieſe Unzufriedenen aufzunehmen, iſt die „liberale Partei“ berufen, die gleich nach dem Kriege zu dieſem Zwecke geſchaffen wurde. In den Satzungen des Bonds hätte kein Hindernis dafür gelegen, dieſen auch auf die Städte auszudehnen, bezw. engliſche Bewohner der Städte zum Eintritt in denſelben zu veranlaſſen. Aber der Bond erſchien zu ſehr mit dem Vorwurf des illoyalen Verhaltens während des Krieges belaſtet, und ſeine Traditionen waren doch zu ſehr rein buriſch. Auch ſollte die liberale Partei ihre Kreiſe etwas weiterziehen, insbeſondere die weißen Arbeiter und die Anſätze der Trades Unions, die ſich in Südafrika finden, für ſich gewinnen, ſo daß von einer Identität mit der Bondpartei jedenfalls nicht geſprochen werden kann. Ja, in dem Beſtreben, insbeſondere in der Eingeborenenfrage alle möglichen unreifen Ideen, die die liberale Partei in England vertritt und die für die Praxis in Südafrika ſo wenig paſſen, in ſich aufzunehmen, liegt zweifellos auch die Gefahr eines künftigen Zwiſtes mit dem Bond. Vorläufig freilich liegt die nächſte Aufgabe beider Parteien darin, das Miniſterium Jameſon zu ſtürzen und ſelbſt ans Ruder zu kommen.

Dies Zusammengehen mit der liberalen Partei bedeutet einen neuen Abschnitt in der politischen Tätigkeit des Bonds. Es wurde auch als eine programmatische Erklärung, die diese Wendung besiegeln sollte, empfunden, als im September v. J. der Herausgeber der in Kapstadt erscheinenden holländischen Zeitung „Ons Land", J. S. Malan, der gleichzeitig Mitglied des Parlaments ist, in dieser liberalen Vereinigung einen Vortrag über das Thema „Afrikander-Ideale" hielt. Das Ideal Malans besteht in einem freien, geeinten Südafrika unter dem Union Jack. Er selbst war während des Krieges für ein Jahr wegen Hochverrats eingesperrt worden und hatte den guten Humor gehabt, ein ihm während dieser Zeit geborenes Töchterchen nach dem Namen des Gefängnisses Tokay an der False-Bay, in dem er seine Strafe verbüßte, „Tokaya" zu nennen. Er ist also einer übergroßen Liebe zur englischen Flagge gerade nicht verdächtig. Er erklärte, nach dem Frieden von Vereeniging müßte man die Tatsache der englischen Herrschaft als gegeben hinnehmen. Es hätte keinen Sinn Träumereien nachzuhängen, die damals endgültig begraben werden mußten, und einen Rassenhaß zu pflegen, der nur Dritten zum Vorteil gereiche, den vaterlandslosen Abenteurern, die die Reichtümer Südafrikas ausbeuteten und dieses arm zurückließen. Alle Weißen Südafrikas, die in dem Lande dauernd wohnen bleiben und aus demselben ihre Heimat machen wollten, müßten sich zum Wohle und zur Entwickelung desselben zusammenschließen, zusammen auftreten gegen die unheilvollen Einmischungen der englischen Regierung. So gehe man einer glücklichen Zukunft entgegen, geeint nicht nur im Sinne des Zusammenschlusses der südafrikanischen Kolonien, sondern auch geeint in der

gemeinsamen Liebe und Arbeit für die südafrikanische Heimat.

Ich brauche nur auf das eingangs dieses Kapitels wiedergegebene Gedicht von Reitz hinzuweisen, um zu zeigen, daß diese Ideale in ihrem Kern nicht ganz jungen Datums sind. Freilich habe ich dort nur einen Teil dieses Gedichtes wiedergegeben. In einer seiner späteren Strophen heißt es unter anderem auch: „Europas Volk kann zu Hause regieren" — das spricht wohl auch Malan aus — „wir wollen hier die Republik ehren, wir brauchen keinen König über unser Meer". Dies in den zwei letzten Versen ausgesprochene Ideal mußte Malan nun freilich berichtigen. Wie die Spalten von „Ons Land" in den nächsten Wochen nach Malans Rede zeigten, stieß diese Berichtigung doch auch auf recht erheblichen Widerspruch in den Reihen der Buren. Malans Schlußwort aber blieb: Der Union Jack ist da, „der eine mag ihn, der andere mag ihn nicht, aber es kommt doch nichts dabei heraus, wenn wir uns über unsere Geschmacksverschiedenheiten in dieser Beziehung streiten." Das ist natürlich ganz verständig, nur pflegt man, wenn man zur Partei derer gehört, die nicht mögen, derartige Dinge nicht Ideale zu nennen, sondern bittere Notwendigkeiten. So richtete sich der Widerspruch im Grunde dagegen, daß Malan den Union Jack gewissermaßen an der falschen Stelle erwähnt hat. Zunächst ist die Frage aber in der Tat nicht brennend, denn die Erreichung des freien, geeinten Südafrika gibt vorläufig ganz genügend zu tun. Ein erster Schritt auf dieser Bahn wird es sein, wenn der Bond im Verein mit der liberalen Partei ans Ruder kommt. Wenn auch der Bond in diesem Fall die größere Zahl der Abgeordneten für die Regierungsmehrheit

stellen wird, so dürfte doch im Ministerium die liberale Partei, wenn nicht das Übergewicht, so doch einen sehr starken Einfluß haben, ja, Merriman, den man wohl als ausgesprochenen Englisch-Afrikander bezeichnen kann, erscheint als der gegebene Präsident eines derartigen Koalitionsministeriums. Daß nun die liberale Partei gerade keine Interesse an der Förderung der holländischeu Sprache hat, wenn sie natürlich auch betont, die Rechte der Holländisch-Afrikander zu achten, ist klar; gelegentlich kam das in ihrem Blatt, der „South African News", mehr oder weniger deutlich zum Ausdruck. Es wird daher am Bond sein, hier nachdrücklich seinen Anteil an der Regierung geltend zu machen. Daß die Stimmung der Buren unter einer solchen Regierung, insbesondere wenn diese, wie zu erwarten steht, alle agrarischen Wünsche ausreichend berücksichtigt, sehr viel milder wird, steht außer Zweifel: und es würde wohl nicht so ganz außer dem Rahmen des Wahrscheinlichen liegen, daß man des lieben Friedens halber die Sprachenfrage wieder ruhen ließe. Aber ganz so wie einst können die Dinge doch nicht mehr werden und das eigenste Interesse der Partei muß die Bondführer zwingen, für die Erhaltung des holländisch-afrikanischen Volkstums Sorge zu tragen. Denn sonst sägen sie den Ast ab, auf dem sie sitzen und was der Feind bisher nicht zu nehmen vermochte, fällt mühelos den liberalen Freunden in den Schoß.

Die hier gegebene Schilderung der nationalen und politischen Verhältnisse bedarf noch einer notwendigen Ergänzung; die soziale Stellung und vor allem die wirtschaftliche Lage der Buren in der Kapkolonie ist für ihre Zukunft von der größten Wichtigkeit. Hier liegt das Rückgrat jedes politischen und nationalen Kampfes. Die

gemeinsamen Lie[illegible] [illegible] Ziffern haben schon ge-
Heimat. [illegible] Mehrung der Buren sehr

Ich brauche [illegible] auf günstige wirtschaftliche
wiedergegebene [illegible] zahlenmäßige Verteilung
zeigen, daß diese [illegible] bereits auf ihre soziale
Datums sind. [illegible] vor allem Landbewohner,
dieses Gedichtes [illegible] Engländer treiben Handel
Strophen heißt [illegible] der Mineninduſtrie gibt es
kann zu Hau[illegible] [illegible]erte Industrie; wenn man
Malan aus — [illegible] Bevölkerung zur städtischen
wir brauchen [illegible] [illegible]ustrialisierten europäischen
den zwei le[illegible] [illegible] würde man zu durchaus
Malan nun [illegible] [illegible] der bloße Augenschein
„Ons Land [illegible] [illegible] führen. Wenn man
zeigten, [illegible] mit seinem Kranz von
heblichen [illegible] [illegible]ose Villa an die andere
Schlußwo[illegible] [illegible] flache Land, etwa nach
mag ihn, [illegible] wie Paarl, wo einem
nichts da[illegible] [illegible] Zivilisation in einem,
schmacksv[illegible] [illegible] nicht genügenden
Das ist [illegible] dann eine Farm be-
man zur [illegible] Anblick in bezug auf
Dinge n[illegible] [illegible]. dann könnte man
keiten. [illegible] den reichen englischen
daß M[illegible] [illegible] von Buren nicht
Stelle [illegible] [illegible]richt dies in keiner
Tat ni[illegible] [illegible] Farm, die uns äußer-
einten [illegible] macht, mag jederzeit
Ein e[illegible] [illegible] und in normalen
der B[illegible] [illegible] Mark abwerfen.
kommt [illegible] [illegible]fahrung, wie man sie
Zahl [illegible] [illegible]strikten in der Um-

gebung von Kapstadt machen kann, nicht etwa in dem Sinne verallgemeinern, daß ich behaupten wollte, es gäbe keine Buren, die arm wären oder mit ihrer wirtschaftlichen Existenz zu kämpfen hätten. Auch auf die durch den Krieg in manchen Distrikten verursachten Verluste habe ich schon hingewiesen, wobei aber nicht vergessen werden darf, daß andererseits in anderen Distrikten die Buren auch Anteil an dem wirtschaftlichen Aufschwung gehabt haben, den der Krieg in den Küstenstädten mit sich brachte. Im allgemeinen aber ist das, was den Kontrast zwischen den Engländern der Stadt und den Buren des flachen Landes für den letzteren so unvorteilhaft erscheinen läßt, gerade ein Vorteil für diesen. Die Anspruchslosigkeit des Buren läßt ihn wirtschaftliche Krisen viel leichter überwinden. Er ist nicht entfernt so, wie der englische Kaufmann in der Stadt, von dem Wechsel der Konjukturen abhängig, wo eine Periode geschäftlichen Niedergangs, wie sie beispielsweise gegenwärtig in der Kapkolonie herrscht, oft Hunderte von Existenzen hinwegfegt. Unter diesen Engländern sind viele, die nnr in das Land kommen, um dort möglichst rasch Reichtümer zu erwerben und dann nach England zurückzukehren; sie haben eine Menge von Bedürfnissen, die sie aus England decken müssen und sie verbrauchen durch Reisen nach Hause viel Geld außerhalb der Kolonie; in schlechten Zeiten schränkt der Bur seine Bedürfnisse ein, in guten hat er nicht nur die Möglichkeit, seine wirtschaftliche Existenz auf immer solidere Grundlage zu stellen, er kann auch zur Ansammlung von Kapital schreiten; und diese Kapitalien bleiben im Lande, während die auf englischer Seite erworbenen vielfach aus dem Lande fließen. Diese Kapitalbildung tritt bis jetzt nach außen wenig

hervor, da das Leben ſelbſt ſehr reicher Buren ſich kaum von dem Durchſchnitt abhebt, andererſeits iſt ſie auch zweifellos nicht ſehr weit vorgeſchritten, weil der Bur bisher ſeine Erſparniſſe immer wieder in Landbeſitz geſteckt hat; dazu kommt der Kinderreichtum und das herrſchende römiſche Recht, das im Erbgange alle Kinder gleich berückſichtigt. Das alles ſtand bisher der Bildung beweglichen Vermögens entgegen, was davon indes vorhanden war, iſt nach dem Kriege dem geſamten Burentum Südafrikas ſehr zu ſtatten gekommen, indem vielfach Kapburen Farmen in den früheren Republiken aufgekauft haben. Schließlich wird aber die Möglichkeit neuer Landerwerbungen, bezw. die Möglichkeit, Geld zur Verbeſſerung des vorhandenen Grundbeſitzes aufzuwenden, ihre Grenze finden, und dann wird das ſich anſammelnde Kapital ſich auch im Handel, Minenunternehmungen uſw. betätigen. Mag dieſer Zeitpunkt vielleicht auch etwas ferner liegen, ſo genügt für die wirtſchaftliche Sicherſtellung des Afrikandertums allein ſchon der Umſtand, daß es genügend kapitalkräftig iſt, um ſich im Beſitz des flachen Landes zu erhalten, dieſen Beſitz möglicherweiſe noch zu vergrößern und auch die Aufwendungen für ſeine ſtärkere Ausnutzung aus eigenen Kräften aufzubringen. Von einer zunehmenden Verſchuldung des ländlichen Beſitzes in der Kapkolonie, einer damit verbundenen Abhängigkeit von den größeren Städten und der notwendig daraus folgenden Minderung des politiſchen Einfluſſes kann jedenfalls unter den gegenwärtigen Verhältniſſen für lange Zeit nicht die Rede ſein.

Ja, man kann ſogar geradezu das Gegenteil behaupten, daß nämlich das Burentum von der wirtſchaftlichen Macht, die es in Händen hat, nicht entfernt den

Gebrauch macht, der ihm möglich wäre. Ich habe bereits darauf hingewieſen, daß Südafrika außer den Minen und was unmittelbar damit zuſammenhängt, wie Dynamiterzeugung an Induſtrie nichts beſitzt. Die ſtädtiſche Bevölkerung der Kapkolonie iſt in ihrem Verdienſt daher vollkommen auf den Handel angewieſen, der zu einem Teile aus dem Durchfuhrhandel nach Kimberley und Johannesburg, zum anderen Teile aber natürlich aus dem Handel mit den Landesprodukten beſteht. Der Durchfuhrhandel nach Johannesburg iſt in beſtändiger Abnahme begriffen wegen des Wettbewerbes, den die Eiſenbahnen von Durban und Lorenzo Marques aus, die ja die natürlicheren, kürzeren Wege bilden, der Kapkolonie machen. Immer mehr wird ſich der Handel auf den Verkehr mit den Farmern beſchränkt ſehen, die eben zum überwiegenden Teile Buren ſind. Von dem Gedeihen der Landwirtſchaft wird auch das des Handels abhängen, und dies iſt der Grund, warum keine Regierung auf die Dauer eine agrarfeindliche Zoll- und Eiſenbahnpolitik, wie ſie jetzt vom Miniſterium Jameſon getrieben wird, durchführen kann. Bei einem genügenden Schutz der einheimiſchen Produktion kann dieſe aber noch ſehr erheblich geſteigert werden. Es werden gegenwärtig nach Südafrika für etwa 100 Millionen Agrarprodukte eingeführt, die ganz gut auch im Lande ſelbſt erzeugt werden könnten. Bis jetzt hat nun der Bur in der Kapkolonie, da die wirtſchaftlichen Verhältniſſe im allgemeinen günſtig waren, dem Handel einen ganz unverhältnismäßigen Gewinn gegönnt. Der Mangel an kaufmänniſchen Kenntniſſen, der ausgeprägte Individualismus der Buren und das Mißtrauen gegen den Nachbar ſtanden Verſuchen, auf genoſſenſchaftlichem Wege den

Verkauf der Erzeugniſſe ſelbſt in die Hand zu nehmen entgegen. Die zunehmende Ausbeutung durch die Zwiſchenhändler und der Niedergang der wirtſchaftlichen Konjunktur überwinden aber doch auch ſchließlich dieſe Hemmniſſe. Wie die Farmer insbeſondere durch die malaiiſchen Händler in Kapſtadt ausgenutzt wurden, mögen zwei Beiſpiele zeigen, die ein Farmer mir ſelbſt mitgeteilt hat. Bei einer Entfernung von kaum einer halben Fahrſtunde von der Bahn konnte er überhaupt keinen Preis für ſeine Orangen erzielen und verwandte ſie als Schweinefutter, während man in Kapſtadt für 8 Orangen 1 Mark bezahlt; und während er bei der Verſteigerung in der Markthalle für das Hundert Birnen 2 Mark erlöſte, wurden dieſe gleichen Birnen von den indiſchen Obſthändlern zu 50 Pfg. für das Stück verkauft. So kommt es, daß trotz einiger Mißerfolge die Bewegung für landwirtſchaftliche Genoſſenſchaften immer mehr an Kraft zunimmt. Sind dieſe einmal ausgebaut, wozu natürlich noch Jahre erforderlich ſein werden, ſo bedeutet das, daß Millionen, die gegenwärtig in die Taſchen engliſcher Händler in den Städten fließen, dem Farmer ſelbſt verbleiben, und daß ferner in dem Maße, als eine junge Generation heranwächſt, die ſich kaufmänniſch gut ausgebildet hat, dieſe hierbei ihr Brot finden kann, ohne von einem engliſchen Herrn abhängig und in ihrer politiſchen Meinungsäußerung gehemmt zu ſein. Auch die ſtarke natürliche Vermehrung der Buren wird einen Druck in dieſer Richtung ausüben, denn wenn ſie auch nur annähernd in der bisherigen Weiſe fortſchreitet, dann iſt es völlig ausgeſchloſſen, daß dieſer Bevölkerungszuwachs auch nur zum größten Teile in der Landwirtſchaft ſein Unterkommen finde; er wird in alle Berufe drängen. Der Kaufmann,

der Arzt, der Handwerker wird an ſeine Volksgenoſſen mit Recht das Anſinnen ſtellen, doch lieber ihn zu unterſtützen als irgend einen aus England, Rußland oder ſonſt woher zugereiſten Fremdling. Schon während des Krieges begannen die Buren engliſche Kaufleute zu boykottieren. Die Bewegung hat keinen erheblichen Umfang gewonnen, iſt übrigens hauptſächlich deutſchen Firmen zugute gekommen. Sie wird eine ganz andere Kraft gewinnen, wenn ſie nicht nur den Zweck hat, Engländer zu ſchädigen, ſondern auch den eigenen Leuten zu nützen; die nationale Frage wird zur Magenfrage und welche Kraft ſie dann entfalten kann, darüber kann ſich niemand täuſchen, der in den Nationalitätenkämpfen auf unſerem Kontinent einigermaßen Beſcheid weiß. Hier beſitzt das Burentum der Kapkolonie eine Reſerve im nationalen Kampfe, die bisher noch kaum angetaſtet worden iſt.

Politiſch finden die geſchilderten wirtſchaftlichen Verhältniſſe des Burentums der Kapkolonie nach zwei Richtungen hin ihren Ausdruck. Erſtens hat es auch heute noch überwiegend rein agrariſche Intereſſen. Während ſonſt der Zwieſpalt wirtſchaftlicher Belangen ſo leicht einen Keil in das Gefüge einer nationalen Organiſation treiben und dieſe hemmen oder lahmlegen kann, zwingt hier auch die Gemeinſamkeit der wirtſchaftlichen Intereſſen die Buren zum Zuſammenſchluß. Zweitens wirkt die ſoziale Stellung der Buren auf die Auswahl der Kräfte zurück, die dem Lande für ſein politiſches Leben zur Verfügung ſtehen. In England legt man mit Recht großen Wert auf das Vorhandenſein einer Oberſchicht materiell unabhängiger Menſchen, die die Politik in uneigennütziger Weiſe, gewiſſermaßen

als den vornehmsten Sport betreiben. Zweifellos steht und fällt der englische Parlamentarismus mit dem Vorhandensein dieser Gesellschaftsklasse, der „Gentry". Sie besteht auch in der Kapkolonie, wenn auch natürlich in einem, mit England verglichen, sehr bescheidenen Maßstabe. Wie in England hat sie auch hier ihren Ursprung im Grundbesitz und geht deshalb fast ganz aus dem Burentume hervor. Auch der gewöhnliche Bur steht in seiner Lebenshaltung nie auf der Stufe des Bauern wie bei uns; er läßt sich nur mit dem Gutsbesitzer bei uns, höchstens noch mit Großbauern wie in Westfalen oder Oldenburg vergleichen. Die ganze Art der südafrikanischen Wirtschaftsführung gibt ihm Muße, sich mit öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen und sich in der Selbstverwaltung zu betätigen. Er bildet das konservative Element im Lande; was einigermaßen nach Geschichte und Überlieferung aussieht, führt in die holländische Zeit zurück und findet sich in den alten Farmen um Kapstadt. Rhodes leitete ein sicherer Instinkt, wenn er diese Überlieferungen pflegte; nun machen es alle die kleinen Napoleons am Rand dem großen Imperator nach und bauen im Stile der „Groote Schur;" aber der Besitz eines holländischen Spitzgiebels macht noch keinen Patrizier. Die englische Stadtbevölkerung bleibt ein unruhiges Nomadenelement; der Emporkömmling ist freilich in einer jungen Kolonie, wo der Wechsel in den Besitzverhältnissen so rasch vor sich geht, eine anerkanntere Erscheinung als bei uns; aber wie sich in den Vereinigten Staaten trotz aller demokratischen Lebensformen, doch eine republikanische Aristokratie der alteingesessenen Familien gebildet hat und gesellschaftlich geachtet wird, so ist es auch hier der natürliche Gang der Dinge, daß ein Mitglied einer der

alten Burenfamilien seinen ererbten Besitz anders wertet als den irgend eines Händlers in der Stadt, von dem er vielleicht weiß, daß er vor ein paar Jahrzehnten als schiffbrüchige Existenz am Kap gestrandet ist. Dies ist insofern wertvoll, als diese Empfindungen auch die sehr reich gewordenen Burenfamilien in Kapstadt bis zu einem gewissen Grade vor der Verengländerung schützen; denn wenn man von dem kleinen Kreise des Gouverneurs und einiger höherer Beamten absieht, so ist eine englische Gesellschaft, in der aufzugehen solch ein reicher Bur schmeichelhaft finden könnte, gar nicht vorhanden. Wohl aber zieht das Afrikandertum gerade wegen seines konservativen Charakters Engländer, die nicht gerade mitten in der Hast des Erwerbslebens stehen und mit dem Lande einigermaßen verwachsen sind, leicht zu sich herüber. Zwei der schneidigsten Vorkämpfer der südafrikanischen Partei im Parlament sind Merriman und Burton, von denen ersterer in England, letzterer von englischen Eltern am Kap geboren ist; aber auch sonst zählt die südafrikanische Partei viel mehr Talente als die progressive, wo solche auch gar nicht zur Geltung kommen könnten, weil jeder Abgeordnete sich vor der Wahl auf ein bestimmtes Programm fest verpflichten mußte. Daran wird sich auch in Zukunft wenig ändern. Eine englische konservative Partei könnte sich nur auf die englischen Farmer der Ostprovinz stützen; aber wenn sie diese sich wirtschaftlich auch recht gut halten, so haben sie doch keine Aussicht, sich auf Kosten der Buren auszubreiten. Bei ihrem jetzigen Anteil an der Gesamtbevölkerung sind sie aber auch zu schwach, als daß sich die Regierung ausschließlich auf sie stützen könnte; die Vertretung ihrer wirtschaftlichen Belange treibt diese eng-

liſchen Farmer viel eher in das Lager des Afrikandertums.

Aus all dem geht wohl zur Genüge hervor, daß das holländiſche Afrikandertum der Kapkolonie in ſich ſtark genug iſt, um ſich zu behaupten und auch wieder zur Macht zu gelangen. Es braucht nur zu wollen. Das war bisher ſeine ſchwächſte Seite. Aber der Burenkrieg hat ſein Rückgrat neu geſtärkt und ſeiner Energie einen friſchen Anſtoß gegeben. Augenblicklich ſteht er unter einem Druck, der notwendig Gegendruck erzeugt. Seine Zukunftsausſichten laſſen ſich indes nur im Rahmen einer Betrachtung beurteilen, die ganz Südafrika umfaßt und die einem ſpäteren Abſchnitt vorbehalten ſei.

3. Kapitel.

Englands Herrschaft.

Eine abfällige Kritik der Verwaltung in Englands Kolonialreich scheint offenkundige Tatsachen gegen sich zu haben. Hat doch England das größte Weltreich geschaffen, das je bestand, waren doch seine Erfolge unermeßlich, und zeigen sich doch auch heute noch keinerlei Anzeichen, als ob dieser stolze Bau von Rissen und Sprüngen bedroht sei; im Gegenteil, gerade jetzt schickt das Volk der britischen Inseln sich an, die größte und schwierigste Organisationsarbeit durchzuführen, die je einem Staate gestellt war: dieses Riesenreich eng aneinander zu knüpfen und ihm eine föderative Verfassnng zu geben. Trotz der Wucht dieser Tatsachen glaube ich doch, daß eine Unterscheidung am Platze ist. Die politischen Fähigkeiten des englischen Volkes zu leugnen, wäre Torheit; aber wie es Seiten des englischen Volkscharakters gibt, die es für gewisse Aufgaben besonders geeignet machen, so besitzt er auch Fehler, die ihm manche Arbeit erschweren. Auf der einen Seite steht die Energie und Zähigkeit, mit der der Engländer das Begonnene trotz aller Schwierigkeiten durchführt, und davon gab ja auch der Burenkrieg Zeugnis. Auf der andern Seite aber hindert den Engländer die nationale Beschränktheit seines Blickes, die ihm

bis zu einem gewiſſen Grade allerdings die ſtolze Sicherheit ſeines Nationalgefühls gibt, daran andere Völker zu verſtehen und ſie ihrer Eigenart angemeſſen zu behandeln. Oft läßt ſich dieſe Schwäche durch den oben angeführten Vorzug wieder gutmachen. Vielleicht wäre der Sepoyaufſtand nicht nötig geweſen, wenn England mehr von letzterer Tugend beſeſſen hätte, aber die energiſche Unterdrückung hat ſchließlich, wenn auch unter großen Opfern an Blut und Geld, zum Ziele geführt. Aber es fragt ſich, ob dies Mittel ſich überall bewähren kann. Das engliſche Kolonialreich iſt ſehr vielgeſtaltig. Millionen ſeiner Untertanen haben kaum die Möglichkeit, mit ihren Klagen an die Öffentlichkeit zu kommen; wenn auch nur die Hälfte deſſen wahr iſt, was Digby in ſeinem Buche: ‚Proſperous Britiſh India‘ ſchreibt, dann iſt die engliſche Verwaltung in Indien ſchlechter, als den britiſchen Intereſſen zuträglich iſt. Vielleicht liegt es in manchen engliſchen Tropenkolonien nicht viel anders, und ich habe Leute, die dort einigen Einblick haben, Dinge erzählen hören, die mich ſehr bezweifeln laſſen, daß bloß deutſche Kolonien das geſegnete Land bürokratiſchen Zopfes ſind; auch der Engländer hat für dieſe Sache einen Namen: red tape.

In dem Abfall der Vereinigten Staaten hat England ſchon einmal die Lehre erhalten, daß es nicht möglich iſt, alle Kolonien nach dem gleichen Muſter zu behandeln und daß das, was der indiſche Kuli über ſich ergehen laſſen muß, der weiße Siedler ſich nicht gefallen läßt. Bis zu einem gewiſſen Grade ſcheint England aus dieſen Ereigniſſen gelernt zu haben, und dort, wo es ſeinen Siedlungskolonien das nötige Maß von Bewegungsfreiheit ließ, feiert ſeine koloniſatoriſche Fähigkeit Triumphe. Es iſt der Grundſatz der Selbſtverwaltung, den der

Engländer aus dem eigenen Lande in die Tochterländer überträgt und der ſich dort durchaus bewährt. Auch in Südafrika iſt dieſer Verſuch gemacht worden; wenn er hier nicht ausreifen konnte, ſo lag die Schuld vor allem daran, daß der Engländer den Charakter des Buren nie verſtanden und es zu tun nie verſucht hat, und daß daraus jenes Mißtrauen erwuchs, durch das die beſten verhandenen Anſätze ſtets zerſtört wurden. Man kann die Behauptung wohl wagen, daß es England in ſeiner Hand gehabt hat, Südafrika friedlich, ohne einen Blutstropfen zu vergießen und einen Heller dafür auszugeben, zu erobern und zwar ſo dauernd, daß es in ſeinem Beſitze für alle Zeiten geſichert geweſen wäre. Vielleicht hätte dann heute die engliſche Sprache die holländiſche noch nicht ganz verdrängt, aber dies Ereignis wäre nur mehr eine Frage der Zeit. Mehr als einmal war es trotz früher begangener Fehler wieder auf dem Wege dieſer friedlichen Eroberung dank der Tätigkeit beſonders einſichtiger und verſtändiger Gouverneure. Aber auf einen Grey folgte Wodehouſe, nach einen Barkly kam Frere, Sir Herkules Robinſon mußte von dem Platze ſcheiden, den ſpäter Milner einnahm. In den 60er Jahren war es ſoweit, daß die alten Beſchwerden, die die Freiſtaatburen zum Trek veranlaßt hatten, verſchmerzt ſchienen, und der Freiſtaat bereit war, ſich wieder unter den Schutz der engliſchen Krone zu begeben, ſobald die Kapkolonie Selbſtverwaltung erhalten hätte. Da kam die widerrechtliche Aneignung der Diamantenfelder von Kimberley durch England. In den 70er Jahren, als der Kapkolonie endlich die Selbſtverwaltung gewährt war und einſichtige Männer engliſcher Abkunft, die im Lande aufgewachſen waren und es von Grund aus kannten,

dessen Geschicke leiteten, war das Nationalgefühl der Buren bereits so eingeschläfert, daß ihre völlige Verengländerung in sicherer Aussicht schien. Da kam die erste Besetzung Transvaals durch England, deren Früchte Majuba und die Schaffung des Afrikanderbonds waren. Das Ministerium Gladstone konnte das äußere Ergebnis der damaligen Besetzung rückgängig machen, die Gefühle der Bevölkerung aber konnte es nicht auf den Stand vor dieser widerrechtlichen Annexion zurückversetzen. Die ganze Politik, die zu diesen Ereignissen führte, hatte ihren Ursprung in den mit keiner Sachkenntnis belasteten Phantasien des Kolonialsekretärs im Ministerium Disraeli, Lord Carnarvon, der um jeden Preis in Südafrika eine Föderation in der Art der kanadischen zustande bringen, eine Frucht pflücken wollte, die noch nicht im entferntesten reif war. Und dieselbe Ungeduld führte schließlich zum Burenkriege, der England 5 Millarden Mark allein an direkten Kosten und viele Tausende von Menschenleben gekostet hat, ein Unternehmen, in das England nie eingetreten wäre, hätten seine Staatsmänner den Umfang desselben auch nur einigermaßen geahnt. Man kann sagen, daß England alles getan hat, um sich das Regieren in Südafrika nach Möglichkeit zu erschweren. Es hat die Worte nie beherzigt, die Shakespeare Heinrich V. in den Mund legt: „Wenn Milde und Grausamkeit um ein Königreich spielen, so wird der gelindeste Spieler am ersten gewinnen.“ Was läge da näher als die Frage: Als die Dinge verhältnismäßig so einfach lagen, wurde England mit ihnen nicht fertig und beging Fehler auf Fehler, welche Aussicht hat es jetzt, der Lage Herr zu werden, wo es sich selbst Verwickelungen und Schwierigkeiten ohne Zahl geschaffen hat?

Aeußerlich ist natürlich das politische Leben der Kapkolonie, die ihre eigene Verfassung und Selbstverwaltung hat, von dem in den ehemaligen Burenrepubliken, die nun Kronkolonien geworden sind, streng geschieden. Aber der Ausgang des Krieges brachte es von selbst mit sich, daß der Geist des siegreichen englischen Eroberers nun in allen Kolonien Südafrikas ans Ruder kommen mußte, ebenso, wie sicherlich ein Sieg der Buren die Herrschaft des Afrikanderbonds in der Kapkolonie dauernd befestigt hätte. Während des Krieges mußte das vom Bond gestützte Ministerium Schreiner abtreten, nachdem es durch seine schwächliche Haltung viel gesündigt hatte. Eine rechtzeitig, etwa im Frühjahr 1899 abgegebene Erklärung des Ministeriums und des Parlaments gegen den Krieg und das herausfordernde Auftreten Milners hätte die öffentliche Meinung Englands vielleicht doch noch zur Besinnung gebracht. Auf Schreiner folgte in der Zeit, wo unter Kriegsrecht das Parlament nicht mehr zu Tagungen zusammenberufen wurde, Sprigg, ein alter südafrikanischer Politiker mit etwas zweifelhaften Verdiensten, der aber doch nach Beendigung des Krieges, als die Jingos nach Aufhebung der Verfassung schrien, diese mannhaft verteidigt und vor diesen Anschlägen gerettet hat. Die Neuwahlen ergaben für die englischen Imperialisten: die progressive Partei, eine bescheidene Mehrheit, dank dem Umstande, daß der Bond durch die Ausschließung der Rebellen vom Wahlrecht hunderte von Stimmen verloren hatte. Aber wäre es anders gekommen, hätte der Bond gesiegt, so wäre die englische Regierung vor einem Verfassungsbruch sicherlich nicht zurückgeschreckt; ein Bondministerium in Kapstadt und Lord Milner als Statthalter (high commissioner) von Südafrika konnten

nicht miteinander arbeiten. Diese Ereignisse hatten sch[on] ihre Schatten vorausgeworfen. „Ich war überzeug[t“] sagte mir einer der hervorragendsten Bondführer, „daß d[ie] Buren schließlich unterliegen würden und ich wußte auc[h,] daß an eine allgemeine Erhebung der Kapburen, d[ie] vielleicht den Krieg zu ungunsten Englands hätte wende[n] können, nicht zu denken war. Aber ich sah voraus, da[ß] es nach dem Kriege uns in der Kapkolonie an den Kragen gehen und wir für unsere Verfassung zu kämpfen haben würden. Dafür mußten wir unsere Kräfte zusammenhalten und deshalb war ich der Ansicht, daß sich unsere Leute unbedingt neutral verhalten sollten. Aber was ich fürchtete, kam; die paar tausend Kapburen, die am Kriege teilnahmen, konnten das Schicksal nicht wenden, unsere politische Stellung in der Kapkolonie wurde aber dadurch auf Jahre hinaus geschwächt.“

In der englischen Presse Südafrikas bildet die „Aussöhnung der Rassen“ eine ständige Redensart; tritt ein Bur für die Erhaltung seiner Nationalität ein, so ist das schon eine Aufreizung zum Rassenhaß. Als der frühere Minister Sauer in Erwiderung auf eine von Dr. Jameson in England gemachte Bemerkung: 'I know the Dutch' in einer Rede ironisch fragte, ob er die paar Renegaten meinte, die zu seiner Partei gehörten, oder den 'Dutch', den er seinerzeit bei Doornkop (wo er beim Raid gefangen wurde) getroffen hätte, da brachten englische Blätter diese Rede unter der Überschrift 'A vitriolic speech' und konnten sich gar nicht genug darüber entrüsten, daß Sauer es gewagt habe, an diesen unrühmlichen Punkt in Jamesons Vergangenheit zu rühren. Aber wenn die englische Partei wirklich auf eine Versöhnung der durch den Krieg aufgeregten Geister

ausging, dann durfte ſie ihrerſeits nicht einen Mann als Premierminiſter auf den Schild erheben, der ein 'Vae victis!' ja mehr als das, einen Schimpf für die Gegenpartei bedeutete. Nahm man Dr. Jameſon wegen ſeiner ſtaatsmänniſchen Fähigkeiten, ſo war dies für die progreſſive Partei ein betrübendes Armutszeugnis. Ich frug einen gebildeten Engländer, der ihn von ſeiner Tätigkeit in Rhodeſia her kannte, nach ſeinem Urteil, und dieſer fing ſeine Fähigkeiten als Chirurg zu preiſen an. Wie die Ärzte über ihn denken, weiß ich nicht, als Politiker hatte er jedenfalls nur das eine Verdienſt, der Sancho Panſa von Rhodes geweſen zu ſein, der das einzige Mal, wo er ſelbſtändig zu handeln verſuchte, beim Jameſon-Raid, eine große Dummheit machte. Rhodes wollte ihn damals über Bord werfen, nahm ihn aber ſchließlich wieder in Gnaden auf, da er ſah, daß er einen ſo treuergebenen Handlanger nicht ſo leicht würde finden können. Die Ernennung Jameſons zum Premierminiſter konnte nur die Feſtlegung der Politik auf das Rhodesſche Programm bedeuten: die rückſichtsloſe Ausübung der Herrſchaft, ohne Skrupel in der Wahl der Mittel. Manche Leute, die den Progreſſiven in den Sattel geholfen hatten, ſahen das freilich damals etwas nüchterner, praktiſch an. Schon Rhodes hatte erklärt, die engliſche Flagge ſei die beſte Handelsmarke der Welt, und hatte damals die Kapitaliſten am Rand für ſeine Politik durch die Vorſpiegelung gewonnen, daß die Erwerbung Transvaals durch England an ſich ſchon eine Steigerung des Werts der Minenaktien und den Zuſtrom ungemeſſener Geldmengen bedeute. Auch Jameſon hatte bei den Wahlen dieſe Melodie in allen Tonarten pfeifen und den Leuten erzählen laſſen, welche Verlockung für das eng-

lische Kapital es sein würde, nach der Kapkolonie zu kommen, wenn es diese erst in seinen sicheren Händen wüßte.

Um diese Stimmung ganz verständlich zu machen, muß ich der Beeinflussung der wirtschaftlichen Zustände der Kapkolonie durch den Krieg einige Zeilen widmen. Es wäre ganz falsch, zu glauben, daß dieser für sie nur materiellen Schaden gebracht habe; das war wohl in den Distrikten der Fall, in denen gekämpft wurde, nicht aber in den Hafenstädten und deren nächster Umgebung. Es hätte ja auch sonderbar zugehen müssen, wenn von den fünf Milliarden Mark, die der Burenkrieg England gekostet hat, nichts in Südafrika hängen geblieben wäre. Auf der Reede von Kapstadt lagen damals Reihen von Schiffen, die in den Docks nicht löschen konnten. Die wohlhabenden und reichen Leute aus Johannesburg, die dort während der guten Zeiten Krügerscher „Unterdrückung" reichlich Geld in ihren Beutel zu tun Gelegenheit hatten, warteten in Kapstadt auf das Ende des Krieges, den sie anfangs auf eine Dauer von drei Monaten veranschlagt hatten. Erholungs- und unterhaltungsbedürftige Offiziere füllten mit Damen, zu denen sie in legitimen oder illegitimen Beziehungen standen, die behaglichen Räume des Mount Nelson Hotels, und die englischen Banken waren täglich genötigt, den Geldinstituten der Kapstadt die Namen von Offizieren zu kabeln, die sich über den Besitz größerer oder geringerer Guthaben in England den merkwürdigsten Erinnerungstäuschungen hingaben, was sich in der Ausstellung höflichst zurückgewiesener Schecks kundtat. Endlich kam auch „Tommy" gelegentlich mit wohlgefülltem Beutel von der Front oder eine Abteilung englischer Volunteers hatte

in Kapstadt die erste Gelegenheit zu kriegerischen Taten. Das Geschäft der Kneipwirte blühte und als nach Beendigung des Krieges die an Zerstörung gewöhnte Soldateska die ganze Einrichtung einer großen Hotelbar im Werte von etwa 40 000 Mark zertrümmerte, konnte der Wirt dies ziemlich gleichmütig auf der Ausgabenseite buchen, er hatte seine Rache schon vorher genommen. Der Nachfrage nach Wohnungen konnte gar nicht genügt werden, die Wohnungspreise stiegen, was der Bautätigkeit und der Bodenspekulation starken Anreiz gab. Mit letzterer beschäftigten sich insbesondere die Johannesburger Gäste, denen zu dieser Zeit der Kurszettel die gewohnte Anregung der Nerven nicht geben konnte. Diese Spekulation überschritt jedes Maß; es ist sicherlich keine Übertreibung, wenn ich sage, daß auf dem in Einzelbauplätzen verkauften Boden um Kapstadt herum eine halbe Million Weißer wohnen könnte. Man erzählte mir die Geschichte von einem jungen Ehepaar, das sich unbesehen — um das Glück gerade noch am Zipfel des Gewandes zu erhaschen — etwa eine Stunde von Kapstadt ein „Villengrundstück" erstanden hatte; als es sich am nächsten freien Nachmittag die Herrlichkeit besehen wollte, fand es nach langem Umherirren, daß es ein Stück eines Sumpfes erworben hatte, das die Hälfte des Jahres völlig unter Wasser steht. Ganz in amerikanischem Stil wurden auf schönen Plänen Städte und Vororte hervorgezaubert; die Grundstückspreise stiegen um ein vielfaches. Farmer, die noch recht weit von der Stadt weg wohnten, konnten von der Preissteigerung des Bodens Nutzen ziehen; aber auch die Landesprodukte fanden infolge der Vermehrung der Bevölkerung und der Bedürfnisse der Militärverwaltung leichteren Absatz zu erhöhten Preisen, obwohl für das

Heer auch viel eingeführt wurde, was im Lande zu beschaffen gewesen wäre. Der Spekulationstaumel fand in Kapstadt seinen Höhepunkt; kein Mensch fragte, woher denn die Menschen kommen und wovon sie leben sollten, auf deren Erscheinen man rechnete. Ein sonst ganz verständig aussehender Mann setzte mir auseinander, bei den großen landschaftlichen Reizen Kapstadts würde es doch dazu kommen, daß manche Leute, die in Johannesburg ihr Geschäft hätten, in Kapstadt wohnen würden, um von da wöchentlich einmal nach der Goldstadt zu fahren und nach dem Rechten zu sehen. Die Fahrt dahin beträgt ja nur 50 Stunden! Aber auch Port Elizabeth und East London erfreuten sich eines guten Geschäftsganges; in den deutschen Dörfern zwischen East London und King Williamstown sieht man jetzt überall neue Farmhäuser, die die Bauern sich nach dem Kriege gebaut hatten. Und gar in der Nachbarkolonie Natal gingen die Wogen der Begeisterung hoch; man weiß dort recht gut, warum man so patriotisch ist. Ein Krieg bedeutet da immer ein gutes Geschäft. Während des Zulukrieges verdienten die englischen Händler erst dadurch, daß sie an die Zulus Gewehre verkauften, dann an den Lieferungen für die englischen Truppen; das war jedoch nur ein bescheidenes Geschäft im Vergleich zum Burenkrieg! Aber schließlich ist der Krieg doch eine böse Sache und gute Christenmenschen müssen von den Segnungen des Friedens überzeugt sein; war der Krieg schon ein glänzendes Geschäft gewesen, welch ein Füllhorn guter Gaben mußte erst der Frieden über das Land ergießen. Alle diese Hoffnungen wurden bitter enttäuscht. In der Voraussetzung eines Zusammenhanges zwischen Dr. Jameson und dem europäischen Großkapital hatte man aller-

dings recht; aber er war ganz anderer Art, als man geträumt hatte.

Jameson war nur ein Werkzeug von Rhodes gewesen, ein anderes seiner Werkzeuge war die Debeerskompagnie. Rhodes war nicht geldgierig im gewöhnlichen Sinne; für ihn war das Geld nur ein Mittel zum Zweck, freilich das wichtigste; denn nach seiner Meinung, die vielleicht in einer reichen südafrikanischen Erfahrung ihre Stütze fand, war jeder Mensch zu kaufen, es kam bloß auf die Höhe der Summe an. So war ihm die Debeerskompagnie nicht nur eine reiche Einkommenquelle, sondern auch vor allem ein Mittel zur Ausübung der politischen Herrschaft. Daraus erklärt sich auch die von den anderen Minengesellschaften Südafrikas in vielen Punkten wesentlich abweichende Organisation dieser Gesellschaft. Sie entstand durch die Vereinigung einer Anzahl Gesellschaften, die in Kimberley den Abbau von Diamanten betrieben; diese Vereinigung war 1888 vollendet und das Werk von Cecil Rhodes. Er hatte es schon damals sehr geschickt verstanden, die Gesetzgebung der Kapkolonie zu beeinflussen; denn ein Gesetz über den Betrieb von Diamantminen, das den kleinen Minengesellschaften sehr schwere Lasten auferlegte, kam seinen Bestrebungen sehr zustatten. Rhodes erweiterte den Geschäftsbetrieb der Debeersgesellschaft, wobei nicht alles, was sie in die Hand nahm, wirklich auch ein gutes Geschäft war. Aber dies sollte schließlich dadurch wett gemacht werden, daß die Gesellschaft das ganze wirtschaftliche Leben der Kolonie beherrschen und dadurch mittelbar die politische Leitung in die Hand bekommen sollte. Das konnte sie durch den Betrieb der Diamantminen allein nicht; an sich sind diese natürlich die größte Industrie des Landes und ein her-

vorragender Faktor in ſeinem Wirtſchaftsleben; ihre Entdeckung bedeutete ſeinerzeit die Errettung der Kapkolonie aus einer ſchweren wirtſchaftlichen Kriſe. Heute bildet der Wert der von ihr geförderten Diamanten im Betrage von etwa 100 Millionen Mark mehr als die Hälfte der eigenen Ausfuhr der Kolonie. Aber mannigfaltige Umſtände drücken die Bedeutung dieſer Ziffer doch herab. Im Gegenſatz zu den Goldminen am Rand ſind die Bearbeitungskoſten einer Diamantmine ſehr gering. Während ſie bei erſteren durchſchnittlich etwa 70 % betragen, kommen ſie bei letzteren kaum auf 30 %. Die geſamten Ausgaben der Debeersgeſellſchaft betrugen 1902 53 %, 1903 56 % des durch den Verkauf der Diamanten erzielten Erlöſes. In dieſen Ausgaben ſind aber Amortiſation und Verzinſung von Hypotheken, Abſchreibungen uſw. inbegriffen, womit ſchon geſagt iſt, daß auch von dieſem Gelde nicht alles an Ort und Stelle verbraucht wird, ſondern ein Teil außer Landes geht. Das gleiche iſt natürlich zum größten Teil mit dem Gewinn der Fall, der als Dividende ausgeſchüttet wird. Zwar iſt von den Shares der Debeersgeſellſchaft wohl mehr in Südafrika geblieben, als von denen der Goldminen, die bereits Dividende bezahlen; die überwiegende Mehrzahl dürfte ſich aber doch in Europa befinden. Außerdem verzeichnet die Förderung der Kimberleyer Minen in den letzten zwei Jahrzehnten keinen weſentlichen Aufſchwung; ſie ſtellte ſchon im Jahre 1887 einen Wert von 80 Mill. Mark dar, ging nachher in manchen Jahren unter dieſe Summe wieder herunter, ſteigerte ſich erſt nach dem Kriege; die Hauptſorge der Geſellſchaft iſt eben, eine Überproduktion zu vermeiden und dadurch die guten Preiſe zu halten. Aber die natürliche Folge davon iſt, daß nur

eine verhältnismäßig beſcheidene Zahl von Menſchen bei den Minen Beſchäftigung findet; im Jahre 1903 waren es 1800 Weiße und 7000 Kaffern. In der Zeit von 1891 bis 1904 hat ſich denn auch die weiße Bevölkerung der Kimberleydiſtrikte nur von 20 187 auf 20 478, alſo um 291 Seelen vermehrt, während in demſelben Zeitraum die geſamte weiße Bevölkerung der Kolonie eine Zunahme von 51 % aufwies. Aus dieſem Grunde ließ Rhodes die Debeersgeſellſchaft alle möglichen Dinge unternehmen, die mit dem Diamantminenbetrieb nichts oder wenig zu tun haben. Am meiſten iſt dies noch bei der Dynamitfabrik der Fall, die während des Krieges zwiſchen Somerſet Weſt und Symonstown errichtet wurde und in der die Geſellſchaft 19 Millionen Mark ſtecken hat. Die Wahl des Ortes war vor allem durch politiſche Rückſichten beſtimmt, um durch die engliſchen Beamten der Fabrik den Wahlkreis Stellenboſch, bisher eine Hochburg des Bonds, für die progreſſive Partei zu erobern; in der Tat ſiegte dieſer bei den letzten Wahlen nur mehr mit knapper Mehrheit, obwohl noch nicht alle Beamten und Arbeiter der Dynamitfabrik das Wahlrecht erworben hatten. Ein anderes Unternehmen der Debeersgeſellſchaft iſt die 'Cold Storage-Compagnie', die ſich mit der Einfuhr von gefrorenem Fleiſch befaßt. Sie ſollte einem gleichartigen, von Afrikandern mit viel Erfolg betriebenen Geſchäfte Konkurrenz bieten, arbeitete aber mit ſchwerem Verluſte, bis ſie ſich ſchließlich nach Rhodes Tod mit letzterem vereinigte. Zum Zwecke politiſcher Beeinfluſſung kauften Debeers ebenſo wie Rhodes ſelbſt Farmen, die nun in der 'Rhodes Eſtates-Compagnie' vereinigt ſind; auch dieſe liegen vorwiegend im Bezirk Stellenboſch. Sicherlich ſteht mit dieſem umfaſſenden

Geſchäftsbetrieb auch die Finanzpolitik der Debeersgeſellſchaft zuſammen, die im Gegenſatz zu den Goldminengeſellſchaften große Reſerven anhäuft, die 1903 mit etwa 38 Millionen Mark in der Bilanz ausgewieſen werden. Dieſe Reſerven ermöglichen der Geſellſchaft einerſeits die Beteiligung an verſchiedenen Unternehmungen, andererſeits auch das raſche Eingreifen mit großen Summen, wo ihr dies in ihrem Intereſſe erſcheint.

Aber mit dieſen eigenen Mitteln ſind die Hilfskräfte der Debeersgeſellſchaft noch keineswegs erſchöpft. Cecil Rhodes beſtimmte den größten Teil ſeines Vermögens für eine Stiftung, deren Ertrag zur Beförderung der auf ein vereinigtes Südafrika gerichteten Beſtrebungen dienen und ſo zur Erreichung des Zieles beitragen ſollte, das dem Erblaſſer in ſeiner politiſchen Tätigkeit vorgeſchwebt hatte. Dieſes Rhodesſche Vermögen ſoll 80 bis 100 Millionen Mark betragen und wird von den Teſtamentsvollſtreckern, zu denen u. a. Lord Milner, Dr. Jameſon und der Präſident der Debeersgeſellſchaft, Sir Lewis Mitchell gehören, verwaltet. Der kluge Kopf, der ſein eigenes Geld, das der Debeerskompagnie, die Randkapitaliſten, den engliſchen Imperialismus und Dr. Jameſon für ſeine Zwecke zu verwenden verſtand, iſt nun nicht mehr; aber alle die Werkzeuge von Rhodes hatten ſich doch in eine gute Bundesgenoſſenſchaft eingelebt, die auch auf einer Intereſſengemeinſchaft beruht, auf deren Ewigkeit man allerdings nicht zu ſchwören braucht. Bei der gemeinſamen Arbeit iſt aber zweifellos die Führung, die einſt Rhodes hatte, nicht auf Jameſon übergegangen. Er ſitzt zwar auch im Verwaltungsrat der Debeerskompagnie, aber nicht er wirkt auf ſie ein, ſondern ſie auf ihn und die Politik, die er als Miniſterpräſident macht. Die Intereſſen,

denen er zu dienen hat, führen nun auf zwei Strängen ins Ausland: die der Kapitaliſten weiſen nach Johannesburg und der „Kaffirzirkus“ der Londoner Börſe, die des Imperialismus nach den britiſchen Inſeln im allgemeinen und die Gefahr eines Zwieſpalts dieſer Intereſſen mit denen der Bewohner der Kapkolonie iſt ſtets vorhanden. Es müßte in bezug auf den Imperialismus nicht notwendig der Fall ſein, wenn man ſich in England auf den Standpunkt ſtellte, daß das Wohlbefinden der Kolonie durch Nichteinmiſchung in deren Verwaltung am beſten gefördert und dadurch auch der imperiale Gedanke am meiſten gefeſtigt würde. Aber die Bevölkerung Englands will auch praktiſche Vorteile und eine Entſchädigung für die großen Südafrika gebrachten Opfer ſehen; hier liegt der Punkt, wo die Intereſſen der imperialiſtiſchen Politik mit den kapitaliſtiſchen zuſammenhängen, von dem andererſeits auch der Zwieſpalt mit der weißen Bevölkerung Südafrikas — ſie ſei engliſch oder buriſch — ſeinen Ausgangspunkt nimmt. Dieſer Zwieſpalt ergibt ſich aber nicht aus den Programmen, die in Wahlverſammlungen mit tönenden Worten verkündigt werden, ſondern allein aus dem Gange der praktiſchen Politik. Es wäre natürlich verkehrt, den Einfluß der Mächte, die hinter Jameſon ſtehen und mit denen er verbündet iſt, gering ſchätzen zu wollen; ſie bedeuten beſonders viel in einem Lande, wo ſich leichter als anderswo einem goldbeladenen Eſel die Türen öffnen. Jameſon hat heute noch eine gefügige Mehrheit im Parlament; jedes einzelne auf das Programm der progreſſiven Partei gewählte Mitglied mußte ſich zu unbedingtem Gehorſam gegenüber dem Programm und Mehrheitsbeſchlüſſen der Partei verpflichten. Mit ganz wenigen Ausnahmen ſteht die ganze engliſche Preſſe

Südafrikas im Dienste der Kapitalisten und wird, wenn nötig, aus der Rhodesstiftung gefüttert. Kirche und Missionare — letztere besonders wichtig wegen des Stimmrechts der Farbigen — haben sich über mangelnde Freigebigkeit nicht zu beklagen; pay the parson, lautete ein Kernspruch im politischen Katechismus von Cecil Rhodes. Einer der Direktoren der Debeerskompagnie vermittelt den klingenden Zusammenhang mit der Heilsarmee, die die Menschen hier nicht nur auf den Pfad der Tugend, sondern auch zur Wahlurne führt. Auch sonst ist das progressive Ministerium in der Wahl seiner Mittel nicht sehr bedenklich; so hat es kürzlich im Bezirk Middelburg, der bis jetzt durch einen Bondmann vertreten ist, die Soldaten der englischen Reichstruppen in die Wählerlisten aufnehmen lassen, was sehr niedliche Perspektiven für die Zeit ergibt, wo auch die ehemaligen Republiken parlamentarische Vertretung haben werden und die Soldaten dann nach Wahlbedürfnissen ihre Garnisonen wechseln können. Aber es ist bezeichnend, daß die Regierung in dieser Angelegenheit eine schwere Niederlage erlitt, da ihr Verhalten von der Mehrheit des Oberhauses im Kapparlament mißbilligt wurde.

Alle diese Mittel können indes auf die Dauer nicht helfen, wenn die Politik Jamesons die überwiegende Mehrheit der weißen Bevölkerung in ihren materiellen Interessen verletzt oder sagen wir auch nur nicht befriedigt; und dazu ist er auf dem besten Wege. Ich habe die Hurrastimmung bereits geschildert, in der sich die letzten Wahlen zum Kapparlament vollzogen; es hätte ein Engel vom Himmel kommen und Premierminister der Kapkolonie werden können, er hätte die Enttäuschung der hochgespannten Erwartungen nicht ver-

hindern können; aber Jameson hatte sich nun einmal als Führer nach dem gelobten Lande angeboten und er mußte es büßen. Ich werde in einem späteren Kapitel zeigen, warum auch ein ganz unerhörter Aufschwung der Goldindustrie in Transvaal nur in bescheidenem Maßstabe der Kapkolonie zugute käme, ja, daß sie heute noch stärker am Durchfuhrhandel nach dem Rand beteiligt ist, als ihr nach der natürlichen Lage der Dinge zukommt. Aber bekanntlich trat der erhoffte 'boom' überhaupt nicht ein, die Goldindustrie erholte sich nach dem Kriege nur langsam und hat erst in diesem Jahre die Produktionsziffern überschritten, die sie vor dem Kriege schon erreicht hatte. In den neueroberten Kolonien wurde mancherlei gebraucht, aber doch viel weniger als die Kaufleute in den Hafenstädten in Erwartung dieses Augenblickes bereits aufgestapelt hatten und nach Friedensschluß noch einführten. Dazu kam noch, daß die Militärverwaltung mit ihren Lieferanten unbegreiflicher Weise Verträge abgeschlossen hatte in denen der Fall der Beendigung des Krieges nicht vorgesehen war und daher noch ganze Schiffsladungen von Proviant und anderen Gütern übernehmen mußte, die dann zu Spottpreisen auf den Markt geworfen wurden. Kapstadt mußte natürlich Wolkenkratzer in seiner „City“ haben; ein paar hundert Geschäfts- und Büroräume wurden dadurch neu geschaffen; aber im vergangenen Herbst hieß es, daß die Geschäftsleute die Absicht hätten, ihre Angestellten zu zwingen, in den ihnen gehörenden Häusern zu wohnen, damit diese doch irgendwie benutzt würden, und ein, wenn auch noch so bescheidenes, Erträgnis gäben. Nichts kennzeichnet deutlicher den traurigen Stand des geschäftlichen Lebens als die Konkursstatistik; während die Zahl der Konkurse im Jahre

1902 152 betrug, ſtieg ſie im folgenden Jahre auf 299, 1904 auf 816; ein Rekordjahr aber verſpricht dieſes Jahr zu werden, wo bereits im erſten Quartal die Zahl 355 erreicht worden iſt. Dieſe Zuſammenbrüche ſollen weniger die alteingeſeſſenen Firmen betroffen haben, als die große Zahl von neuen Geſchäften, die ſich während des Krieges auftaten und meiſt mit Ramſchwaren die Konkurrenz zu unterbieten ſuchten. Die während des Krieges überfüllten Docks ſind jetzt verödet. Tauſende von Farbigen verloren ihren reichlichen Verdienſt, aber auch eine ziemliche Anzahl Weißer; denn ſchließlich war unter dieſen die Not ſo hoch geſtiegen, daß ſie mit Kaffern zuſammen die ſchwerſten Arbeiten verrichteten. Ein Einwanderungsgeſetz, das dem Zuſtrom mittelloſer Einwanderer wehren ſoll, erfüllt nur in ſehr beſcheidenem Maße ſeinen Zweck, da es leicht umgangen werden kann. Die Regierung ſah ſich gezwungen Notſtandsarbeiten vorzunehmen um die beſchäftigungsloſen Weißen vor dem Verhungern zu retten. Aber dies iſt ein ſehr zweiſchneidiges Schwert; denn die Staatseinnahmen konnten von dem allgemeinen Niedergang des Wirtſchaftslebens natürlich nicht unberührt bleiben und mahnten zur Sparſamkeit in den Ausgaben.

In den Finanzjahren 1893/94 (das Finanzjahr wird vom 1. Juli zum 30. Juni nächſten Jahres gerechnet) bis 1899/1900 ſchwankten die Einnahmen der Kolonie von 106 bis 126 Mill. Mark, die erhöhten Ausgaben bewirkten von 97/98 an bereits ein Defizit. Da ſchnellten durch den Krieg die Einnahmen auf 159 (1900/01), 181 (1901/02), 234 (1902/03) Mill. Mark empor und die Ausgaben wußten ſich dieſem glücklichen Stande der Finanzen nur allzuraſch anzupaſſen. Schon 1903/04 fielen die Einnahmen wieder auf 198 Mill., während die Aus-

gaben auf 217 Mill. ſtehen blieben; für das Jahr 1904/05 ſchätzte der Finanzminiſter im Mai dieſes Jahres die Einnahmen auf 170 Mill., das Defizit, das auf dem Wege einer Anleihe gedeckt werden ſollte, auf 15 Mill., und dies trotz der Schaffung neuer Steuern. Gleichzeitig war die Ein- und Durchfuhr der Kapkolonie um 200 Mill. zurückgegangen.

Nur ein Jahr hatte die Herrlichkeit alſo den Krieg überdauert. Das erſte Defizit konnte noch aus den Überſchüſſen der beiden vorhergehenden Jahre gedeckt werden. Der Fehlſchlag einer von der Kolonie gemachten Anleihe zeigte indes, daß man in England doch nicht mit ſo grenzenloſem Vertrauen auf Dr. Jameſon als Staatsmann blickte. Man kann dem Miniſterium nicht den Vorwurf machen, daß es die Sachlage nicht rechtzeitig erkannt hätte; denn ſchon im Frühjahre 1904 brachte es bei der Tagung des Kapparlaments Vorlagen ein, die der Kolonie neue Einnahmen erſchließen ſollten. Hier wurde der Bevölkerung zuerſt deutlich, daß der Aufſichtsrat der Debeersgeſellſchaft, Dr. Jameſon doch ein ſtärkerer Mann war, als der Premierminiſter gleichen Namens. Die öffentliche Meinung forderte eine Beſteuerung der Diamanten und man kann in der Tat nicht behaupten, daß dieſe Forderung irgendwie unbillig war. Faſt in allen modernen Staaten gelten die Schätze des Bodens an edlen Metallen und Steinen als Staatsregale. In Transvaal erhebt die Regierung eine Steuer von 10% auf den Reinertrag der Goldminen und von 60% auf den der Diamantminen. Dabei ſind die Arbeitskoſten, wie ich bereits erwähnte, bei der Goldgewinnung mehr als doppelt ſo hoch wie bei Diamanten. Noch nie hatte der Staat bisher die Kimberleyer Minen irgendwie be-

lastet, trotzdem ein unverhältnismäßig großer Teil ihrer Erträgnisse ins Ausland floß. Eine Ausfuhrsteuer von etwa 10% auf den Wert der Diamanten hätte für die Kolonie in keiner Weise irgendwelche Nachteile mit sich bringen können; die Dividende der Debeersgesellschaft wäre vielleicht von 60 auf 55% gefallen und der Kurs ihrer Aktien wäre dementsprechend zurückgegangen, zwei Ereignisse, die in der Kolonie sicherlich nur wenige Leute empfindlich getroffen hätten. Diese Argumente lagen so sehr auf flacher Hand, daß auch ein großer Teil der progressiven Abgeordneten sich ihnen nicht verschließen konnte; aber Jameson gewann doch in der Partei eine knappe Mehrheit gegen die Steuer und die Minderheit mußte nun infolge der Parteiverpflichtung auch gegen die Steuer stimmen. Damit, daß durch die neu geschaffene Einkommensteuer für Einkommen über 20000 Mark auch die Debeersgesellschaft mit etwa 3 Millionen Mark jährlich herangezogen wurde, wollte sich niemand zufrieden geben; so gewann die Opposition gegen das Jamesonkabinett ein ganz unschätzbares Schlagwort.

Die tieferliegenden Ursachen des geschäftlichen Niedergangs in der Kapkolonie lassen sich nur im Zusammenhange mit der Betrachtung des wirtschaftlichen Lebens des gesamten Südafrika erläutern; soviel sei hier vorweggenommen: der Anteil, den die Kapkolonie am Handel von Transvaal nehmen kann, wird in Zukunft stets bescheidener werden, weil die gegebenen Bedingungen der geographischen Lage immer mehr in ihr natürliches Recht treten müssen. Als Markt für die Agrarprodukte der Kapkolonie kann Transvaal mindestens zu Zeiten wie jetzt, wo die eigene Erzeugung des Landes noch infolge der Nachwehen des Krieges stark im Rückstande ist, sehr

aufnahmefähig sein. Um dies ausnützen zu können, ist die Zollgemeinschaft mit Transvaal unentbehrlich; diese ist zwar vorhanden, aber doch nicht ganz, insofern z. B. Transvaal kapschen Wein und Brandy mit demselben Zoll belegt, wie Einfuhren aus dem Auslande. Andererseits aber sind Schutzzölle nötig um die an sich minder günstigen Produktionsbedingungen auszugleichen. Nach dem Erwachen aus den Träumen, die der Krieg vorgegaukelt hatte, mußte sich die Kapkolonie auf die natürlichen Grundlagen ihres Wirtschaftslebens besinnen und die Regierung mußte trachten, diese zu entwickeln: die Landwirtschaft und etwas Industrie, wenn möglich im Anschluß an die im Lande gegebenen Rohprodukte. Das widerstrebte aber der Politik Jamesons in zwei Richtungen: erstens wäre ein Aufblühen der Landwirtschaft in erster Linie doch den Buren zugute gekommen und hätte damit seine Gegner gestärkt, zweitens ist das Bestreben der Kapitalisten natürlich darauf gerichtet, die Lebenshaltung in den Minenzentren zu verbilligen und dadurch eine Herabsetzung der Löhne möglich zu machen; sie sind daher Gegner der Zölle auf Lebensmittel oder irgendwelche Bedarfsartikel der Mineninduſtrie, mag durch solche auch die Möglichkeit einer Erzeugung im Lande gegeben sein. Hiermit geht das Interesse der englischen Imperialisten parallel, die in den Kolonien nicht einen Hufnagel erzeugt sehen möchten; schließlich steht ja auch das ganze Chamberlainsche Zollunionsprojekt mit dem Gedanken einer Entwickelung kolonialer Industrie unter dem Schutze von Zöllen im Widerspruch.

So sind alle Ansätze einer Industrie in der Kapkolonie im Keime erstickt worden; einer bescheidenen Kerzenindustrie, die im Anschluß an die Bedürfnisse der Minen in der Kapkolonie entstanden war, wurde durch Herab-

ſetzung des betreffenden Zolls durch die Bloemfonteiner Zollkonferenz das Lebenslicht ausgeblaſen. Aber noch weniger hatte die Landwirtſchaft von Jameſon zu erhoffen. Einen ſchweren Schlag führte das Miniſterium gegen die Weinfarmer durch Erhöhung der Branntweinſteuer auf das Dreifache, während der Zoll für Spirituoſen auf dem alten Stande blieb. Während des Krieges waren die Preiſe für Wein und Schnaps ausgezeichnet geweſen; nun gingen ſie auf ein Drittel herunter, der Brandy war infolge der hohen Steuer im Preiſe zu wenig von importiertem Whisky verſchieden, der Wein wegen ſeiner z. T. minderwertigen Qualität erſt recht nicht verkäuflich. Überdies kam eine Menge von Spirituoſen unter falſcher Deklaration zu einem niedrigeren Zollſatz herein. Zunächſt macht es ja den Eindruck, als träfe der Schaden hier nur die Weinbauern der Weſtprovinz und da dieſe ſo gut wie ausſchließlich Buren ſind, ſo glaubte ich, daß dieſe Steuer doch wenigſtens vom politiſchen Standpunkt aus gut ausgeſonnen ſei. Ich wurde indes bald eines Andern belehrt, als ich in der Oſtprovinz, in Kaffraria weit ab von den Regionen des Weinbaues, einen engliſchen Hotelbeſitzer (was in dieſem Lande meiſtens ſo viel bedeutet wie Kneipwirt) ſein Herz ausſchütten hörte, wobei er nachdrücklich betonte, wie er ſich bei der letzten Wahl für die Progreſſiven ins Zeug gelegt habe. Seine einwandfreie imperialiſtiſche Geſinnung war auch dadurch belegt, daß ſich in dem Zimmer ein Stich des Majors Baden-Powell befand, mit der Unterſchrift: „The Hero of Mafeking.“ Der erſte Kummer war der über die Branntweintaxe, die den Branntwein ſo teuer gemacht habe, daß die Kaffern den Trank nicht mehr erſchwingen könnten. Daß

dieſe erzwungene Enthaltſamkeit der Kaffern ſonſt Vorteile haben könnte, ſchien ſeinen Zorn gegenüber der Regierung nicht zu mildern.

Zeigt ſich ſchon hier, daß ſich das Wirtſchaftsleben der Kolonie nicht nach Nationalitäten zweiteilen läßt, ſo iſt dies nicht minder in einer anderen Frage der Fall: beim Fleiſchzoll. Dieſer betrug 2 d (8 Pfg.) für das engliſche Pfund, wurde aber während des Krieges aus naheliegenden Gründen aufgehoben. Er iſt bis heute nicht wieder in Kraft geſetzt, zum Vorteile der „Cold Storage"-Compagnie und zum Nachteile der Viehzüchter, unter denen es aber ſowohl in der Oſtprovinz der Kapkolonie wie auch in Natal eine gute Menge Engländer gibt; ſo wurde denn im Parlament des allezeit getreuen Natal die Forderung erhoben, man dürfe die Zollunion nicht erneuern, wenn die Fleiſchzölle nicht wieder eingeführt würden. Eine andere Beſchwerde betrifft die Eiſenbahntarife. Von früher her genießen die Erzeugniſſe des Landes billigere Frachten als die eingeführten Güter; dieſer Vorteil wird nun dadurch illuſoriſch gemacht, daß z. B. die Großmüller an der Küſte ihr faſt ausſchließlich aus importiertem Getreide hergeſtelltes Mehl als Erzeugnis der Kolonie zu dem billigeren Satz verfrachten. Dadurch und durch einen unverhältnismäßigen Gewinn des Zwiſchenhandels, der freilich z. T. wieder bedingt iſt durch die mangelnde Organiſation der Buren, werden die Preiſe der heimiſchen Erzeugniſſe noch tiefer herabgedrückt, als dies der Wettbewerb des Auslandes an ſich ſchon mit ſich bringt. Bezüglich der Eiſenbahntarife kann man dem Miniſterium übrigens nicht vorwerfen, daß es bloß agrariſche Intereſſen verletzt hätte; die Leere der Kaſſen

zwang auch zur allgemeinen Erhöhung der Tarife, was nun wiederum die Bewohner der Städte im Lande erbitterte, deren Lebenshaltung deſto mehr verteuert wurde, je weiter ab ſie von der Küſte wohnten; das traf vor allem Kimberley, wo die Wogen der Erregung recht hoch gingen; und Kimberley muß doch als die getreueſte Hochburg der Progreſſion gelten.

Mehr und mehr gewinnt nun auch unter den Kaufleuten der Kapkolonie die Erkenntnis Boden, daß ihr eigenes Wohlergehen mit dem der Landwirtſchaft untrennbar zuſammenhänge; die Illuſion von dem ganz Südafrika befruchtenden Goldſtrom der Johannesburger Minen iſt im Verfliegen. Am letzten September vorigen Jahres hielt der Präſident der Kapſtädter Handelskammer, Stephen, ein Engländer, eine Rede, die eine vernichtende Kritik der Jameſonſchen Politik bedeutete. In Kleinigkeiten ſucht nun Jameſon freilich der öffentlichen Stimmung entgegenzukommen, er ernannte eine Kommiſſion zur Unterſuchung der Lage der Landwirtſchaft, an der ſich aber die Mitglieder der ſüdafrikaniſchen Partei nicht beteiligten, der Ackerbauminiſter reiſt im Lande umher und ſagt jedermann verbindliche Worte, einige kleinere Vorlagen zur Förderung der Landwirtſchaft wurden in der Thronrede bei Eröffnung des heurigen Sitzungsabſchnitts des Kapparlaments angekündigt. Aber in der Hauptſache hat das Miniſterium doch, ſelbſt wenn es den beſten Willen hätte, gebundene Hände. Die erſte Roſenkette, die Milner nach dem Kriege um die engliſchen Kolonien Südafrikas legte, um ſie dem Rhodesſchen Ideal näher zu bringen, war die Zollunion, die in einer Konferenz, die im Frühjahr 1903 in Bloemfontein ſtattfand, beſchloſſen wurde. Nach Lage der Dinge hatte die

engliſche Regierung hierbei eine gefügige Mehrheit und die Kapkolonie nur die Wahl, entweder aus der Zollunion überhaupt wegzubleiben — was eine ſchwere wirtſchaftliche Schädigung für ſie bedeutet hätte — oder ſich den Forderungen Milners zu fügen. Daß man ſich gerade dieſer Notwendigkeit beugen mußte, macht dieſe Zollgemeinſchaft ſo unvolkstümlich; im nächſten Jahre muß ſie erneuert werden, da ſie zunächſt nur für drei Jahre geſchloſſen war. An der Erneuerung iſt nicht zu zweifeln, ob ſie Verbeſſerungen bringen wird, iſt ſehr die Frage.

Überſehen wir nun die Geſamtheit der ſich daraus auf die bisherige Anhängerſchaft des Miniſteriums Jameſon ergebenden Wirkungen! Eine weiße Arbeiterbevölkerung im europäiſchen Sinne gibt es in ganz Südafrika eigentlich nicht, da die grobe Arbeit von den Farbigen verrichtet wird. Wohl aber kann man von einem weißen Proletariat ſprechen, der breiten ſozialen Unterſchicht der weißen Bevölkerung, die vom Tagelohn von der Hand in den Mund lebt, Handwerker, gelernte Arbeiter, Aufſeher uſw., die ohne oder geringe Erſparniſſe in Zeiten wirtſchaftlichen Niedergangs und Mangels an Arbeit raſch in bittere Not kommen. Dieſe Kreiſe ſind teilweiſe in der Art der engliſchen 'Trade Unions' organiſiert und bilden die Anſätze zu einer 'white labour'-Partei nach auſtraliſchem Muſter. Am Rand ſind dieſe Bildungen ſchon weiter vorgeſchritten und geben auch für die Kapkolonie den Ton an. Mancherlei Volk, das der Krieg nach dem Lande gebracht hatte, mag in dieſer Bevölkerungsſchicht aufgegangen ſein. Die Stimmung, die in dieſen Kreiſen herrſcht, hat nichts beſſer gekennzeichnet, als ihr Verhalten am Sarge Paul Krügers. Als deſſen Leiche auf ihrer weiten

Fahrt zur heimatlichen Erde im Hugenottenſaal zu Kapſtadt raſtete, hielten die Arbeitervereine auf einem Platze erſt eine Verſammlung ab, in der Anſprachen gehalten wurden, und dann zog ein ernſter Zug von mehr als tauſend Männern zum Hugenottenſaal, um am Sarge Krügers einen Kranz niederzulegen, deſſen Schleifen die Inſchrift trugen: the british workmen of Capetown — to their great friend Paul Kruger. Wie am Rande ſelbſt, ſo bricht auch hier bei den engliſchen Arbeitern die Erkenntnis durch, daß der Burenkrieg nicht ihretwegen geführt wurde; ſie, die große Maſſe der 'Uitlander', waren in jeder Richtung ſein Opfer geworden. Die Stimmung dieſer Leute iſt politiſch bei dem weit ausgedehnten Wahlrecht der kapſchen Verfaſſung zwar nicht bedeutungslos, kann aber in ihrer Wirkung auf künftige Wahlen über die drei großen Hafenſtädte der Kolonie kaum hinausgehen.

Folgenſchwerer iſt der Umſchwung, der ſich in den Anſchauungen der engliſchen Farmer vollzogen hat. Der Hauptſitz der engliſchen Landbevölkerung iſt die Oſtprovinz, wo die Nachkommen der 1820 eingewanderten ſogen. 'Albany-settlers' ſich ſtark vermehrt und es zu Wohlſtand gebracht haben. Von dort aus haben ſie ſich auch gegen Norden und nach der Karroo hin ausgebreitet. Durch Jahrzehnte ſtand der Oſten im ſtarken politiſchen Gegenſatz zum reicheren, weiterentwickelten Weſten, deſſen Abgeordnete im Parlamente im Beſitze der Macht waren. Der Oſten glaubte ſich in ſeinen wirtſchaftlichen Intereſſen zurückgeſetzt; die erſte Bahn nach dem Innern ging von Kapſtadt aus. Auch brauchte der Oſten weit mehr als der Weſten Anlehnung an das engliſche Mutterland, denn er bedurfte noch des Schutzes der imperialen Truppen

gegenüber den Eingeborenen. Aus dieſem Grunde ſtand er bei den Kämpfen um Gewährung von Selbſtverwaltung abſeits und die Beſtrebungen zur Teilung der Kapkolonie in zwei unabhängige Kolonien erreichten infolge der Ermunterung von London aus zuzeiten einen bedenklichen Grad. Im Jahre 1863 hatte der Gouverneur Wodehouſe das Parlament nach Grahamstown einberufen, um das Selbſtbewußtſein des Oſtens zu ſtärken; da es aber infolge des Widerſtandes der Mehrheit des Parlaments bei dieſem einen Sitzungsabſchnitt in Grahamstown blieb, war neue Verſtimmung die Folge. Die Geſamtheit dieſer Gegenſätze konnte ſehr wohl den Eindruck eines nationalen Haſſes zwiſchen der engliſchen und buriſchen Bevölkerung erwecken und es lag nahe, daß die engliſche Minderheit des Oſtens das Gefühl haben mochte, durch die Mehrheit holländiſcher Abſtammung im Weſten unterdrückt zu ſein, was Engländern in einer engliſchen Kolonie doppelt unbillig erſcheinen mußte. Darum betrachtete man auch das engliſche Mutterland mit beſonderer Liebe in der Hoffnung, es werde durch einen Eingriff ſeinerſeits das ungleiche Kräfteverhältnis zurechtſetzen. Dieſer Eingriff iſt nun erfolgt; das engliſche Selbſtgefühl hat mehr als Genugtuung erhalten. Zu Beſchwerden über Vernachläſſigung des Oſtens iſt ſchon längſt kein Anlaß mehr vorhanden; der Oſten hat zwei Bahnen nach dem Innern, der Weſten nur eine. Die Geſchäfte gehen in Kapſtadt genau ebenſo ſchlecht wie in Port Elizabeth und East London. Der engliſche Farmer im Oſten baut zwar keinen Wein, aber ſonſt teilt er alle Beſchwerden ſeines Berufsgenoſſen im Weſten. Die gemeinſame Not der Landwirtſchaft treibt zur gemeinſamen Abwehr; von Mann zu Mann hatten

ſich ja Engländer und Bur immer ganz gut verſtanden. Jetzt ſieht auch der engliſche Farmer, daß der Berufsgenoſſe holländiſcher Abkunft, der auf demſelben Boden geboren und aufgewachſen iſt, der dieſelben Sorgen hat wie er, ihm näher ſteht als die Leute, die herübergekommen ſind um möglichſt raſch ihr Glück zu machen, und die ihm politiſche Ratſchläge geben wollen. „Ich war kürzlich im Albanydiſtrikt," ſagte mir im vergangenen Herbſt die bekannte ſüdafrikaniſche Schriftſtellerin Frau Olive Cronwright-Schreiner, „ich habe da viele Beziehungen und kenne die Leute gut von der Zeit vor dem Kriege her. Ich habe nie daran gezweifelt, daß ein Umſchwung in ihren Geſinnungen kommen würde, aber ich war erſtaunt darüber, wie raſch er da war. Ich habe Leute geſprochen, die zwei Jahre gegen die Buren gefochten haben und die mir erklärten, ſie würden es nie, nie wieder tun; ſie ſeien künſtlich aufgehetzt worden, ihr lokalpatriotiſches Gefühl habe ſich beim Einfall der Buren in die Kapkolonie geregt, nun ſähen ſie freilich, daß ſie gegen die Leute gekämpft hätten, mit denen ſie die gleichen Intereſſen verbinden." So wächſt hier ein ſtarkes Afrikandergefühl empor und entzieht der Jingoherrſchaft die Stütze einer alteingeſeſſenen, konſervativen engliſchen Bevölkerung. Damit ſei keineswegs geſagt, daß die loyalen Gefühle dieſer Leute ſich ohne weiteres in das Gegenteil verwandeln werden; aber ſie werden den Mißbrauch, der mit dieſen Gefühlen getrieben wurde, durchſchauen lernen.

Fügt man, um das Bild zu vervollſtändigen, dem Geſagten noch hinzu, daß die Regierung aus Erſparungsrückſichten den Beamten ihr Gehalt gekürzt hat und daß die Farbigen, die hier auch Wähler ſind, den

ſchlechten Verdienſt empfinden und ſich mit bitteren Empfindungen der ſchönen Verſprechungen erinnern, die ihnen während des Krieges von den Engländern gemacht worden waren, und von denen ſich nichts erfüllt hat, ſo ſchließt ſich der nicht ganz kleine Kreis der Unzufriedenen, von denen jeder ſicherlich einen Teil ſeines Mißbehagens auf das herrſchende Miniſterium als Urſache ablädt. Und mag die Klage dieſer oder jener Art ſein, der Unterton iſt der des Mißtrauens gegen einen Mann, der weder im Lande geboren, noch mit ihm verwachſen, die Richtlinien für ſein Handeln von außerhalb erhält. Wie ſehr man das Gefühl hat, daß Jameſon nur die Puppe Milners ſei, zeigt folgender Vorfall, der einen ſtark komiſchen Beigeſchmack hat. Als die Einfuhr von chineſiſchen Arbeitern nach dem Rand beſchloſſene Sache war, wurde im Kapparlament ein Geſetz angenommen, das die Einwanderung von Chineſen nach dem Kap verbietet. Nun ſollte in einem Varietétheater in Kapſtadt eine chineſiſche Jongleurtruppe auftreten; eines der progreſſiven Blätter Kapſtadts ſtellte mit Bedauern feſt, daß man die Leute wegen dieſes Geſetzes nicht hereinlaſſen könne, hofft aber, daß Lord Milner die Sache wohl in Ordnung bringen werde; an dieſem Beiſpiel zeigen wiederum die liberalen 'South African News', wie weit es ſchon gekommen ſei, wenn man ſich ſelbſt bei ſolchen Bagatellen gar nicht mehr bewußt wäre, daß die Kapkolonie eine Verfaſſung und ein verantwortliches Miniſterium habe und man ſogleich nach den Diktator von Südafrika rufe. Und in dieſem ſehen nun die einen wieder mehr den Vertreter der großkapitaliſtiſchen Intereſſen, die andern das Werkzeug der Chamberlainſchen imperialiſtiſchen Politik. Immer mehr bäumt ſich der

ſelbſtbewußte Stolz der Kolonialen gegen die Bevormundung des Mutterlandes auf; wir wollen nicht von Downing Street aus regiert werden, iſt das Schlagwort, das an Volkstümlichkeit gewinnt. Noch nie war ein Miniſterium ſo durch und durch unafrikaniſch geweſen; von ſieben Miniſtern ſind nur zwei in Südafrika geboren. Wiederholt waren ſchon vor Jameſon geborene Engländer Premierminiſter geweſen: aber Molteno und Sprigg waren jung ins Land gekommen und mit ihm vertraut, erſterer war der unentwegte Verteidiger der Rechte der Kolonie gegenüber dem Mutterlande geweſen. Auch Cecil Rhodes hatte ſich mit dem Mantel des Afrikandertums bedeckt, ſo lange er Premierminiſter war, und als dieſer ſich lüftete, mußte er gehen. Das einzige, was Jameſons Name dauernd mit dem Boden Südafrikas verbindet, iſt ein wenig rühmliches Abenteuer.

Zu prophezeien, wie bald dieſe angehäufte Gegnerſchaft in einen Miniſterwechſel zum Ausdruck kommen wird, möchte ich nicht unternehmen. Daß die liberale Partei der Kapkolonie, die zunächſt eine Partei der Offiziere ohne Soldaten zu ſein ſchien, heute ſchon über ſehr beträchtlichen Anhang verfügt, iſt kaum zu bezweifeln. Finden Neuwahlen erſt nach Ablauf der Wahlperiode ſtatt, ſo wachſen dem Bond auch wieder die Stimmen der Kaprebellen zu, deren Wahlrecht 5 Jahre ruhte. Auf der anderen Seite darf man aber auch nicht überſehen, daß Jameſon über ganz bedeutende Hilfsmittel verfügt, von denen er ſicherlich keinen zimperlichen Gebrauch machen wird. Aber nur ein ſtarker Aufſchwung des Wirtſchaftslebens könnte ſeine Stellung dauernd befeſtigen, die Ausſichten hierfür ſind jedoch verſchwindend.

Fühlt man ſich nun auch in der Kapkolonie ſo ſehr

von England aus regiert, wie seit den Zeiten Sir Bartle Freres Ende der 70er Jahre nicht mehr, so ist hier der äußere Anschein doch gewahrt, die Kapkolonie hat ihre Verfassung und ihre Selbstverwaltung, man kann in England die Verantwortung für das, was da geschieht, zweifellos mit einem guten Schein von Recht ablehnen. Ganz anders steht es mit den ehemaligen Burenrepubliken; mit dem Rechte des Siegers hat England sie als Kronkolonien einverleibt, nie hat ein Statthalter mit größeren Vollmachten und mit reicheren Mitteln schalten dürfen, als Lord Milner in Transvaal und Oranje. Vor kurzem hat er das Land verlassen, in Südafrika zweifelt niemand daran, für immer. Es hat an Banketten und Abschiedsadressen nicht gefehlt; aber selbst bei denen, die mit dem Weihrauch am wenigsten sparten, mochte das Gefühl des Bedauerns nicht allzu lebendig sein. Er selbst hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er an einer Beschränkung seiner Macht durch irgend eine Art von gewählter Volksvertretung keinen Geschmack finde. Nun wird etwas derartiges kommen, ein Parlament, dessen Mitglieder z. T. von der Regierung ernannt werden sollen, das also an übermäßigem Oppositionsgeist sicher nicht leiden wird. Aber Lord Milner paßte das nicht; er ist eine zu autokratische Natur. Es hat mich sehr erheitert, von einem englischen Politiker in Transvaal, einem der ausgesprochensten Gegner Milners, hierfür folgende Erklärung zu erhalten: „Sehen Sie — entschuldigen Sie, daß ich das gerade Ihnen als Deutschem sage — Milner ist eben ein Deutscher und hat als solcher keinen Begriff von englischer Freiheit und kein Verständnis dafür; sein Ideal ist die preußische Beamtenherrschaft!“ Kein Unglück, das England trifft, an dem wir nicht Schuld wären. Ich suchte

vergebens einzuwenden, daß ſeine Mutter eine Irländerin, ſein Vater doch wohl auch engliſcher Abkunft ſei und daß Tübingen, wo er hin und wieder deutſche Luft geatmet habe, nicht in Preußen ſondern im demokratiſchen Muſterlande Württemberg liege; ſeine deutſchen Stiefgeſchwiſter und Verwandten werden ihm nicht verziehen. Aber ohne mich nun mit der Frage zu befaſſen, woher es ihm angeflogen kam, wurde mir doch von Deutſchen, die ihn oft zu beobachten Gelegenheit hatten, beſtätigt, daß er in ſeinem ganzen Weſen auffallend unengliſch ſei und zweifellos einem deutſchen Bürokraten ſehr ähnle; ein Statthalter, der den ganzen Tag arbeitet, ſich wenig zeigt, alles ſelber machen will, iſt nicht nach dem Geſchmack der Engländer; ſie wollen einen Grandſeigneur haben, der repräſentiert, überall dabei iſt, jedem die Hand drückt und ein paar freundliche Worte ſagt und andere für ſich arbeiten läßt. Gerade dieſe Eigenart Milners machte ihn aber mit der von ihm geübten Verwaltungstätigkeit völlig identiſch. Selbſt wo die Unfähigkeit ſeiner Beamten geſündigt hat, nahm er die volle Verantwortung auf ſich; und mit Recht, denn dieſe Beamten waren ja auch ſein Werk. Er fand reinen Tiſch vor, als er ſeine Tätigkeit begann, er konnte vom Grunde aus neu bauen, wir wollen ſehen, was er geſchaffen hat.

Zunächſt einige Bemerkungen über das äußere Bild, das die ehemaligen Republiken bieten. Zur Zeit meiner Anweſenheit in Südafrika reiſte gerade Lord Roberts im Lande herum und eroberte es zum zweiten Male; erſt hieß es, es ſei eine Wallfahrt zum Grabe ſeines einzigen Sohnes, der am Tugela gefallen war. Aber gar bald regnete es Anſprachen, Adreſſen, Empfänge und Bankette und der Held von Kandahar und Pretoria er-

ſchien mehr in der Beleuchtung des Rampenlichts, als mit dem guten Geſchmacke vereinbar iſt. In ſeinen Erwiderungen auf den ihm reichlich geſpendeten Weihrauch betonte er immer wieder, wie ſehr er ſich freue, das Land in ſolchem Aufſchwung und in ſolcher Blüte zu ſehen, wobei er wohl dachte, daß er durch ſeine kriegeriſchen Taten den Grund zu all dieſer Wohlfahrt gelegt habe. Wenn auch der bekanntlich ſehr fromme Lord es ſonſt an Beweiſen der Heuchelei nicht fehlen ließ — ſo wenn der Gründer der Konzentrationslager einer Abordnung eines Tierſchutzvereines erklärte, er hätte während des Krieges im Sinne des Vereines gewirkt und die langen Peitſchen, mit denen die Treiber die Mauleſel ſchlugen, abgeſchafft — ſo kann man ihm doch glauben, daß er auf dem Reiſeweg, den er genommen, den Eindruck einer raſchen Entwickelung des Landes bekam. Wohl erinnern die zum Teil noch erhaltenen Blockhäuſer längs der Bahn an den Krieg und die öden Weideflächen, auf denen man nur ſelten ein Stück Vieh ſieht, mögen dem, der das Land früher gekannt hat, einen traurigen Eindruck machen. Aber kommt man in Städte wie Bloemfontein, Johannesburg, Pretoria, ſo findet man eine Menge neuer Häuſer, neue Hotels, neue Vororte, das meiſte wohl ſchon ausgebaut, ſtellenweiſe, wie insbeſondere in Johannesburg, aber noch eine rege Bautätigkeit. Und dieſer Aufſchwung iſt nicht bloß in den großen Zentren zu finden, die mit der Goldinduſtrie zuſammenhängen oder Sitz der Regierung ſind und die durch den Krieg keinerlei Zerſtörungen erlitten haben, da ſie ſeit ihrer Einnahme ſtets in den Händen der Engländer blieben. Auch wenn man in kleinere Neſter kommt, die weiter ab von der Bahn liegen, und um die im Kriege wiederholt gekämpft worden iſt,

so sieht man kaum mehr irgend ein Zeichen kriegerischer Zerstörung; auch dort Aufschwung, Vergrößerung, Zunahme der Bevölkerung. Fragt man aber nach dem Stande der Geschäfte, so bekommt man zur Antwort: es sieht traurig aus, im ersten Jahre nach dem Kriege da war noch Geld vorhanden, aber nun ist kein Geld mehr im Lande. Und das mußte nach der ganzen Geschichte dieses „Aufschwungs" wohl so kommen. Zum geringen Teil findet die Vergrößerung der Städte eine natürliche Erklärung. In Johannesburg bereitete man sich auf das Wiederaufblühen der Goldindustrie vor, das ja schließlich, wenn auch langsamer als man erwartet hatte, kommen wird. In Pretoria und Bloemfontein hielt der umfangreiche englische Verwaltungsapparat seinen Einzug, und die Regierung erleichterte den Beamten den Erwerb eigener Häuser durch niedrig verzinsliche Darlehen. Endlich war die Constabulary (Landpolizei) zunächst in einer Stärke von 9000 Mann geschaffen worden.

Dazu kommen die imperialen englischen Truppen in Bloemfontein, Harrismith, Pretoria, Potschefstroom usw., die zwar in eigenen Lagern wohnen, aber natürlich doch auch die Ortsbewohner in Nahrung setzen. Das alles reicht indes zur Erklärung der Volksvermehrung in keiner Weise aus; im Jahre 1895 zählte Transvaal 226000 Weiße*), 1904 waren es 300000; der Freistaat 1890 77000, 1904 143000. Ein beträchtlicher Teil dieser Bevölkerungszunahme entfällt sicherlich auf die Zeit nach dem Kriege. Für den starken Zustrom, insbesondere englischer Einwanderer, dürften vor allem zwei Umstände

*) Der Transvaalsche Staatsalmanach für 1899 gibt eine weiße Bevölkerung von 288750 an, doch handelt es sich hier nur um eine wahrscheinlich beträchtlich zu hoch greifende Schätzung.

maßgebend gewesen sein: zunächst war es während des Krieges Aufgabe der englischen Presse, die für den Krieg eintrat — und die Zahl der andersgesinnten Blätter war ja sehr gering — das Land und seine Entwickelungsmöglichkeiten in den rosigsten Farben zu schildern, um dem Volke die Opfer, die es zu bringen hatte, schmackhaft zu machen, andererseits hatte die Regierung ein begreifliches politisches Interesse an der Vermehrung der englischen Bevölkerung, erleichterte die Einwanderung nach Friedensschluß auf jede mögliche Weise und sorgte dadurch, daß sie an Ausländer nur eine sehr beschränkte Anzahl von Erlaubnisscheinen zur Rückkehr bez. Einwanderung gab, dafür, daß die offenen Stellen in erster Linie durch Engländer besetzt werden mußten. Zu Anfang ging nun alles noch gut; die Regierung hatte Stellen zu vergeben und schwamm zunächst in dem Gelde der großen Anleihe und der anderen von der englischen Regierung bewilligten Fonds. Leute mit mehr oder weniger Kapital kamen in die Städte; der eine oder andere Volenteer, der über einiges Geld verfügte, blieb im Lande um sich als Farmer zu versuchen, und wurde sein Geld bald los. Die Buren mußten sich, wenn sie zunächst auch in Zelten wohnten, doch mit dem Notwendigsten versehen und sei es auch mit geborgtem Gelde. Da baute ein Engländer einen Laden oder ein Hotel und setzte dadurch einen englischen Bauunternehmer, dieser wieder englische Handwerker und Aufseher in Nahrung.

Ein Engländer zehrte vom Gelde des andern. Wie dann aber die Zeit kam, wo das ins Land gesteckte Kapital die erhoffte glänzende Rente abwerfen sollte, da machte man wundersame Entdeckungen. In einem kleinen Orte von Transvaal, 12 Stunden Postfahrt von jeder Eisenbahn entfernt, gab es vor dem Kriege 6 Geschäfte

in der Art des ſüdafrikaniſchen, alles umfaſſenden Stores, nach dem Kriege 16, zahlreiche Indierläden nicht gerechnet, vor dem Kriege 2 Ärzte, nach dem Kriege 6 uſw.; mehr weniger wiederholt ſich dies in allen Städten oder „Dörfern", wie ſie der Bur nennt, d. h. alſo in Orten, die mit der Goldinduſtrie größtenteils gar keinen Zuſammenhang haben und ſelbſt von einem phänomenalen Aufſchwung derſelben nur einen beſcheidenen indirekten Nutzen erwarten dürfen. So ſind dieſe Dörfer einerſeits ganz dasſelbe geblieben, was ſie vor dem Kriege waren: wirtſchaftliche Mittelpunkte für die Farmer eines beſtimmten Bezirks, in ihrem Gedeihen von dem guten Gange der Landwirtſchaft völlig abhängig. Etwas anderes hat ſich freilich völlig verändert: vor dem Kriege waren dieſe Farmer reich oder doch wohlhabend und jetzt ſind ſie arm; und nun beurteile man, welche Ausſichten die 16 Ladenbeſitzer in dem Orte wohl haben mögen, wo früher 6 ein vielleicht reichliches Einkommen hatten. Nun muß der Kaufmann dem Buren borgen, um nur überhaupt etwas los zu werden, der Importeur ſtundet dem Kaufmann in der Hoffnung auf beſſere Zeiten und um nicht alles zu verlieren, und der Importeur wiederum iſt den Banken ſchuldig. Wird in dieſem künſtlichen Kreditgebäude irgendwo die Schraube angezogen, ſo bricht es zuſammen und der Krach tritt ein, der bisher noch glücklich vermieden worden iſt. In den kleinen Orten geht's nun aber ſtill genug zu; die Leute, die dort keine Arbeit finden, ziehen nach den größeren Orten, vor allem Johannesburg, um aber auch dort nur die Zahl der Arbeitsloſen zu vermehren. Die Regierung lebt auch nicht mehr in Saus und Braus und fängt zu ſparen an, was ſich zunächſt darin kundtat, daß ſie eine Anzahl weißer Angeſtellter

bei der Bahn entließ. Manch einer hofft noch auf den „Boom“, der ja doch endlich kommen müsse, andere haben mit einem bösen Fluche das Land verlassen, von dem sie sich goldene Berge versprochen und das sie so grausam enttäuscht hat. Das ist die Rückseite des schön bemalten Prospektes, den Lord Roberts gesehen hat: ziemlich graue Leinwand. Es ist wichtig, diesen Einblick hinter die Kulissen gewonnen zu haben, denn es läßt manches verstehen, was auf der politischen Bühne vorgeht. Ferner zeigt sich aber auch, daß einer der Pläne der englischen Regierung: die Verstärkung der englischen städtischen Bevölkerung sich nicht in dem Schnellschritttempo ausführen läßt, wie man erwartet hatte. Mag diese immerhin dauernd höher bleiben als vor dem Kriege, für den Zustrom, den man vorbereitet hatte, fehlen die wirtschaftlichen Voraussetzungen.

In den Städten liegt indes das Rückgrat des Afrikandertums nicht; und dessen Rückgrat wollte Lord Milner doch brechen, wie er noch in Kapstadt einmal unvorsichtigerweise geäußert hatte. Er mußte sich damals sehr stark gefühlt haben, um den Leuten so offen den Fehdehandschuh hinzuwerfen; inzwischen hat er sicherlich eingesehen, daß er entweder seine Kräfte über-, oder die des Afrikandertums unterschätzt habe. Nach dem Kriege standen den Engländern zwei Wege offen: sie konnten versuchen, die Buren wirklich mit ihrem Schicksal auszusöhnen. Es scheint von vornherein unwahrscheinlich, daß es dafür eine Möglichkeit gegeben habe, und es fällt bei der Kompliziertheit des Burencharakters schwer, sich darüber auszusprechen, ob die Engländer mehr erreichen konnten, als ein vorübergehendes Wohlverhalten, bis die Buren wieder zu Kräften gekommen wären. Der einzige Weg dazu wäre eine ausreichende Entschädigung gewesen, die freilich

zu den 5 Milliarden Mark, die der Krieg schon direkt gekostet hat, eine weitere halbe hinzugefügt hätte. Man kann schließlich verstehen, daß selbst eine Regierung, die derartige Absichten gehabt hätte, mit ihnen kaum vor Parlament und Volk treten konnte, da ja das Ergebnis doch unter allen Umständen zweifelhaft war. Konnte oder wollte England diesen Weg nicht beschreiten, dann mußte es mit der Unzufriedenheit der Burenbevölkerung für absehbare Zeit rechnen und daraus seine Folgerungen ziehen. Dauernd eine Militärmacht in Südafrika zu halten, die allen Überraschungen gewachsen ist, wäre selbst für das reiche England ein allzu kostspieliger Spaß; die 22 000 Mann imperialer Truppen, die es gegenwärtig da hält, kosten ihm jährlich etwa 60 Millionen Mark. So ungenügend diese Zahl ist, so kommt sie doch noch teuer genug. So ging denn die englische Regierung darauf hinaus, die Buren wirtschaftlich möglichst schwach zu erhalten und sie die Folgen des Krieges nicht allzu rasch verwinden zu lassen; gleichzeitig sollten sie vom flachen Lande verdrängt und in die Städte getrieben werden, wo sie leicht in der Minderheit und wirtschaftlichen Abhängigkeit erhalten werden konnten. Ging damit eine Besiedelung des flachen Landes mit Engländern Hand in Hand, so konnte man das Ziel erreichen, die Buren durch das rein zahlenmäßige Übergewicht der englischen Bevölkerung an die Wand zu drücken. Es ist natürlich nicht gesagt, daß es nicht auch einen Mittelweg gegeben hätte, und die Gelder, die der Regierung zur Verfügung standen, bei sorgfältiger und zweckmäßiger Verwendung nicht doch einen Teil der vorhandenen Unzufriedenheit hätten beseitigen können. Aber Lord Milner war offenbar entschlossen, den letztgenannten Weg

mit allem Nachdruck zu beſchreiten. Später, wo es ſchon zu ſpät war, ſchienen ihm freilich Zweifel an der Richtigkeit ſeines Vorgehens gekommen zu ſein.

Daß die Einwanderung nach den Städten nicht ganz den gewünſchten Zweck erreichte, habe ich ſchon geſchildert, noch viel wichtiger iſt das Schickſal der engliſchen Beſiedelungsverſuche auf dem flachen Lande. Man kann es verſtehen, daß die engliſche Regierung die erſte Zeit nach Friedensſchluß dazu benützte, um möglichſt viele Engländer nach den Städten zu ziehen, denn hier war dies in der Tat der gegebene Moment. Daß aber auch die Beſiedelung des Landes mit ſo übereilter Haſt betrieben wurde, das kann ſich nur daraus erklären, daß Milner die landwirtſchaftlichen Möglichkeiten des Landes ganz ungeheuer überſchätzte; Millionen hätten dem Lande erhalten bleiben können, die jetzt als zum Fenſter hinausgeworfen gelten müſſen und ſorgfältiges Prüfen hätte doch vielleicht ſchließlich zu beſcheidenen Erfolgen geführt, wo die nervöſe Eile heute vor einem vollkommenen Mißerfolge ſteht. Durch die Beſitzergreifung der Republiken fiel der neuen Regierung Land in beträchtlicher Ausdehnung zu, das früher Eigentum der alten Regierung war; zum Teil war dieſes Land freilich nicht erſter Güte, andererſeits auch vielfach als Eingeborenenreſervat für Beſiedelungszwecke nicht verfügbar. Außerdem kaufte die Regierung noch während des Krieges und unmittelbar nach Friedensſchluß Land zum Teil zu ganz übertrieben hohen Preiſen. Für Farmen, die noch kurz vor dem Kriege zu einem Preiſe von 10 bis 20 Mark für den Kapſchen Morgen (= 0,85 Hektar) den Beſitzer gewechſelt hatten, wurde zwiſchen 30 und 40 Mark bezahlt. Milner glaubte, es käme wirklich nicht darauf an,

denn das Land ſei ja unendlich viel mehr wert und es bedürfe nur der richtigen Leute, denen man es in die Hände gibt, um dies zu erweiſen. Denn die Theorie, daß die Buren in allem und jedem furchtbar rückſtändige Menſchen ſeien und Englands Eroberungszug gewiſſermaßen nur ein Kampf des Lichtes mit der Finſternis war, gehört zum eiſernen Beſtande aller engliſchen Rechtfertigungen des Burenkrieges.

Die erſten Beſiedelungsverſuche wurden mit Soldaten und Volunteers gemacht, die zu mehreren auf kleinen Plätzen wohnen und gleichzeitig eine jederzeit bereite Armeereſerve im Lande bilden ſollten; von dieſem Stadium des Koloniſationswerkes iſt nur das heitere Lächeln auf den Geſichtern derer, die einem davon erzählen, übrig geblieben, das übrige iſt in Soda und Whisky untergegangen. Aber bald ging man zu ernſthafteren Verſuchen über, die man beſonders im Freiſtaat betrieb, wo man inſofern mehr Eile hat, als dort die Buren die ausgeſprochene Mehrheit der Bevölkerung bilden und eine nennenswerte Mineninduſtrie, die ein Gegengewicht gegen ſie bilden könnte, nicht vorhanden iſt. Hier wählte man etwa 400 Kapſche Morgen als übliche Größe der Farmen. Aber für freiſtaatſche Verhältniſſe iſt dieſes Ausmaß zu gering; 800—1000 Morgen ſind für eine lebensfähige Wirtſchaft mindeſtens nötig, da dieſe ſich unbedingt auf die Viehzucht ſtützen muß. Der geringe Umfang der Farmen, vielfach überdies noch der Mangel an Kapital zur Anſchaffung von Vieh, das infolge des Krieges noch jetzt recht hoch im Preiſe ſteht, verleitete die Anſiedler, ſich hauptſächlich auf Ackerbau zu verlegen, der bei den klimatiſchen Bedingungen des Freiſtaats einfach ein Lotterieſpiel iſt. Regnet es nicht

bis Mitte Oktober, dann sind die Wintersaaten verdorrt, kommt der erste Regen nicht vor dem 15. Dezember, dann ist es für die Aussaat von Mais zu spät, weil seine Reife durch die ersten Fröste bereits gehemmt wird. Und wenn es doch rechtzeitig geregnet hat, dann ist vielleicht die Erde schwarz von jungen Heuschrecken, den ‘Footgangers’, die die eben aus der Erde kommenden Spitzen der Pflanzen wegfressen. So mögen von fünf Ernten vier verloren gehen; gibt es dann freilich einmal wirklich eine gute Ernte, so gibt sie die Aussaat reichlich wieder. Bei verständiger Wirtschaft wird der Farmer dann ihren Erlös zum Abzahlen von Schulden, Verbesserungsanlagen oder Ersparnissen verwenden. Nun wollte es der Zufall, daß dem Kriege besonders dürre Jahre folgten, in denen es kaum vor Ende Januar zu ausgiebigem Regen kam. Dazu kommt, daß der größte Teil der Ansiedler nicht im landwirtschaftlichen Beruf aufgewachsen ist und auch den Kanadiern und Australiern, bei denen dies der Fall sein mochte, doch die eigenartigen Bedingungen der südafrikanischen Wirtschaftsweise fremd sind. Lediglich die Söhne englischer Farmer aus dem Osten der Kapkolonie, die mit südafrikanischen Erfahrungen und Vieh versehen sind, werden sich voraussichtlich halten können. Ein Teil der Ansiedler ist schon bankrott geworden und man rechnet damit, daß etwa 80 % dieses Schicksal ereilt, falls die Regierung die Pachtschillinge eintreibt. Die Pachtsumme wäre an sich nicht hoch, $5^3/_4$ %, worin bereits soviel Amortisation enthalten ist, daß die Farm in 30 Jahren Eigentum des Ansiedlers wird; dabei ist freilich nicht zu vergessen, daß der Wert des Platzes hierbei nach dem Ankaufspreise, den die Regierung bezahlt hat, angenommen wird, was

mitunter das Doppelte des wirklichen Wertes iſt. Stellenweiſe haben ſich die Anſiedler ſchon wieder verlaufen, ſo z. B. im Zeeruſtdiſtrikt (Transvaal), wo auf dem Platze Willow-Park einmal bereits 120 Anſiedler vorhanden waren; das ganze Land wurde von der Regierung dann verkauft. Im Freiſtaat ruft ein Teil dieſer unglücklichen 'Settler' (von den Buren ſcherzweiſe 'sukkelaars', Hungerleider, genannt) die Regierung um Hilfe an; aber einerſeits hat die Regierung kein Geld mehr, andererſeits erfolgt die Unterſtützung nach einem gewiſſen Schema, das nicht den Würdigſten, ſondern den Geriſſenſten in den Beſitz der Unterſtützung bringt, wofür mir charakteriſtiſche Beiſpiele erzählt wurden.

Was nun die politiſche Wirkung dieſer Zuſtände iſt und welches Maß von Begeiſterung ſie bei dieſen importierten Stützen der engliſchen Krone erzeugen, kann man ſich leicht ausdenken. Das Burenblatt des Freiſtaates, der 'Friend', der in engliſcher und holländiſcher Sprache erſcheint und von einem früheren ſchottiſchen Geiſtlichen Drew, der vor dem Kriege in Johannesburg ein Hauptrufer im Streite gegen die Burenregierung war, während des Krieges aber ſeine Anſchauungen völlig änderte, geleitet wird, hatte ſich nun in geſchickter Weiſe der Klagen der Anſiedler angenommen. Der Leiter der Zeitung erhielt darauf aus deren Kreiſen eine Reihe von Zuſchriften, die er zum Teil im 'Friend' veröffentlichte. In einer dieſer Zuſchriften wird geklagt, daß die Regierung ganz nach Gunſt verfahre und ihre Unterſtützung insbeſondere früheren Angehörigen des Heeres in ganz unſachlicher Weiſe zuwende, wofür mehrere Beiſpiele angeführt werden. Zum Schluß finden ſich folgende bezeichnende Äußerungen:

„Tatſache iſt, daß die ganze Landanſiedelung nur einem Haufen von Unfähigen zugute kommt, die in deren Mißverwaltung angeſtellt ſind. Die meiſten von ihnen waren für ihre Freunde und Verwandten zu Hauſe eine Laſt und wurden von einer wohltätigen Regierung herausgeſandt, um auf Koſten dieſes verarmten Landes ein vielleicht üppiges Leben zu führen. Die Landbeſiedelung durch Briten hatte urſprünglich den Zweck, ein Gleichgewicht der Parteien herzuſtellen — Loyale gegen Unloyale. Ich wage aber zu behaupten, daß, abgeſehen von den begünſtigten militäriſchen Überbleibſeln, die es in ihrem Intereſſe finden, Loyalität zu heulen und dafür gut bezahlt zu werden, die verdammenswerten Praktiken des 'Land Settlement Board' mehr unloyale Briten ſchaffen wird, als die Buren jemals in gleicher Zeit und auf gleichem Raum erzeugen können. Ich glaube, es iſt im Intereſſe der Anſiedler ſelbſt, miteinander in Verbindung zu treten und auf Mittel zu ſinnen, die den Ruin abwehren und das Vorgehen dieſer albernen Anſiedelungsbehörde unſchädlich machen."

Dieſe Sprache iſt gewiß ziemlich deutlich. Sie wendet ſich indes in erſter Linie gegen die Mißwirtſchaft bei einer Regierungsbehörde. Aber es iſt mehr als fraglich, ob auch bei einer ganz einwandfreien Verwaltung aller Grund zu Beſchwerden beſeitigt wäre, da die Übelſtände am ganzen Syſtem haften. Und ſelbſt bei einem Gelingen des Anſiedelungswerkes im einzelnen, wäre es noch ſehr zweifelhaft, ob die Regierung wirklich den erhofften politiſchen Gewinn einheimſen könnte; denn früher oder ſpäter würden die gemeinſamen wirtſchaftlichen Intereſſen

die engliſchen Farmer mit ihren buriſchen Berufsgenoſſen doch zuſammenführen. Es iſt bezeichnend, daß z. B. bei dem Kongreß, den die Buren des Freiſtaates im Dezember vorigen Jahres in Brandfort hielten, um über ihre Beſchwerden gegen die Regierung zu beraten, die Buren eines Diſtrikts einen Engländer abordneten, der gegen die Buren im Kriege gefochten hatte und ſich nach dem Kriege dort niederließ. Verſucht es andererſeits die Regierung die Anſiedler in Schuldknechtſchaft zu erhalten oder ſie bloß als Pächter einzuſetzen, dann werden ſie ſich ſtets als Heloten fühlen und beſtrebt ſein, ſich bei günſtiger Gelegenheit ſelbſtändig zu machen. Südafrika iſt kein Land für Pächter; um gerade ſeinen Lebensunterhalt zu gewinnen und ſein Lebenlang ein unfreier Mann zu ſein, dazu geht niemand nach Südafrika. In Zeiten wirtſchaftlichen Darniederliegens, wie gegenwärtig, wird man natürlich Leute finden, die irgend etwas ergreifen, um nur dem Verhungern zu entgehen, aber jeder wirtſchaftliche Aufſchwung wird die Pachtſtellen wieder leeren und es wird gerade nur das minderwertigſte Material auf denſelben verbleiben. Aus dieſem Grunde hat auch die Koloniſation durch Pächter, die die Regierung bei Potſchefſtroom verſucht hat, keine glänzenden Ausſichten.

Ein anderes Koloniſationsunternehmen der Regierung, das nicht mit der Anſiedelung von engliſchen Einwanderern im Zuſammenhang ſteht, verdient hier Erwähnung, da es auf die engliſche Verwaltungspraxis einige Streiflichter wirft; es ſind die 'Burgher Land Settlements'. Sie bezwecken Buren der ſogenannten Beiwohnerklaſſe, die nach dem Kriege aller Mittel entblößt waren, die Möglichkeit zu geben, ſich eine Exiſtenz zu gründen; natürlich

ſprachen auch hier politiſche Erwägungen mit, man berückſichtigte in erſter Linie 'National Scouts'; es ſollte der Kern einer engliſch geſinnten und der Angliſierung von vornherein keinen Widerſtand entgegenſetzenden Burenbevölkerung geſchaffen werden. Auf dieſe Weiſe ſind bis Juli 1904 zur Zeit der Abfaſſung des letzten Regierungsberichts über dieſen Gegenſtand 1160 Familien mit insgeſamt 5500 Köpfen angeſiedelt worden; dies aber nicht direkt durch die Regierung, ſondern durch Vermittelung von beſonderen Landgeſellſchaften, die natürlich dabei verdienen wollen. Trotzdem betragen die Verwaltungskoſten der Regierung dabei auch noch 130,000 Mark im Jahre.

Die größte dieſer Geſellſchaften iſt die 'African Agricultural and Finance Corporation', die nach dem Kriege von einem Herrn Carlis, der unter einem weniger engliſch klingenden Namen zu Wongrowitz in Poſen das Licht der Welt erblickt hatte, mit einem Nominalkapital von 20 Millionen Mark ins Leben gerufen wurde; ihr größter Landbeſitz befindet ſich in der Gegend von Potſchefſtroom, wo dieſe Geſellſchaft eine Anzahl von Farmen teils gekauft teils gepachtet hat, beides zu außerordentlich hohen Preiſen; ſo hat die Geſellſchaft für eine Farm, die vor dem Kriege 150000 Mark gekoſtet hatte 500000 Mark bezahlt. Die Regierung macht nun der Geſellſchaft Vorſchüſſe aus dem Repatriationsfond, die bisher eine Höhe von 6 Mill. Mark erreicht haben; es iſt die Frage, ob der ganze Beſitz der Geſellſchaft dieſen Wert hat. Außerdem könnte die große Bewäſſerungsanlage in Potſchefſtroom wohl der Gegenſtand von Prozeſſen werden, da das Waſſer des Mooi River nicht dem Geſetz entſprechend in den Fluß zurückgeleitet wird. Es iſt ziemlich klar, daß durch

das Dazwischentreten dieser Gesellschaft, die einerseits sehr teuer gekauft, dann auch noch ihr Kapital verwässert hat und natürlich darauf auch noch verdienen will, die Sache außerordentlich verteuert wird; und wenn es einmal dazu kommen soll, die Verzinsung aufzubringen, dann werden die Ansiedler dazu nicht imstande sein. Diese sind überdies ausschließlich Pächter und wenn auch eine bestimmte Dauer des Pachtvertrages vorgesehen ist, so sind die Verträge doch so abgefaßt, daß die Pächter unter irgend einem Vorwand jederzeit an die Luft gesetzt werden können. Die Stimmung unter den Pächtern ist denn auch recht unzufrieden und irgend eine Besserung der allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse wird viele zum Wegziehen veranlassen, da auch jetzt schon der Wechsel häufig ist. Jedenfalls hätte die Regierung hier noch am ehesten einen Erfolg erreichen können, wenn sie die Sache selbst in die Hand genommen hätte; ob sie das unterlassen hat, weil sie sich der Aufgabe nicht gewachsen fühlte oder weil die Gesellschaften bei ihr über gute Anwälte verfügten, lasse ich dahingestellt.

Die ganze Ansiedelungspolitik der Regierung war ein großer Fehlschlag; den 60 Millionen Mark, die aus der nach dem Kriege aufgenommenen Anleihe dafür ausgegeben worden sind, steht kein nennenswerter Erfolg gegenüber. Aber nicht allein diese Landesgelder sind für derartige Zwecke ausgegeben worden; auch mancher Engländer, der eine größere oder geringere Summe dem gleichen Zwecke geopfert hatte, steht trauernd am Grabe seiner Hoffnungen. Es ist verständlich, daß die Regierung nach dem Kriege die Niederlassung englischer Farmer in jeder Weise ermutigte. Mit den Volunteers kamen mancherlei Leute ins Land, die über Mittel verfügten

und solche befanden sich auch unter den englischen Offizieren. Der Gutsbesitzer genießt in England immer noch das höchste soziale Ansehen; neun Monate des Jahres auf dem Lande zu leben, während der „Saison“ drei Monate in London, ist das englische Gentleman-Ideal. Aber es ist kostspielig und wenig einträglich. So versucht es der mit geringeren Mitteln Versehene in den Kolonien. Zunächst kaufte auch dieser Teil der englischen Ansiedler in dem 'Boom' der Landpreise unmittelbar nach Friedensschluß viel zu teuer; dann waren sie fast ausnahmslos durch irgendwelche landwirtschaftliche Erfahrung im allgemeinen — von den besonderen Verhältnissen Südafrikas ganz zu schweigen — nicht beschwert. Einige nahmen sich Buren als Verwalter, die ein herrliches Leben führten. Von denen die ohne Anleitung durch Schaden klug zu werden suchten, erzählt man die ergötzlichsten Schnurren: von dem klugen Manne der seinen Damm auf der Spitze des Berges anlegte, damit er den regenspendenden Wolken näher sei, dem andern, der dem Buren, von dem er Schafe gekauft hatte, vorwarf, er hätte ihm ganz alte Tiere angehängt, denn sie hätten im Oberkiefer keine Zähne mehr, von dem Dritten, der die Kürbisse in Stücke schnitt um sie auszustecken, wie Kartoffel usw. Mag manches davon erfunden sein, es kennzeichnet doch das Urteil, das man über diese „Gentleman-Farmer“ hat; und daß ich keinen einzigen Buren traf, der ihnen irgend etwas Schlechtes wünschte, im Gegenteil, jeder sie als einen Lichtblick in diesen schweren Zeiten bezeichnete, da sie doch etwas Geld unter die Leute brächten, zeigt zur Genüge, daß sie für sie keine Gefahr bedeuten. Auch von den Ansiedlern dieser Art hat sich ein Teil bereits unter schweren Verlusten wieder

zu den 5 Milliarden Mark, die der Krieg ſchon direkt gekoſtet hat, eine weitere halbe hinzugefügt hätte. Man kann ſchließlich verſtehen, daß ſelbſt eine Regierung, die derartige Abſichten gehabt hätte, mit ihnen kaum vor Parlament und Volk treten konnte, da ja das Ergebnis doch unter allen Umſtänden zweifelhaft war. Konnte oder wollte England dieſen Weg nicht beſchreiten, dann mußte es mit der Unzufriedenheit der Burenbevölkerung für abſehbare Zeit rechnen und daraus ſeine Folgerungen ziehen. Dauernd eine Militärmacht in Südafrika zu halten, die allen Überraſchungen gewachſen iſt, wäre ſelbſt für das reiche England ein allzu koſtſpieliger Spaß; die 22 000 Mann imperialer Truppen, die es gegenwärtig da hält, koſten ihm jährlich etwa 60 Millionen Mark. So ungenügend dieſe Zahl iſt, ſo kommt ſie doch noch teuer genug. So ging denn die engliſche Regierung darauf hinaus, die Buren wirtſchaftlich möglichſt ſchwach zu erhalten und ſie die Folgen des Krieges nicht allzu raſch verwinden zu laſſen; gleichzeitig ſollten ſie vom flachen Lande verdrängt und in die Städte getrieben werden, wo ſie leicht in der Minderheit und wirtſchaftlichen Abhängigkeit erhalten werden konnten. Ging damit eine Beſiedelung des flachen Landes mit Engländern Hand in Hand, ſo konnte man das Ziel erreichen, die Buren durch das rein zahlenmäßige Übergewicht der engliſchen Bevölkerung an die Wand zu drücken. Es iſt natürlich nicht geſagt, daß es nicht auch einen Mittelweg gegeben hätte, und die Gelder, die der Regierung zur Verfügung ſtanden, bei ſorgfältiger und zweckmäßiger Verwendung nicht doch einen Teil der vorhandenen Unzufriedenheit hätten beſeitigen können. Aber Lord Milner war offenbar entſchloſſen, den letztgenannten Weg

mit allem Nachdruck zu beſchreiten. Später, wo es ſchon zu ſpät war, ſchienen ihm freilich Zweifel an der Richtigkeit ſeines Vorgehens gekommen zu ſein.

Daß die Einwanderung nach den Städten nicht ganz den gewünſchten Zweck erreichte, habe ich ſchon geſchildert, noch viel wichtiger iſt das Schickſal der engliſchen Beſiedelungsverſuche auf dem flachen Lande. Man kann es verſtehen, daß die engliſche Regierung die erſte Zeit nach Friedensſchluß dazu benützte, um möglichſt viele Engländer nach den Städten zu ziehen, denn hier war dies in der Tat der gegebene Moment. Daß aber auch die Beſiedelung des Landes mit ſo übereilter Haſt betrieben wurde, das kann ſich nur daraus erklären, daß Milner die landwirtſchaftlichen Möglichkeiten des Landes ganz ungeheuer überſchätzte; Millionen hätten dem Lande erhalten bleiben können, die jetzt als zum Fenſter hinausgeworfen gelten müſſen und ſorgfältiges Prüfen hätte doch vielleicht ſchließlich zu beſcheidenen Erfolgen geführt, wo die nervöſe Eile heute vor einem vollkommenen Mißerfolge ſteht. Durch die Beſitzergreifung der Republiken fiel der neuen Regierung Land in beträchtlicher Ausdehnung zu, das früher Eigentum der alten Regierung war; zum Teil war dieſes Land freilich nicht erſter Güte, andererſeits auch vielfach als Eingeborenenreſervat für Beſiedelungszwecke nicht verfügbar. Außerdem kaufte die Regierung noch während des Krieges und unmittelbar nach Friedensſchluß Land zum Teil zu ganz übertrieben hohen Preiſen. Für Farmen, die noch kurz vor dem Kriege zu einem Preiſe von 10 bis 20 Mark für den Kapſchen Morgen (= 0,85 Hektar) den Beſitzer gewechſelt hatten, wurde zwiſchen 30 und 40 Mark bezahlt. Milner glaubte, es käme wirklich nicht darauf an,

denn das Land ſei ja unendlich viel mehr wert und es bedürfe nur der richtigen Leute, denen man es in die Hände gibt, um dies zu erweiſen. Denn die Theorie, daß die Buren in allem und jedem furchtbar rückſtändige Menſchen ſeien und Englands Eroberungszug gewiſſermaßen nur ein Kampf des Lichtes mit der Finſternis war, gehört zum eiſernen Beſtande aller engliſchen Rechtfertigungen des Burenkrieges.

Die erſten Beſiedelungsverſuche wurden mit Soldaten und Volunteers gemacht, die zu mehreren auf kleinen Plätzen wohnen und gleichzeitig eine jederzeit bereite Armeereſerve im Lande bilden ſollten; von dieſem Stadium des Koloniſationswerkes iſt nur das heitere Lächeln auf den Geſichtern derer, die einem davon erzählen, übrig geblieben, das übrige iſt in Soda und Whisky untergegangen. Aber bald ging man zu ernſthafteren Verſuchen über, die man beſonders im Freiſtaat betrieb, wo man inſofern mehr Eile hat, als dort die Buren die ausgeſprochene Mehrheit der Bevölkerung bilden und eine nennenswerte Mineninduſtrie, die ein Gegengewicht gegen ſie bilden könnte, nicht vorhanden iſt. Hier wählte man etwa 400 Kapſche Morgen als übliche Größe der Farmen. Aber für freiſtaatſche Verhältniſſe iſt dieſes Ausmaß zu gering; 800—1000 Morgen ſind für eine lebensfähige Wirtſchaft mindeſtens nötig, da dieſe ſich unbedingt auf die Viehzucht ſtützen muß. Der geringe Umfang der Farmen, vielfach überdies noch der Mangel an Kapital zur Anſchaffung von Vieh, das infolge des Krieges noch jetzt recht hoch im Preiſe ſteht, verleitete die Anſiedler, ſich hauptſächlich auf Ackerbau zu verlegen, der bei den klimatiſchen Bedingungen des Freiſtaats einfach ein Lotterieſpiel iſt. Regnet es nicht

bis Mitte Oktober, dann ſind die Winterſaaten verdorrt, kommt der erſte Regen nicht vor dem 15. Dezember, dann iſt es für die Ausſaat von Mais zu ſpät, weil ſeine Reife durch die erſten Fröſte bereits gehemmt wird. Und wenn es doch rechtzeitig geregnet hat, dann iſt vielleicht die Erde ſchwarz von jungen Heuſchrecken, den 'Footgangers', die die eben aus der Erde kommenden Spitzen der Pflanzen wegfreſſen. So mögen von fünf Ernten vier verloren gehen; gibt es dann freilich einmal wirklich eine gute Ernte, ſo gibt ſie die Ausſaat reichlich wieder. Bei verſtändiger Wirtſchaft wird der Farmer dann ihren Erlös zum Abzahlen von Schulden, Verbeſſerungsanlagen oder Erſparniſſen verwenden. Nun wollte es der Zufall, daß dem Kriege beſonders dürre Jahre folgten, in denen es kaum vor Ende Januar zu ausgiebigem Regen kam. Dazu kommt, daß der größte Teil der Anſiedler nicht im landwirtſchaftlichen Beruf aufgewachſen iſt und auch den Kanadiern und Auſtraliern, bei denen dies der Fall ſein mochte, doch die eigenartigen Bedingungen der ſüdafrikaniſchen Wirtſchaftsweiſe fremd ſind. Lediglich die Söhne engliſcher Farmer aus dem Oſten der Kapkolonie, die mit ſüdafrikaniſchen Erfahrungen und Vieh verſehen ſind, werden ſich vorausſichtlich halten können. Ein Teil der Anſiedler iſt ſchon bankrott geworden und man rechnet damit, daß etwa 80 % dieſes Schickſal ereilt, falls die Regierung die Pachtſchillinge eintreibt. Die Pachtſumme wäre an ſich nicht hoch, $5^3/_4$ %, worin bereits ſoviel Amortiſation enthalten iſt, daß die Farm in 30 Jahren Eigentum des Anſiedlers wird; dabei iſt freilich nicht zu vergeſſen, daß der Wert des Platzes hierbei nach dem Ankaufspreiſe, den die Regierung bezahlt hat, angenommen wird, was

mitunter das Doppelte des wirklichen Wertes iſt. Stellenweiſe haben ſich die Anſiedler ſchon wieder verlaufen, ſo z. B. im Zeeruſtdiſtrikt (Transvaal), wo auf dem Platze Willow-Park einmal bereits 120 Anſiedler vorhanden waren; das ganze Land wurde von der Regierung dann verkauft. Im Freiſtaat ruft ein Teil dieſer unglücklichen 'Settler' (von den Buren ſcherzweiſe 'sukkelaars', Hungerleider, genannt) die Regierung um Hilfe an; aber einerſeits hat die Regierung kein Geld mehr, andererſeits erfolgt die Unterſtützung nach einem gewiſſen Schema, das nicht den Würdigſten, ſondern den Geriſſenſten in den Beſitz der Unterſtützung bringt, wofür mir charakteriſtiſche Beiſpiele erzählt wurden.

Was nun die politiſche Wirkung dieſer Zuſtände iſt und welches Maß von Begeiſterung ſie bei dieſen importierten Stützen der engliſchen Krone erzeugen, kann man ſich leicht ausdenken. Das Burenblatt des Freiſtaates, der 'Friend', der in engliſcher und holländiſcher Sprache erſcheint und von einem früheren ſchottiſchen Geiſtlichen Drew, der vor dem Kriege in Johannesburg ein Hauptrufer im Streite gegen die Burenregierung war, während des Krieges aber ſeine Anſchauungen völlig änderte, geleitet wird, hatte ſich nun in geſchickter Weiſe der Klagen der Anſiedler angenommen. Der Leiter der Zeitung erhielt darauf aus deren Kreiſen eine Reihe von Zuſchriften, die er zum Teil im 'Friend' veröffentlichte. In einer dieſer Zuſchriften wird geklagt, daß die Regierung ganz nach Gunſt verfahre und ihre Unterſtützung insbeſondere früheren Angehörigen des Heeres in ganz unſachlicher Weiſe zuwende, wofür mehrere Beiſpiele angeführt werden. Zum Schluß finden ſich folgende bezeichnende Äußerungen:

„Tatsache ist, daß die ganze Landansiedelung nur einem Haufen von Unfähigen zugute kommt, die in deren Mißverwaltung angestellt sind. Die meisten von ihnen waren für ihre Freunde und Verwandten zu Hause eine Last und wurden von einer wohltätigen Regierung herausgesandt, um auf Kosten dieses verarmten Landes ein vielleicht üppiges Leben zu führen. Die Landbesiedelung durch Briten hatte ursprünglich den Zweck, ein Gleichgewicht der Parteien herzustellen — Loyale gegen Unloyale. Ich wage aber zu behaupten, daß, abgesehen von den begünstigten militärischen Überbleibseln, die es in ihrem Interesse finden, Loyalität zu heulen und dafür gut bezahlt zu werden, die verdammenswerten Praktiken des 'Land Settlement Board' mehr unloyale Briten schaffen wird, als die Buren jemals in gleicher Zeit und auf gleichem Raum erzeugen können. Ich glaube, es ist im Interesse der Ansiedler selbst, miteinander in Verbindung zu treten und auf Mittel zu sinnen, die den Ruin abwehren und das Vorgehen dieser albernen Ansiedelungsbehörde unschädlich machen."

Diese Sprache ist gewiß ziemlich deutlich. Sie wendet sich indes in erster Linie gegen die Mißwirtschaft bei einer Regierungsbehörde. Aber es ist mehr als fraglich, ob auch bei einer ganz einwandfreien Verwaltung aller Grund zu Beschwerden beseitigt wäre, da die Übelstände am ganzen System haften. Und selbst bei einem Gelingen des Ansiedelungswerkes im einzelnen, wäre es noch sehr zweifelhaft, ob die Regierung wirklich den erhofften politischen Gewinn einheimsen könnte; denn früher oder später würden die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen

die engliſchen Farmer mit ihren buriſchen Berufsgenoſſen doch zuſammenführen. Es iſt bezeichnend, daß z. B. bei dem Kongreß, den die Buren des Freiſtaates im Dezember vorigen Jahres in Brandfort hielten, um über ihre Beſchwerden gegen die Regierung zu beraten, die Buren eines Diſtrikts einen Engländer abordneten, der gegen die Buren im Kriege gefochten hatte und ſich nach dem Kriege dort niederließ. Verſucht es andererſeits die Regierung die Anſiedler in Schuldknechtſchaft zu erhalten oder ſie bloß als Pächter einzuſetzen, dann werden ſie ſich ſtets als Heloten fühlen und beſtrebt ſein, ſich bei günſtiger Gelegenheit ſelbſtändig zu machen. Südafrika iſt kein Land für Pächter; um gerade ſeinen Lebensunterhalt zu gewinnen und ſein Lebenlang ein unfreier Mann zu ſein, dazu geht niemand nach Südafrika. In Zeiten wirtſchaftlichen Darniederliegens, wie gegenwärtig, wird man natürlich Leute finden, die irgend etwas ergreifen, um nur dem Verhungern zu entgehen, aber jeder wirtſchaftliche Aufſchwung wird die Pachtſtellen wieder leeren und es wird gerade nur das minderwertigſte Material auf denſelben verbleiben. Aus dieſem Grunde hat auch die Koloniſation durch Pächter, die die Regierung bei Potſchefſtroom verſucht hat, keine glänzenden Ausſichten.

Ein anderes Koloniſationsunternehmen der Regierung, das nicht mit der Anſiedelung von engliſchen Einwanderern im Zuſammenhang ſteht, verdient hier Erwähnung, da es auf die engliſche Verwaltungspraxis einige Streiflichter wirft; es ſind die 'Burgher Land Settlements'. Sie bezwecken Buren der ſogenannten Beiwohnerklaſſe, die nach dem Kriege aller Mittel entblößt waren, die Möglichkeit zu geben, ſich eine Exiſtenz zu gründen; natürlich

ſprachen auch hier politiſche Erwägungen mit, man berückſichtigte in erſter Linie 'National Scouts'; es ſollte der Kern einer engliſch geſinnten und der Angliſierung von vornherein keinen Widerſtand entgegenſetzenden Burenbevölkerung geſchaffen werden. Auf dieſe Weiſe ſind bis Juli 1904 zur Zeit der Abfaſſung des letzten Regierungsberichts über dieſen Gegenſtand 1160 Familien mit insgeſamt 5500 Köpfen angeſiedelt worden; dies aber nicht direkt durch die Regierung, ſondern durch Vermittelung von beſonderen Landgeſellſchaften, die natürlich dabei verdienen wollen. Trotzdem betragen die Verwaltungskoſten der Regierung dabei auch noch 130,000 Mark im Jahre.

Die größte dieſer Geſellſchaften iſt die 'African Agricultural and Finance Corporation', die nach dem Kriege von einem Herrn Carlis, der unter einem weniger engliſch klingenden Namen zu Wongrowitz in Poſen das Licht der Welt erblickt hatte, mit einem Nominalkapital von 20 Millionen Mark ins Leben gerufen wurde; ihr größter Landbeſitz befindet ſich in der Gegend von Potſchefſtroom, wo dieſe Geſellſchaft eine Anzahl von Farmen teils gekauft teils gepachtet hat, beides zu außerordentlich hohen Preiſen; ſo hat die Geſellſchaft für eine Farm, die vor dem Kriege 150000 Mark gekoſtet hatte 500000 Mark bezahlt. Die Regierung macht nun der Geſellſchaft Vorſchüſſe aus dem Repatriationsfond, die bisher eine Höhe von 6 Mill. Mark erreicht haben; es iſt die Frage, ob der ganze Beſitz der Geſellſchaft dieſen Wert hat. Außerdem könnte die große Bewäſſerungsanlage in Potſchefſtroom wohl der Gegenſtand von Prozeſſen werden, da das Waſſer des Mooi River nicht dem Geſetz entſprechend in den Fluß zurückgeleitet wird. Es iſt ziemlich klar, daß durch

das Dazwischentreten dieser Gesellschaft, die einerseits sehr teuer gekauft, dann auch noch ihr Kapital verwässert hat und natürlich darauf auch noch verdienen will, die Sache außerordentlich verteuert wird; und wenn es einmal dazu kommen soll, die Verzinsung aufzubringen, dann werden die Ansiedler dazu nicht imstande sein. Diese sind überdies ausschließlich Pächter und wenn auch eine bestimmte Dauer des Pachtvertrages vorgesehen ist, so sind die Verträge doch so abgefaßt, daß die Pächter unter irgend einem Vorwand jederzeit an die Luft gesetzt werden können. Die Stimmung unter den Pächtern ist denn auch recht unzufrieden und irgend eine Besserung der allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse wird viele zum Wegziehen veranlassen, da auch jetzt schon der Wechsel häufig ist. Jedenfalls hätte die Regierung hier noch am ehesten einen Erfolg erreichen können, wenn sie die Sache selbst in die Hand genommen hätte; ob sie das unterlassen hat, weil sie sich der Aufgabe nicht gewachsen fühlte oder weil die Gesellschaften bei ihr über gute Anwälte verfügten, lasse ich dahingestellt.

Die ganze Ansiedelungspolitik der Regierung war ein großer Fehlschlag; den 60 Millionen Mark, die aus der nach dem Kriege aufgenommenen Anleihe dafür ausgegeben worden sind, steht kein nennenswerter Erfolg gegenüber. Aber nicht allein diese Landesgelder sind für derartige Zwecke ausgegeben worden; auch mancher Engländer, der eine größere oder geringere Summe dem gleichen Zwecke geopfert hatte, steht trauernd am Grabe seiner Hoffnungen. Es ist verständlich, daß die Regierung nach dem Kriege die Niederlassung englischer Farmer in jeder Weise ermutigte. Mit den Volunteers kamen mancherlei Leute ins Land, die über Mittel verfügten

und ſolche befanden ſich auch unter den engliſchen Offizieren. Der Gutsbeſitzer genießt in England immer noch das höchſte ſoziale Anſehen; neun Monate des Jahres auf dem Lande zu leben, während der „Saiſon“ drei Monate in London, iſt das engliſche Gentleman-Ideal. Aber es iſt koſtſpielig und wenig einträglich. So verſucht es der mit geringeren Mitteln Verſehene in den Kolonien. Zunächſt kaufte auch dieſer Teil der engliſchen Anſiedler in dem 'Boom' der Landpreiſe unmittelbar nach Friedensſchluß viel zu teuer; dann waren ſie faſt ausnahmslos durch irgendwelche landwirtſchaftliche Erfahrung im allgemeinen — von den beſonderen Verhältniſſen Südafrikas ganz zu ſchweigen — nicht beſchwert. Einige nahmen ſich Buren als Verwalter, die ein herrliches Leben führten. Von denen die ohne Anleitung durch Schaden klug zu werden ſuchten, erzählt man die ergötzlichſten Schnurren: von dem klugen Manne der ſeinen Damm auf der Spitze des Berges anlegte, damit er den regenſpendenden Wolken näher ſei, dem andern, der dem Buren, von dem er Schafe gekauft hatte, vorwarf, er hätte ihm ganz alte Tiere angehängt, denn ſie hätten im Oberkiefer keine Zähne mehr, von dem Dritten, der die Kürbiſſe in Stücke ſchnitt um ſie auszuſtecken, wie Kartoffel uſw. Mag manches davon erfunden ſein, es kennzeichnet doch das Urteil, das man über dieſe „Gentleman-Farmer“ hat; und daß ich keinen einzigen Buren traf, der ihnen irgend etwas Schlechtes wünſchte, im Gegenteil, jeder ſie als einen Lichtblick in dieſen ſchweren Zeiten bezeichnete, da ſie doch etwas Geld unter die Leute brächten, zeigt zur Genüge, daß ſie für ſie keine Gefahr bedeuten. Auch von den Anſiedlern dieſer Art hat ſich ein Teil bereits unter ſchweren Verluſten wieder

kundigen tüchtigen Farmer noch gute Ausſichten auf Fortkommen, ſo daß er ſein Land nicht zu verlaſſen braucht. Was aber der Krieg aus dieſen Kolonien an Mitſtreitern nach Südafrika gebracht hat, war gerade nicht die Blüte des Landes. In einem auſtraliſchen Blatte ſtand während des Krieges einmal wörtlich zu leſen, das einzig Gute an der Entſendung der auſtraliſchen Hilfstruppen ſei, daß man auf dieſe Weiſe das Geſindel in Auſtralien los werde. England ſelbſt aber hat infolge ſeiner Induſtrialiſierung keine ländliche Bevölkerung mehr, die einen nennenswerten Überſchuß für die Auswanderung abgeben könnte. Zu alledem kommt, daß Kleinſiedelung, die für den von England erwünſchten politiſchen Zweck in erſter Linie in Betracht kommt, weil ſie kein zu hohes Kapital erfordert und Maſſen ins Land bringt, an ſich ſchon in Südafrika ein ſehr ſchwieriges Problem iſt, das nur an einzelnen Stellen und da faſt ausſchließlich von Deutſchen glücklich gelöſt worden iſt.

Einſichtige Engländer ſehen dieſe Lage der Dinge ſehr wohl. Am wertvollſten iſt in dieſer Beziehung das Urteil des Colonels Owen Thomas in ſeinem Buche: Agricultural and Pastoral Prospects of South Africa (das beiläufig bemerkt auch mit Rückſicht auf Deutſchſüdweſtafrika ſehr leſenswert iſt). Der Verfaſſer, ein erfahrener Landwirt, kommt zu dem Urteil, daß die bisherigen Koloniſationsverſuche vollſtändig mißlungen ſeien; er verſpottet die Anſichten derer, die da meinten, man brauche nur ein paar Hundert Engländer über das ganze Land hin zu zerſtreuen, und dieſe würden im Handumdrehen die Buren engliſch machen; er ſieht vielmehr die gegenteilige Gefahr, daß dieſe Engländer verburen. Sehr intereſſant iſt der Ausſpruch eines Buren, den Thomas in ſeinem Buche wieder-

gibt, der ſich, wie er erzählt, ſehr betrübt zeigte, als er ſeine Anſicht ausdrückte, daß das gegenwärtige Koloniſationsſyſtem ein Mißerfolg ſei. „Wir werden, ſagte der Bur, bald eine Volksvertretung bekommen. Wenn ihr zehntauſend Anſiedler in die ländlichen Diſtrikte verteilt, ſo werdet ihr uns dadurch nur eine entſprechend größere Anzahl von Vertretern geben. Dieſe zehntauſend Anſiedler werden in den Gegenden verſtreut ſein, wo wir Buren die große Mehrheit bilden und infolgedeſſen werden ihre Stimmen, im Vergleich zu den unſrigen, bedeutungslos ſein. Außerdem wird eine beträchtliche Zahl der neuen Anſidler ſicherlich mit uns ſtimmen, weil unſer politiſches Programm ſich der Intereſſen der Landbewohner annehmen wird. Nun werden die Bewohner der ſtädtiſchen Diſtrikte jedenfalls ein ganz anderes Programm vertreten, ein Programm, das die ſtädtiſchen Intereſſen gegenüber den ländlichen bevorzugt. Sie werden zum Beiſpiel die Farmer beſteuern wollen, ſie werden alle Schutzzölle, die die Lebenshaltung in den Städten verteuern könnten, ablehnen, und werden im allgemeinen geneigt ſein, die Laſten von den Schultern der Städter auf die der Landbewohner abzuwälzen. Iſt es wahrſcheinlich, daß irgend ein Farmer für eine derartige Politik ſtimmen wird? Ich behaupte, daß eure neuen Anſiedler es mehr in ihrem Intereſſe finden werden, das Programm der Buren zu unterſtützen, als das der Stadtleute. Infolgedeſſen werden ſie für die Buren ſtimmen und Schritt für Schritt werden ſie ihren Gedankenkreis, ihre Gewohnheiten, ihre Lebenshaltung, ihre Neigungen uns anpaſſen, bis ſie ganz die unſrigen ſind. Bringt uns alſo Anſiedler her in Menge, und wir werden ſie in Buren verwandeln. Das iſt es, was eure Landbeſiedelungspläne für uns bedeuten: einen

zahlenmäßigen Zuwachs für die Burennation und für deren Kräfte. Und aus dieſem Grunde bitte ich täglich den Allmächtigen auf meinen Knien, daß er dieſe Landbeſiedelung gedeihen laſſen möge, die ihr Kakhis ſo verblendet und ſo anmaßend zu eurem eigenen Verderben ins Leben gerufen habt!"

Mag ſein, daß es dem Manne Spaß gemacht hat, dem Engländer gegenüber das Kraftgefühl des Buren ſtärker herauszuſtreichen und deshalb etwas zu übertreiben; ähnlichen Gedankengängen bin ich aber auch wiederholt bei Buren begegnet und beſtimmte Tatſachen ſprechen für deren Richtigkeit. Thomas rät, den ganzen bisherigen Beſiedelungsplan aufzugeben, hingegen die Einwanderung von Engländern nach den vorwiegend engliſchen Teilen Südafrikas: der Oſtprovinz der Kapkolonie, Natal und Rhodeſia nach Möglichkeit zu fördern. An ſich iſt der Gedanke ſicherlich nicht unverſtändig, daß es für England mehr darauf ankomme, überhaupt eine Mehrheit einer loyalen engliſchen Bevölkerung in Südafrika zu beſitzen als dieſe gerade über das ganze Land zu verteilen; eine andere Frage iſt es freilich, ob in den genannten Teilen Südafrikas überall die Bedingungen vorhanden ſind um eine ſtark vermehrte Bevölkerung zu ernähren. Von anderer Seite hofft man aber doch noch das Problem einer ländlichen Beſiedelung der ehemaligen Republiken mit Engländern löſen zu können; bei der großen politiſchen Bedeutung, die dieſe Sache doch unter allen Umſtänden für England hat, will engliſche Zähigkeit ſich hier nicht ſo raſch geſchlagen erklären. So glaubt Sir Gilbert Parker, einer der Flügeladjudanten Chamberlains und Mitglied des engliſchen Unterhauſes ein neues Auskunftsmittel gefunden zu haben und bereiſte, um ſich von ſeiner

Anwendbarkeit zu überzeugen, im vergangenen Jahre Südafrika. Nach ſeinem Vorſchlage möge die Regierung der ‚Imperial League‘ Land überlaſſen und dieſe will dann Engländer in Gruppen gleicher landſchaftlicher Abſtammung anſiedeln, wodurch vor allem die Afrikaniſierung dieſer Anſiedler verhindert werde. Man wird hierbei manches geſchickter anfangen können als bisher, aber wirtſchaftliche Schwierigkeiten laſſen ſich doch durch den Gebrauch des heimatlichen Dialekts allein nicht überwinden. Eine Hauptſache endlich: was für Auswanderer hat England abzugeben? Vielleicht wird das weſentlichſte Ergebnis dieſes Verſuches eine Anregung für das engliſche Publikum ſein, über die Folgen der engliſchen Wirtſchaftspolitik im 19. Jahrhundert nachzudenken.

Neben dieſe weitausſchauenden Aufgaben, die Herrſchaft Englands in Südafrika für die Zukunft zu befeſtigen, trat für Lord Milner die laufende Arbeit der Verwaltung der neuerworbenen Kolonien, die aber natürlich auch neu organiſiert werden mußte. Die „ſchlechte, beſtechliche Verwaltung Transvaals“ war ja einer der Hauptvorwände zum Kriege geweſen. Daß da tatſächlich Beſtechlichkeit geherrſcht hat, leugnet in Südafrika kein verſtändiger Menſch. Andererſeits fand die muſterhafte, den einfachen Verhältniſſen überaus zweckmäßig angepaßte Verwaltung des Freiſtaats ebenſo allgemeine Anerkennung; dies beweiſt, daß die Buren an ſich wohl zur Schaffung und Leitung eines Staatsweſens befähigt waren und die Übelſtände, die ſich in Transvaal herausgeſtellt haben, auf die beſonderen Verhältniſſe, die durch die raſche Entwickelung der Goldinduſtrie bedingt waren, zurückzuführen ſind. Wenn man aber davon abſieht, daß die Leiter der Goldinduſtrie größeren Einfluß auf die Regierung er-

halten haben und deshalb mit ihr jedenfalls zufriedener sind als mit ihrer Vorgängerin, so sind bei dem übrigen Teil der Bevölkerung — seien es nun Engländer oder Buren — die Klagen allgemein; die Hauptbeschwerden richten sich gegen die Unfähigkeit der Beamten, die Kostspieligkeit des Verwaltungsapparats und die Verschwendung der öffentlichen Gelder. Daß die Korruption nach wie vor in Blüte ist und man heute einem untergeordneten Schreiber das zahlen muß, wofür früher schon der Abteilungschef zu kaufen war, wird eigentlich nur so nebenher beklagt; das nimmt man als selbstverständlich hin. Der Geist des Erwerbssinnes, der dieses koloniale Leben beherrscht, stumpft die Entrüstung über derartige Dinge erheblich ab und der ‚Hero of Mafeking', General Baden-Powell hat in seinem Ansehen nicht sonderlich darunter gelitten, daß die einträglichen Armeelieferungsgeschäfte, die er im Verein mit einem Juden namens Weil während des Krieges machte, ihm ein ansehnliches Vermögen einbrachten.

Man hat vielleicht Anlaß, sich darüber zu wundern, daß England nicht die Auslese seiner Beamtenschaft an die schwierige Aufgabe gestellt hat, die in Südafrika nach dem Kriege zu bewältigen war. Aber man vergesse nicht, daß infolge des hochausgebildeten Grundsatzes der Selbstverwaltung England eine Bürokratie etwa in der Art der preußischen nicht besitzt; an sich vielleicht kein Nachteil, aber es erklärt sich daraus doch, warum England nicht in der Lage ist, in einem Fall wie dem vorliegenden einen durch Korpsgeist und Tradition verbundenen einheitlichen Beamtenkörper einer neuerworbenen Kolonie zur Verfügung zu stellen bis diese etwa so weit ist, Selbstverwaltung einzuführen. So

mußte Milner ſich ſeine Beamten von überall herholen und ſich einen Beamtenkörper erſt ſchaffen. Verhältnismäßig das beſte Material lieferten ihm noch die alten ſüdafrikaniſchen Kolonien, das Kap und Natal, aber er machte davon nicht im allzu ausgedehnten Umfange Gebrauch; beim Richterſtande war er allerdings in weitgehendem Maße durch das herrſchende holländiſch-römiſche Recht dazu gezwungen; auf dieſem Gebiete hört man auch die wenigſten Klagen. Bei dieſer Gelegenheit möchte ich anmerken, daß die Buren in ihrem Urteil über Beamte nie den Eindruck einer allgemeinen Nörgelſucht machen, ſondern es gerne anerkennen, wenn ein Beamter ihnen tüchtig und gerecht erſcheint. Aber ſelbſt unter Berückſichtigung dieſer Schwierigkeiten, wäre es zweifellos möglich geweſen, einen beſſeren Beamtenſtab zuſammenzubringen, wenn dabei Protektion nicht eine ſo große Rolle geſpielt hätte. In England ſcheint man der Anſicht geweſen zu ſein, daß nicht das Beſte, ſondern das, was man nicht brauchen konnte, für Südafrika gerade noch gut genug ſei. Lord Milner hat dem keinen Widerſtand geleiſtet, hat ſchließlich ſogar mit anerkennenswerter Selbſtverleugnung die Sünden ſeiner Schützlinge auf ſich genommen, für die er ja allerdings auch verantwortlich war. Junge Leute ohne Erfahrung kamen in die einflußreichſten Stellungen; das wichtige Amt des Kolonialſekretärs wechſelte ſeit dem Kriege dreimal ſeinen Inhaber. Die Bevölkerung aber ſprach von „Lord Milners Kindergarten“. In welcher Weiſe ein einziger ungeeigneter Beamter gerade in der Zeit nach dem Kriege infolge reichlich vorhandener Mittel und des Mangels jeder parlamentariſchen Kontrolle Millionen zum Schaden der Kolonie verſchleudern konnte, möchte ich kurz am

Beiſpiel des verfloſſenen Leiters der Eiſenbahnen, Sir Percy Girouard erläutern.

Zu Beginn des Krieges war Girouard, ein franzöſiſcher Kanadier, noch ein ſimpler Oberleutnant des Ingenieurkorps in Egypten geweſen. Lord Kitchener berief ihn dann nach Südafrika und machte ihn zum Chef der vom Militär betriebenen Eiſenbahnen. Dieſer Aufgabe mochte er ganz gut gewachſen ſein, aber zwiſchen der Leitung einer Eiſenbahn in Kriegszeiten, wo nur militäriſche Aufgaben zu erfüllen ſind, und in Friedenszeiten, wo die Eiſenbahnen einen großen Teil der Staatseinnahmen aufzubringen haben und natürlich unter rein kommerziellen Geſichtspunkten verwaltet ſein wollen, beſteht doch ein himmelweiter Unterſchied. Trotzdem wagte man das Experiment, Girouard, auch nach dem Friedensſchluß auf ſeinen Poſten zu belaſſen. Es ſollte den Kolonien teuer genug zu ſtehen kommen. Das Eiſenbahnbudget für 1903/04 ſah 15 Millionen Mark mehr Einnahmen vor als tatſächlich eingingen. Das mag noch hingehen, wenn auch der Rückgang der Frachten einigermaßen vorauszuſehen war. Aber trotz dieſer geringeren Leiſtungen überſchritten die Ausgaben um nahezu 14 Millionen den Voranſchlag. Nachdem Herr Girouard das Feld ſeiner Tätigkeit verlaſſen hatte, ſank der Betriebskoeffizient der Bahnen von 70,8% (zweites Halbjahr 1903) auf 58,7% (gleiche Periode 1904) und der Reingewinn hob ſich für den gleichen Zeitraum um 5 Mill. Mark. Hundert Lokomotiven, die Girouard beſtellt hatte, konnten überhaupt nicht in Verwendung genommen werden, da ſie für den vorhandenen Unterbau der Bahnen zu ſchwer waren. Bei Einrichtung der Zivilverwaltung mußten die Kolonien 15 Millionen an den Militärfiskus für den

Inhalt der Eisenbahnmagazine bezahlen; als dann aber eine besondere Kommission deren Zustand prüfte, stellte sich heraus, daß diese sich in einer heillosen Unordnung befanden, eine Menge Vorräte fehlten und daß tatsächlich ein gut Teil des bezahlten Geldes verloren war.

Andererseits wurden Waren in einer Menge gekauft, die den Bedarf auf viele Jahre hinaus decken und teilweise wieder verkauft werden müssen. In welcher Weise vom Departement der öffentlichen Arbeiten mit dem Gelde gewirtschaftet wurde, zeigt auch folgendes Vorkommnis. Vor dem Kriege hatte die Transvaalregierung bereits beschlossen, eine Bahn von Pretoria nach Rustenburg zu bauen. Die neue Regierung machte von dem Projekt aber keinen Gebrauch, beschloß eine Bahn von Krügersdorp nach Rustenburg zu bauen, fing mit dem Bau auch an und auf dem Wege zwischen Krügersdorp und Rustenburg kann man bereits weit fortgeschrittene Erdarbeiten sehen — die plötzlich eingestellt wurden, nachdem bereits etwa 600000 Mark verausgabt worden waren. Im November vorigen Jahres beschloß dann auch der interkoloniale Rat (eine Art von konstitutionellem Feigenblatt des Milnerschen Absolutismus), daß das alte Projekt der Pretoria—Rustenburg-Bahn ausgeführt werden sollte. Daraufhin großes Geheul der Patrioten von Krügersdorp, die den Intrigen der Patrioten von Pretoria unterlegen waren; und da die Patrioten hüben und drüben ihrer staatsmännischen Einsicht, daß ihre Linie allein das Heil des Landes bedeute, durch Landkäufe längs der erhofften Bahn zu Hilfe gekommen waren, gab es bissige Fehde. Schließlich werden wohl beide Bahnen gebaut werden. Zum Lohne für alle diese Verdienste war Girouard Colonel und Sir geworden, hatte auch eine Tochter des Justiz-

ministers geheiratet und schien so in der Regierung von Transvaal gut verankert. Aber seine Tätigkeit wuchs mehr und mehr zum öffentlichem Skandal aus; so mußte Milner ihn schließlich doch fallen lassen. Aber er fiel ziemlich weich. Er bekam zunächst ein halbes Jahr Urlaub und dann noch ein halbes und schließlich, als er sich ganz von Südafrika trennte, noch ein volles Jahresgehalt von 70000 Mark als ‚bonus', wie sich Lord Milner ausdrückte, als Entschädigung dafür, daß er die ihm bevorstehende glänzende Laufbahn in Egypten Südafrika zuliebe aufgegeben hatte. Kaum aber hatte er den ‚bonus' in der Tasche, so nahm ihn Kitchener in Gnaden in Indien wieder zu sich und verschaffte ihm dort eine einträgliche Stellung.

Das ist ein Beispiel, allerdings aus einem Betriebe wo ein unfähiger Beamter besonders viel Unheil anrichten konnte. Insbesondere wiederholt sich in allen Ressorts die außerordentliche Kostspieligkeit des Verwaltungsapparats. So betrugen in einem Budgetjahr die Ausgaben der Leitung des Schulwesens 2400000 Mark, womit, wohlgemerkt, noch nicht ein Lehrer und nicht ein Stein zu einem Schulhause bezahlt worden ist; das sind nur die Generalunkosten. Ein sachverständiger Mann rechnete mir vor, daß in dem Bezirke des Freistaats, in dem er wohnt, die Verwaltungskosten unter der alten Regierung 40000 Mark betrugen, gegenwärtig mindestens 160000 Mark. Selbst wenn man die darin inbegriffenen Kosten für die Constabulary durch die Lage der Dinge als gerechtfertigt ansieht, so ist die Steigerung doch noch ganz außerordentlich. In Transvaal ist von je sechs erwachsenen Weißen einer im Dienste der Regierung.

Zum Vergleiche von einſt und jetzt ſind auch einige Poſten im interkolonialen Budget, das die den neuen Kolonien gemeinſamen Ausgaben umfaßt, recht lehrreich. Da findet ſich eine Ausgabe von 471000 Mark für den Gehalt und andere Ausgaben des Gouverneurs, Lord Milner. 160000 Mark davon bilden ſein Gehalt (wozu noch 60000 Mark kommen, die er als „Highkommiſſioner“ von England empfängt). Der Reſt geht auf Sekretäre, Reiſekoſten und Telegramme auf. Die Koſten für Extrazüge und ähnliches ſind dabei noch nicht einmal eingerechnet. Außerdem genießt der Gouverneur Zollfreiheit und andere Vergünſtigungen. Ein anderer Poſten beziffert ſich auf 222700 Mark für Unterhaltung der Wohnung und des Bureaus des Gouverneurs in Johannesburg. Allein die Beleuchtung koſtet über 26000 Mark. Unter dem Titel: „Neuanſchaffungen“ ſind 60000 Mark angeführt, für Kontormöbel, einige andere Dinge und — einen Ball, den Lord Milner in der Wandererhalle zu Johannesburg gegeben und der etwas über 30000 Mark gekoſtet hat. Das macht alles zuſammen 1022000 Mark für den Gouverneur in einem Jahre. Sein Stellvertreter für Transvaal braucht auch 255000 Mark, der für die Oranjefluß-kolonie 392000 Mark, alſo allein die Spitze der Verwaltung koſtet den neuen Kolonien die beſcheidene Summe von 1669000 Mark. Überdies wurden 600000 Mark ausgegeben für den Ankauf der Villa, in der Lord Milner in Johannesburg wohnte, die aber jetzt erſt zu einer würdigen Wohnſtätte des Gouverneurs ausgebaut werden ſoll, während für den Bau eines Wohnhauſes für den ſtellvertretenden Gouverneur in Pretoria 800000 Mark ausgeworfen ſind. Aber den engliſchen Blättern in Johannesburg iſt das alles noch zu beſcheiden

und der Johannesburger „Leader“ empfahl kürzlich, man möge das Fort in Johannesburg niederreißen und an deſſen Stelle einen Gouverneurspalaſt hinbauen, der den Juſtizpalaſt in Brüſſel in den Schatten ſtellen ſoll! Denn der neue Gouverneur, Lord Selborne ſei ein verheirateter Mann und könnte ſich doch nicht mit einer derartigen Unterkunft zufrieden geben, wie Milner ſie benützt habe, und zu Bällen in einem ſo vulgärem Lokal einladen, wie die Wandererhalle. Damit vergleiche man, daß Paul Krüger ein Jahresgehalt von 154000 Mark bezog, worin das Gehalt ſeines Privatſekretärs und 6000 Mark Wohnungsentſchädigung bereits inbegriffen waren; und das war noch ein fürſtliches Einkommen im Vergleich zu dem des Präſidenten Steijn.

Ein beſonders ſkandalöſes Bild von Mißverwaltung bot aber die Tätigkeit der „Repatriationskommiſſion“. Nach dem Kriege garantierte England den neuen Kolonien eine Anleihe von 700 Millionen Mark, die die notwendigen Mittel für die Neuordnung der Dinge bieten ſollten. Davon wurden 280 Millionen zur Ablöſung des Transvaalſchen Eiſenbahnnetzes und 80 Millionen zur Tilgung von Schulden der alten Regierungen verwendet. Vom Reſt wurden 116 Millionen für die „Repatriation“ der Buren ausgegeben. 35 Millionen gingen davon allein in Gehältern und Adminiſtrationskoſten auf. In einem Bezirk betrug, wie mir jemand, der die Bücher geſehen hatte, mitteilte, der monatliche Aufwand an Gehältern 3400 Mark, während für Zwecke der Repatriation in keinem Monat mehr als 1000 Mark verausgabt wurden. In der Verſchleuderung gerade dieſer Gelder lag vielleicht Syſtem. Dieſer Repatriationsfond war beſtimmt, die Buren möglichſt in die Schuld-

rechtschaft der Regierung zu bringen, ohne ihnen allzu-viel als Gegenleistung dafür zu bieten. Aber der gewünschte Zweck wurde doch nicht ganz erreicht und ins-besondere fehlt der Regierung der Mut, die äußersten Folgerungen zu ziehen und die gemachten Vorschüsse nach ihrer Fälligkeit einzutreiben. Denn der englische Publizist Pakemann in Johannesburg hat nicht Unrecht, wenn er behauptet, daß dies einfach die Entfachung des Aufruhrs bedeuten würde; wenn er aber gleichzeitig vermutet, daß 30% dieser Ausstände niemals einzutreiben sein würde und einfach verloren sei, so ist das doch wohl zu hoch gegriffen. Übrigens war diese Repatriationskommission mit ihrer gegen sich selbst so weitherzigen Verwaltung auch die erste Beute, die den politischen Anhängern der neuen Regierung hingeworfen wurde; aber auch in dieser Beziehung haben sich die erhofften Wirkungen kaum ein-gestellt, das einmalige Trinkgeld reichte doch nicht aus.

Allmählich tritt unter dem Drucke der öffentlichen Meinung in dieser Mißverwaltung eine Besserung ein; jeder Fortschritt auf dem Wege zur Selbstverwaltung steigert natürlich auch den Einfluß der Bevölkerung auf die Regierung. Sogar der von Milner ernannte gesetz-gebende Rat hatte einmal den Mut gefunden, sich sehr deutlich über die Unfähigkeit der Beamten auszusprechen. Die Hilfsquellen Transvaals sind ja wohl an sich reich und es war kein so großes Kunststück, schließlich das Gleich-gewicht im Budget wieder herzustellen. Aber an den Nachwehen der Milnerschen Finanzpolitik werden die neuen Kolonien noch lange zu tragen haben. Milner hatte das Bestreben, den Kredit Transvaals nicht all-zustark zu belasten, damit es möglichst bald die 600 Millionen Kriegsschuld, die die Randmagnaten in einer

ſehr eigenartigen Weiſe England als Koſtenbeitrag zum Kriege „garantiert“ hatten, an England bezahlen könne. Mit 1300 Millionen Schulden iſt aber dann der Kredit Transvaals doch ſo ziemlich aufs äußerſte angeſpannt, insbeſondere wenn man in Rückſicht zieht, daß das Land von ſeinem im Boden liegenden Kapital zehrt und daher auf raſche Amortiſation ſeiner Schulden bedacht ſein muß. Von den Buren wird natürlich in erſter Linie beklagt, daß dadurch der Weg für eine Anleihe verlegt wird, die den Buren wieder auf die Beine helfen ſoll. Aber auch ein großer Teil der Engländer — und gerade die, die vor dem Kriege ſchon im Lande waren und am engſten mit ihm verbunden ſind — iſt ſehr erbittert. Die Leute, die die Gefolgſchaft von Rhodes und den Kapitaliſten vor dem Kriege gebildet und die Chorführer bei den Schauſtellungen der Entrüſtung gegen den „Krügerismus“ geſpielt hatten, dachten natürlich, daß ſie die erſten wären, die nach der Eroberung Transvaals die Früchte ihrer eifrigen Tätigkeit genießen müßten. Aber dieſe Dii minores bekamen von der Beute wenig ab und die 'Uitlander' von einſt empfinden nun die Menge, die ſich an den Krippen drängt, als unerfreuliche 'Uitlanders'. Außerdem gibt es aber doch natürlich unter den Engländern Männer, denen das Wohl des Landes am Herzen liegt und die mit Beſorgnis in die Zukunft ſehen. Zu all dem kommt noch eins: in dem Friedenstraktat war ausgemacht, daß der Landbeſitz nicht beſteuert werden ſollte. Ferner war Johannesburg vor dem Kriege die einzige Stadt mit Selbſtverwaltung geweſen, überall ſonſt — auch in Pretoria — ſorgte der Staat in patriarchaliſcher Weiſe für die Bedürfniſſe der Städte mit. Natürlich konnte es bei dem

nach dem Kriege einſetzenden Wachstum der Städte bei dieſen Zuſtänden nicht bleiben und die Bevölkerungszunahme ſtellte an die Stadtverwaltungen große Anforderungen. So weiſen die Steuern der Grundbeſitzer in den Städten eine enorme Steigerung auf; von zwei glaubwürdigen Perſönlichkeiten in Pretoria erhielt ich folgende Angaben: der eine hatte vor dem Kriege jährlich insgeſamt 70 Mark Steuern bezahlt, jetzt ſind es 3000 Mark, beim andern waren es vorher 140, jetzt 4200. Selbſt wenn hier beſondere Verhältniſſe mitſpielen, ſo iſt doch die Klage über die Steigerung der öffentlichen Laſten in den Städten ganz allgemein. Sie trifft hier aber natürlich weit mehr Engländer als Buren.

Dieſe Skizze der engliſchen Verwaltungstätigkeit in den ehemaligen Republiken bedarf noch einer ſehr weſentlichen Ergänzung durch eine Schilderung des Einfluſſes, den die Großkapitaliſten des Randes auf die Regierung ausüben; aber nur eine Darſtellung der Goldinduſtrie in allen ihren Beziehungen zum Lande wird dem Leſer ein klares Bild von der Bedeutung dieſer Großmacht im wirtſchaftlichen und politiſchen Leben Südafrikas geben können.

4. Kapitel.

Randmagnaten und Goldinduſtrie.

Die Welt liebt es nicht, das Gold im gewöhnlichen Lichte des Alltags zu ſehen; wie Blut ein beſonderer Saft, ſo iſt Gold ein beſonderer Stoff und aus dem Reiche der Sage und des Märchens haftet ihm ein dämoniſch-romantiſcher Zauber an. Wenn irgend etwas dieſe Illuſion zerſtören kann, ſo iſt es die Art, wie die Gewinnung des Goldes am Rande betrieben wird; auch die Alberiche von Johannesburg unterſcheiden ſich nicht von dem Typus des rückſichtsloſen Geſchäftsmenſchen, den die Steigerung des Handels und Verkehrs und die Konzentrierung des Kapitals in unſerer Zeit geſchaffen haben. Dem Leſer droht ein äußerſt nüchternes Kapitel. Eine ausführliche Schilderung der Goldinduſtrie Transvaals zu geben fühle ich mich indes nicht berufen, ſie könnte ein Buch für ſich füllen. Wohl aber muß ich die Momente herausgreifen, die einen weitreichenden Einfluß auf die politiſchen Ereigniſſe gehabt haben und noch haben; denn ſo geläufig weiten Kreiſen auch die Vorſtellung iſt, daß das Gold Transvaals die Urſache des Burenkrieges war, ſo herrſchen über die näheren Zuſammenhänge doch vielfach unklare Vorſtellungen, insbeſondere über den Anteil, den die natürlichen Be-

dingungen der transvaalſchen Goldinduſtrie einerſeits, perſönliche Einflüſſe andererſeits auf den Gang der Ereigniſſe gehabt haben; wenn ich mich ſo ausdrücken darf, man weiß das Vermeidliche vom Unvermeidlichen nicht recht zu unterſcheiden. Ich will verſuchen, es anſchaulich zu machen.

Das Charakteriſtiſche und Einzigartige des Goldvorkommens am Rand iſt die außerordentliche Regelmäßigkeit und weite Ausdehnung der Quarzkonglomeratgänge, die das Gold in feiner Verteilung enthalten. Man ſtelle ſich ein ſanft abfallendes Hochplateau vor, das eine Reihe von übereinanderliegender Konglomeratplatten — die 'Main-Reef-Serie' — enthält, die unter einem Winkel von 60° zutage treten. In größerer Tiefe wird die Neigung zur Erdoberfläche geringer. Am 'Rand', öſtlich und weſtlich von Johannesburg, iſt dieſe Formation in einer Ausdehnung von etwa 100 Kilometern nachgewieſen. Aber ſie tritt im Oſten wieder in Heidelberg, im Weſten in Klerksdorp auf und man vermutet, daß ſie auch dazwiſchen bei Potſchefſtroom unter den darüberlagernden jüngeren Formationen zu finden ſein werde. Die gegenwärtig am meiſten anerkannte Theorie iſt die, daß wir es mit Ablagerungen in einem Meeresbecken der Vorzeit zu tun haben, in dem ſich in beſtimmten Schichten Goldſalze niedergeſchlagen haben. Die größte Tiefe, bis zu denen ſich das Reef erſtreckt, iſt bisher noch nicht erforſcht; auf dem 'Turf Club'-Beſitztum wurde es bei 1477 Metern erkreuzt. Alle Wahrſcheinlichkeit ſpricht dafür, daß es ſich in beträchtliche Tiefen weiter fortſetzt. Natürlich entſprechen die Verhältniſſe nicht ganz dieſer ſchematiſchen Darſtellung; das Reef wechſelt in bezug auf ſeine Dicke und ſeinen Goldgehalt, es kommen Ver-

werfungen vor uſw. Trotzdem bleibt, verglichen mit den Verhältniſſen, die ſonſt beim Goldbergbau vorherrſchen, die Regelmäßigkeit des Vorkommens beiſpiellos. Damit wird der dem Goldbergbau gewöhnlich anhaftende ſpekulative Charakter ſtark eingeſchränkt. Ein Beſitz von einer gewiſſen Anzahl Grubenfelder am Rande kann nach Senkung einiger Bohrlöcher in bezug auf ſeinen Inhalt an Gold ziemlich genau bewertet werden; der Reingewinn, der dabei gemacht werden kann, hängt dann natürlich noch von dem Stande der Technik, dem Preiſe der Arbeitskräfte uſw. ab. Nimmt man aber hinzu, daß das Gold als das Währungsmetall der größten und fortgeſchrittenſten Wirtſchaftsgebiete der Erde keinerlei Konjunkturſchwankungen unterworfen iſt und dadurch eine ganz eigenartige Stellung einnimmt, ſo ergibt ſich, daß nicht leicht ein induſtrielles Unternehmen irgend welcher Art auf ſo ſicherer und von vornherein zu berechnender Grundlage beruhen kann, wie eine Mine des Rands nach den erſten Aufſchließungsarbeiten. Jedenfalls iſt ſie in ganz anderer Lage, wie die Goldbergwerke, die an Quarzgängen arbeiten, die vielleicht an der Oberfläche ſehr reichen Goldgehalt aufweiſen, der ſich aber nach der Tiefe zu früher oder ſpäter verliert, und von denen man ſelbſt in einem ſehr weit fortgeſchrittenen Stadium der Bearbeitung nie ſagen kann, was ſie wert ſind.

Neben der Regelmäßigkeit des Vorkommens bildet die verhältnismäßige Armut des Erzes an Gold den zweiten für die ganze Art der Ausbeutung weſentlichſten Faktor; dieſe beiden Tatſachen ergänzen ſich inſofern, als der Goldgehalt des Reefs mit Ausnahme ganz weniger Stellen ſo gering iſt, daß nur die Regelmäßigkeit der Formation es überhaupt abbauwürdig macht. Bisher

hat ſich gezeigt, daß die Ausbißminen in der Mitte des Randes, alſo in und um Johannesburg, den goldreichſten Teil des Reefs bearbeiten; hier ſteigt die Ausbeute bis auf 100 Mark pro Tonne bei der Bonanzamine; von dieſem Goldgehalt bis zu einem, der die Zahlbarkeit der Bearbeitung überhaupt ausgeſchloſſen erſcheinen läßt, ſind alle Abſtufungen vertreten. Im allgemeinen kann ein Gehalt von über 40 Mark auf die Tonne ſchon als beſonders reich gelten. Nach der ganzen Art des Vorkommens iſt natürlich eine Ausbeutung in der Weiſe wie bei Alluvialfeldern von vornherein ausgeſchloſſen. Der 'Digger' mit dem romantiſchen Schimmer, den Bret Harte um ihn gewoben, ſpielte auf dem Rande zu keiner Zeit irgend eine Rolle. Eine Bearbeitung mit kleinen Mitteln war höchſtens bei den reichſten Ausbißminen möglich, aber auch dort nicht rationell. Zur Ausbeutung des Randes gehörte von vornherein größeres Kapital; je tiefer das Reef liegt, deſto mehr Geld braucht man zu ſeinem Abbau. Mit einer Stampfenanlage von 200 Stempeln ſind bei Schachttiefen von 300—700 m etwa 10 Millionen Mark, bei 700—1200 m 13 Millionen zwiſchen 1200—1700 m 15 Millionen zum Inbetriebſetzen der Mine nötig.

Die erſten Großkapitaliſten des Randes kamen von Kimberley; dort hatten ſie die Diamantenwäſcher, die ſich ſpäter zu kleinen Geſellſchaften zuſammengetan hatten, allmählich teils verdrängt, teils zum Aufgehen in die großen Geſellſchaften gezwungen, bis ſchließlich allein die Debeersgeſellſchaft das Feld behauptete. Bei der Diamantengräberei liegt die Sache in der Tat ſo, daß zunächſt der kleine Mann ohne Kapital mit Gewinn und der Ausſicht auf beſondere

Glückszufälle arbeiten kann, ſpäter, wenn die oberſten Schichten ausgearbeitet ſind, Geſellſchaften mit geringem Kapital; denn der techniſche Aufwand bei einer Diamantmine iſt, ſolange ſie als Tagbau betrieben werden kann, nicht ſehr koſtſpielig. Erſt wenn der diamantenführende Grund aus der Tiefe gefördert werden muß, bedarf es dazu größerer Kapitalien. Zweifellos war in Kimberley der natürliche Gang der Entwickelung durch die Kapitaliſten unter der Führung von Cecil Rhodes beſchleunigt worden; ein wirtſchaftlicher Grund hierfür war, daß man die Produktion regeln wollte, um die Diamantenpreiſe nicht zu verderben. Man hat nun häufig in den Verhältniſſen von Kimberley und Johannesburg eine Analogie finden wollen und den Randmagnaten die Abſicht zugeſchoben, ebenſo wie in Kimberley auch in Johannesburg auf ein Monopol hinzuarbeiten, wie man ihnen auch zum Vorwurf macht, in Johannesburg die kleinen Kapitaliſten von vornherein von einer ſelbſtändigen Betätigung in der Goldinduſtrie verdrängt zu haben. Derartige Anſichten zeugen von einer Verkennung der von der Natur gegebenen, in dem einen und dem anderen Falle grundverſchiedenen Vorausſetzungen. Denn natürlich kann beim Golde von der Gefahr einer Überproduktion nicht die Rede ſein; ſelbſt wenn die geſteigerte Golderzeugung beſtimmte wirtſchaftliche Folgen hat, wie Sinken des Geldwerts und Steigen der Warenpreiſe, ſo trifft dieſe Erſcheinung doch die Geſamheit der Weltwirtſchaft, hat ſich alſo ſchon auf ein weites Gebiet verteilt, bevor ſie in ihrer Rückwirkung Transvaal in Mitleidenſchaft zieht. Aber wenn dieſe Einwirkung ſelbſt ſehr erheblich wäre, etwa durch eine ſtarke Erhöhung der Waren- und Arbeitspreiſe und damit auch der Produktions-

koſten, ſo iſt doch klar, daß keine Einſchränkung der Goldförderung dieſem Übel ſteuern könnte, ſondern daß die Folge einfach eine Einſtellung des Betriebes auf den Minen ſein müßte, die bishin mit dem geringſten Nutzen gearbeitet haben. Für eine Monopoliſierung des Betriebes am Witwatersrand ſpricht alſo nicht der geringſte wirtſchaftliche Vorteil; in bezug auf Diamantminen liegt er auf der Hand. Sofern die Minenbeſitzer in bezug auf die Verwaltung des Landes Intereſſe haben, ſind dieſe ganz gleichartig; in dieſer Beziehung bilden ſie immer einen Truſt, er mag geſchriebene Satzungen haben oder nicht. In beſtimmten gemeinſamen Angelegenheiten, wo dies nicht ſo klar zutage tritt, wie bei der Arbeiterbeſchaffung, liegt es auch ſo, daß jeder, der außerhalb des Ringes bliebe, ſich ſelbſt den größten Schaden zufügte. Nur ein Gebiet gibt es, wo tatſächlich ein Wettbewerb ſtattfindet, und zwar in den großen europäiſchen Goldminen der Randmagnaten, die ſie gemeinſam abbauen, den Börſen von London und Paris und der Dummheit des europäiſchen Publikums.

Von wo das Großkapital, das die Bearbeitung des Randes in die Wege leitete, zuerſt kam, war ohne Bedeutung; ſchließlich fand ſich doch bald die internationale Hochfinanz ein, die an ſich kosmopolitiſch und heimatlos, ihre Hauptniederlaſſung an dem größten geſchäftlichen Umſchlagsplatz der Welt, in London hat. Damit trat ein Machtfaktor in das politiſche Leben Transvaals, der ſich in jedem Staatsweſen Beachtung erzwungen hätte. Wie bequem und auch wirtſchaftlich vorteilhaft wäre im Vergleich zu dieſer Art der Entwickelung eine zahlreiche Goldgräberbevölkerung für die Transvaalregierung zu handhaben geweſen! Sie wäre

gekommen, hätte in ein paar Jahren oder Jahrzehnten das Gold ausgearbeitet, wäre dann wieder von dannen gezogen und hätte wohl auch den größten Teil des erworbenen Goldes im Lande verbraucht. Aber die geologiſchen Tatſachen ſchrieben nun einmal eine ganz andere Entwickelung vor. Von den Tendenzen, die die Natur des Goldvorkommens der Goldinduſtrie aufzwang, war in allen ihren Wirkungen die nach Herabſetzung der Produktionskoſten am bedeutungsvollſten. Wäre eine Ausbeute von 100 Mark auf die Tonne, wie bei der Bonanza das Normale, dann käme wenig darauf an, ob die Produktionskoſten 30 oder 35 Mark betragen. Aber der Durchſchnittsertrag des ſämtlichen vor dem Kriege verpochten Erzes betrug nicht mehr als rund 42 Mark auf die Tonne, bei 31 Mark Erzeugungskoſten. Natürlich iſt dieſes Durchſchnittsergebnis ſehr beeinflußt durch die Erträge der reichen Minen des Zentralrandes; das Reef am Weſtrand weiſt aber nirgends einen ähnlichen Reichtum auf, ſein Goldgehalt ſchwankt zwiſchen 20 und 40 Mark pro Tonne. Wurden die Erzeugungskoſten nicht herabgedrückt, dann war die Zahl der neuen Minen, die mit Ausſicht auf Erfolg eröffnet werden konnten, ſehr beſchränkt. Ein Hilfsmittel, das hier in erſter Linie zum Ziele führen konnte, waren die Fortſchritte der Technik. Dieſe ſah ſich am Witwatersrand ganz neuen Aufgaben gegenüber, die ſie glänzend gelöſt hat. Natürlich mußten erſt an der Hand der vorhandenen Betriebe Erfahrungen geſammelt werden, die eine vollſtändigere Ausbeutung des Erzes bei verminderten Koſten ermöglichten. Das urſprüngliche Amalgamverfahren ergab nicht viel mehr als die Hälfte des im Erze enthaltenen Goldes. Die Verbeſſerung dieſes Verfahrens

und die Ergänzung durch das Cyanidverfahren erhöhte die Ausbeute auf 85—90 % und augenblicklich erprobt man neue Verfahren, die den Ertrag bis auf 95 % steigern sollen; jedes Prozent bedeutet natürlich auf den ganzen Rand berechnet einen Gewinn von Millionen. Diesen technischen Fortschritten war es auch zu danken, daß bereits im Jahre 1898 die Erzeugungskosten auf 24 Mark gefallen waren gegen 31 des Durchschnitts der ganzen Zeit vor dem Kriege. Nach dem Kriege sind sie im Gegensatz zu den gehegten Erwartungen wieder gestiegen; wenn aber bei der diesjährigen Generalversammlung der 'General Mining and Finance Corporation' einer der Brüder Albu, die an der Spitze dieser Finanzgruppe stehen, erklärte, er hoffe durch Anlage von Riesenbetrieben mit 500 und 1000 Stempeln auf neu zu eröffnenden Minen die Produktionskosten bis auf 12½ Mark herabzudrücken, so ist das jedenfalls kein unerreichbares Ziel, wenn es auch fraglich ist, ob es allein durch technische Verbesserungen erreicht werden kann.

Die Erhöhung des Gewinns durch technische Vervollkommnung ist eine Aufgabe, die jeder moderne, industrielle Betrieb sich setzt; man kann nur mit Bewunderung anerkennen, was in dieser Beziehung in nicht ganz zwanzig Jahren am Rande geschehen ist. So gut wie nun auch sonst die Einführung einer arbeitsparenden Maschine Menschenarbeit überflüssig machen und von einigen als ein Übel angesehen werden kann, trotzdem aber doch niemand daran denkt, den gemachten Fortschritt rückgängig zu machen, so hatte auch die Verminderung der Produktionskosten unerfreuliche Nebenwirkungen auf das Wirtschaftsleben Transvaals, die aber doch niemanden

veranlaſſen konnten, dagegen anzukämpfen, ſolange dieſes Ziel nur durch techniſche Fortſchritte erreicht wurde. Sobald man dies aber auch noch auf anderen Wegen verſuchte, führte dies zu Konflikten mit der Burenregierung. Das Kapital der Randinduſtrie war ausſchließlich von auswärts ins Land gekommen; die Dividenden floſſen wieder dahin ab. Der Staat konnte durch eine Gewinnſteuer etwas von dieſen Erträgen in ſeine Kaſſen leiten; die eingeſeſſene Bevölkerung hatte nur Ausſicht, von den Erzeugungskoſten einen Anteil abzubekommen, der in den wirtſchaftlichen Kreislauf des Landes eintrat. Und das Gold, das aus dem Lande ſtrömt, wächſt nicht nach, es iſt Kapital, das dem Boden entnommen wird; um jede Million, die nach Europa geht, wird das Land unwiderruflich ärmer, wenn es dafür keine Gegenwerte erhält. Bei einer nicht allzu ſtürmiſchen Entwickelung der Goldinduſtrie hätten die Buren auch Ausſicht gehabt, ſich ſelbſt daran beteiligen und einen Teil der erzielten Gewinne im Lande behalten zu können. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Paul Krüger oder irgend einer der alten Buren ſich an der Hand nationalökonomiſcher Theorien dieſe Tatſachen klar machte. Aber was jeder von ihnen ſah, das war, daß andere in kurzer Zeit große Reichtümer anſammelten, von denen ihnen wenig oder nichts zufiel. Was war natürlicher, als daß ſie für ſich perſönlich, oder wenn ſie weniger egoiſtiſch dachten, für den Staat einen angemeſſenen Anteil an den Gewinnen herausſchlagen wollten. Nicht alle Wege, die zu dieſem Ziele eingeſchlagen wurden, waren politiſch verſtändig und moraliſch einwandfrei. So hatte die Goldinduſtrie zweifellos vollkommen recht, wenn ſie gegen das Dynamitmonopol Stellung nahm. Denn das

auch vom Standpunkt des Transvaalschen Staates aus Unverständige war dabei, daß die Mehrbelastung, die der Goldindustrie durch das Dynamitmonopol erwuchs, nur zu einem Teil dem Staate zugute kam, zum anderen in die Taschen der Konzessionäre floß. Zudem öffnete natürlich diese Konzessionswirtschaft der Korruption Tür und Tor, und die Leute, die die Hände am tiefsten in die Taschen der Transvaalschen Republik gesteckt hatten, waren dann schließlich die letzten, die für ihren Fortbestand irgendwelche Opfer gebracht hätten. Durchaus berechtigt war hingegen die Schutzzollpolitik für landwirtschaftliche Produkte; trotzdem hatte die Regierung bereits im Jahre 1897 fast alle Lebensmittelzölle aufgehoben. Desgleichen waren sicherlich die hohen Eisenbahntarife kein solches Hemmnis für die Goldindustrie, daß sie sich hierbei nicht mit kleineren Konzessionen hätte begnügen können. Mehr als irgendwo haben aber gerade in der Arbeiterfrage die Ereignisse nach dem Kriege gelehrt, wie weitblickend die Krügersche Politik in dieser Beziehung war. Und dies war allerdings ein Punkt, in dem Krüger sicherlich nicht nachgegeben hätte, für die Einfuhr von Chinesen wäre er niemals zu haben gewesen. Aber die verständige und sachgemäße Behandlung der Eingeborenen durch die Burenregierung hätte der Goldindustrie mit Sicherheit eine stetig wachsende Anzahl von schwarzen Arbeitskräften zugeführt, sie würde ohne den Krieg in dieser Beziehung heute wahrscheinlich in günstigerer Lage sein, als es trotz der Chineseneinfuhr gegenwärtig der Fall ist. Dem weißen Arbeiter gegenüber war die Krügersche Politik zweifellos im hohen Grade wohlwollend, mag schließlich auch deren Triebfeder letzten Endes nicht die Sorge für den Arbeiter und den Handwerker gewesen sein, der aus England oder

ſonſt woher nach Johannesburg kam, ſondern das Beſtreben, möglichſt viel von dem gewonnenen Golde im Lande zu erhalten, was ja auch ſeine volle Berechtigung hatte. Krüger war wirklich ein Freund des weißen Mannes; wenn etwas hierbei inkonſequent war, ſo waren es die Schwierigkeiten, die er einer Ausdehnung des Wahlrechts entgegenſetzte. Der Transvaalſtaat hätte davon nichts zu fürchten gehabt.

Der Gegenſatz der wohlverſtandenen Staatsintereſſen, die eine langſame Entwickelung der Goldinduſtrie heiſchten, und der Kapitaliſten, die zu einer raſchen drängten, war zweifellos gegeben. Hierbei ſei angemerkt, daß der Standpunkt der letzteren nicht allein der Profitgier und Spekulationswut entſprang, ſondern daß doch auch wirtſchaftliche Gründe für eine raſche Ausbeutung der einmal in Angriff genommenen Minen ſprechen. Ein Beiſpiel mag dies erläutern: der Beſitz einer Mine beſtehe aus Erz, das 80 Mill. Mark Gold liefern kann; die Produktionskoſten mögen 60 Mill. betragen, für Erwerbung des Grubenfeldes, Schächte und ſonſtige Anlagen ſeien 10 Mill. aufgewendet. Verteilt ſich nun die Arbeit der Mine auf 20 Jahre, ſo ergibt dies einen jährlichen Reingewinn von einer Million, von dem 5 % zur Abſchreibung des Anlagekapitals verwendet, 5 % als Dividende ausgeſchüttet werden können; wird die Mine aber in 10 Jahren abgebaut, ſo ergibt der jährliche Reingewinn 2 Mill. und es können nach 10 % Abſchreibung 10 % Dividende bezahlt werden. In Wirklichkeit wird ſich ja die Rechnung wohl etwas anders geſtalten infolge der höheren Anlagekoſten im letzteren Falle, der allmählichen Verminderung des zur Abſchreibung nötigen Betrages wegen der anwachſenden Zinſen uſw.; aber das kann das

Gesamtbild nicht wesentlich beeinflussen, das in der obigen Form anschaulicher ist. Indes war keine der beiden Parteien in der Lage, ihren Standpunkt bis zu den äußersten Folgerungen durchzuführen. Die Goldindustrie konnte doch nur allmählich die nötigen Kapitalien neu heranziehen und Paul Krüger hätte selbst bei klarster Erkenntnis, daß eine möglichst verlangsamte Entwickelung der Goldindustrie im Interesse der Buren sei, doch niemals den Rückhalt an seinen eigenen Leuten gehabt, um seine Politik dieser Erkenntnis gemäß einzurichten. Denn eine langsame Entwickelung hätte naturgemäß eine Beschränkung der spekulativen und industriellen Tätigkeit auf die reichsten Teile des Landes auf Jahre hinaus bedeutet. Dort hatten die ursprünglichen Besitzer des Bodens diesen meist zu Spottpreisen im Verhältnis zu seinem wirklichen Wert verkauft, wobei Betrügereien seitens der Käufer mit untergelaufen sein mögen. Eine Wertsteigerung der weiter abgelegenen Farmen, von der nunmehr die Buren besser Gebrauch machen wollten, war aber nur denkbar, wenn die Goldindustrie einen raschen Aufschwung nahm und immer weitere Gebiete in den Kreis ihrer Unternehmungen einbezog. Kurzum, es war nur allzu menschlich, daß auch die meisten unter den Buren den Gewinn, den sie selbst machen konnten, dem Segen vorzogen, der in der Enkel Schoß fallen sollte; und deshalb wären die berechtigten Ansprüche der Mineninduſtrie sicherlich zu einem Ausgleich mit dem des Landes und seiner alteingesessenen Bewohner gelangt, wie sie von der Transvaalregierung vertreten wurden, wären seitens der Kapitalisten nicht Faktoren hinzugetreten, die mit einem rationellen Betriebe der Goldindustrie nicht das Geringste zu tun haben: die Überspekulation und der Schwindel.

Ich habe bereits darauf hingewieſen, auf welcher klaren geſchäftlichen Grundlage ſich der Betrieb einer Goldmine am Rande abſpielt, ſobald die erſten Aufſchließungsarbeiten abgeſchloſſen und ihr Erzreichtum annähernd feſtgeſtellt iſt. Bis die Tätigkeit ſoweit gefördert iſt, iſt die Spekulation natürlich nicht auszuſchalten, denn man kennt die Dicke und den Goldgehalt des Reefs an einer beſtimmten Stelle des Rands noch nicht. Der Unternehmer, der den Landerwerb vollzieht und die erſten Erſchließungsarbeiten übernimmt, läuft ſein Riſiko, dem ſelbſtverſtändlich die Ausſicht auf ſpekulativen Gewinn gegenüberſtehen muß. Ebenſo bedarf es keiner näheren Ausführungen, daß auch der Preisſtand der Anteile der in Betrieb befindlichen Minen Schwankungen unterworfen ſein wird, ſo gut wie der irgend welcher auf ſolideſter Grundlage aufgebauten induſtriellen Unternehmungen; denn die Produktionskoſten ſchwanken, die Technik ſchreitet fort, die Menge des vorhandenen Erzes kann nicht ganz genau beſtimmt werden, dazu kommen dann die Preisſchwankungen, die durch die Änderungen des Geldſtandes auf den europäiſchen Märkten beſtimmt werden und von innerem Wert des Unternehmens ganz unabhängig ſind. Daß das Großkapital bei der Löſung der hier vorliegenden wirtſchaftlichen Aufgaben gar nicht zu umgehen iſt, habe ich ſchon hervorgehoben. Hätte es dieſe Aufgabe richtig erfaßt, die Vorarbeiten bis zur Erſchließung einer Mine auf ſich genommen, dann, nachdem der Wert einigermaßen feſtzuſtellen war, die Anteile an das Publikum gebracht unter Zugrundelegung einer Bewertung, die dem Käufer 5 bis 6% Verzinſung bei entſprechender Amortiſation in ſichere Ausſicht ſtellt, ſo hätten dieſe ſüdafrikaniſchen Minenpapiere den Charakter

von Anlagewerten ersten Ranges erlangt und immer weitere Kreise des ernsthaftesten Kapitalistenpublikums in Europa hätten ihr Geld dem südafrikanischen Markte zur Verfügung gestellt. Den großkapitalistischen Häusern am Rand wären dabei gleichfalls außerordentliche Unternehmergewinne zugeflossen, die sich eben aus dem Unterschied zwischen den für Erwerb und Anlage der Minen gemachten Aufwendungen und deren wirklichen Wert von selbst ergeben hätten.

Aber die Kapitalisten gingen ganz anders vor, sie machten von vornherein das Publikum bereits zum Kompagnon von spekulativen Geschäften und suchten ihren Hauptgewinn in den Kursschwankungen der Minenaktien an der Börse. Hier sind die Aussichten der großen Häuser denen des einzelnen Sharebesitzers ganz außerordentlich überlegen. Die Großkapitalisten sind über den inneren Wert jeder Gesellschaft natürlich viel genauer unterrichtet, als das Publikum in Europa. Sie sind durch die großen Kapitalien, über die sie verfügen, in der Lage, den Kursstand zu beeinflussen, sie können die Preise in die Höhe treiben, noch sicherer sie herunterdrücken, kurzum, sie sind nicht nur die Leute, die hinter die Kulissen sehen, sondern auch die Vorgänge auf der Bühne leiten. Der Käufer von Minenanteilen auf Termin hat nicht mehr Aussichten auf Gewinn als irgend ein Spieler am Roulettetisch, da sich der Stand der Kurse niemals auf einige Wochen voraussehen läßt, selbst wenn Ereignisse eingetreten sind, von denen man mit Bestimmtheit sagen kann, daß sie auf die Aussichten der Goldindustrie eine günstige Einwirkung haben müssen. Etwas mehr Hoffnung kann derjenige haben, der mit Vorsicht die Papiere wählt und sie entweder bald nach

ihrer Ausgabe oder zu niedrigen Kurſen kauft; Hauptbedingung hierbei iſt aber, daß er in der Lage ſein muß, ſie ruhig bei Seite zu legen und zu warten, bis die günſtige Gelegenheit zum Verkaufe kommt. Die Finanzhäuſer kaufen und verkaufen die Shares, je nachdem ſie über oder unter ihrem wirklichen Werte ſtehen; ſie gleichen dem Bankhalter, der immer gewinnt, ob nun gerade rot oder ſchwarz heraus kommt. Von dem ſpekulierenden Publikum ſind inzwiſchen große Summen verloren worden, die nicht etwa der Entwickelung des Rands zugute gekommen, ſondern in die Taſchen der Kapitaliſten gefloſſen ſind, die z. T. garnicht in Südafrika wohnen, ſondern in Park Lane oder ſonſt einem vornehmen Viertel Londons hauſen. Die große Gefahr für die ganze Entwickelung der Goldinduſtrie beſteht darin, daß das Anlage ſuchende Kapital überhaupt vom ſüdafrikaniſchen Markt abgeſchreckt wird, während das ſpekulierende Publikum ſchließlich doch in die Lage des gebrannten Kindes kommt, das das Feuer ſcheut. Alle Verſuche der letzten Zeit, den Markt wieder in die Höhe zu treiben, ſind immer wieder daran geſcheitert, daß die Berufsſpekulanten ganz unter ſich blieben und die zu ſcherenden Schäfchen ſich nicht einſtellten. So ſind die Randkapitaliſten auf dem beſten Wege die Henne zu ſchlachten, die ihnen die goldenen Eier legt.

Das Schickſal, unter dieſen Zuſtänden zu leiden, trifft Gerechte und Ungerechte, d. h. die ſoliden und unſoliden Werte. Aber alle Häuſer trifft gleichmäßig die Schuld, daß ſie dieſe Art des Geſchäftsbetriebes mitmachen, wenn ſie im übrigen auch keine 'wild cats', Phantaſiewerte an den Markt bringen und ihre Gründergewinne bei Flottierung der Geſellſchaften in mäßigen Grenzen halten.

Nur ein Bruch mit den bisherigen Gepflogenheiten und die Durchführung des Grundſatzes nur Anteile wirklich arbeitender Minen auf den Markt zu bringen, könnte das erſchütterte Vertrauen wieder herſtellen; dies hätte allerdings bei manchen Firmen eine Erhöhung des Arbeitskapitals zur Vorausſetzung, die aber ſicherlich auf keine unüberwindlichen Schwierigkeiten ſtieße. Am meiſten hat zweifellos gegen die Grundſätze einer ſoliden Geſchäftsgebarung das Haus Eckſtein-Wernher-Beit, in Johannesburg das 'corner-house' genannt, deſſen kapitalskräftigſter Teilhaber der Hamburger Jude Beit iſt, geſündigt; da gerade das Vorgehen dieſer Gruppe, die weitaus den größten Beſitz und Einfluß am Rande hat — die von dieſer Firma kontrollirten Minen haben im Jahre 1904 faſt ebenſoviel Gold gefördert, wie alle anderen Minen zuſammengenommen — in ſeinen Folgen auch politiſch ſo bedeutungsvoll war, muß ich etwas näher darauf eingehen. In den Anfang der neunziger Jahre fiel die Entdeckung, daß das goldführende Reef ſich unverändert in unerforſchte Tiefen hinabſenkt. Im Jahre 1893 wurde es auf der Rand Viktoria bei 714 m erkreuzt. Der Phantaſie eröffneten ſich unbegrenzte Perſpektiven. Techniſch gibt es am Rande für die Arbeit in den größten Tiefen kaum irgendwelche Hinderniſſe. Die Temperaturſteigerung iſt ſo gering, die Waſſeranſammlung ſo unbedeutend, daß auch in Tiefen von 3 bis 4000 m ganz gut gearbeitet werden könnte. Aber natürlich nehmen die Koſten außerordentlich zu und die Erfahrung hat bisher gezeigt, daß das Reef bei ſeinem Ausſtrich am goldreichſten iſt. Die Gründung der Ausbißminen bei Johannesburg fällt in die erſte Zeit der dortigen Goldinduſtrie; ſie wurden beſcheiden kapitaliſiert, da man ja zunächſt ihren Reichtum nicht kannte und das

Vertrauen des europäiſchen Kapitals erſt zu gewinnen war. Sofern nicht ſpäter Neugründungen mit Kapitalsverwäſſerung ſtattfanden, waren dieſe Minen denn auch in der Lage hohe Dividenden, z. T. weit über 100%, jährlich zu verteilen. Dieſen „Fehler“ ſuchte man nun bei der Kapitaliſierung der Tiefbauminen der ſog. 'deep levels' zu vermeiden, ohne den geringeren Goldgehalt des Reefs und die durch ſeine tiefe Lage bedingten, erhöhten Arbeitskoſten in Rechnung zu ziehen. Ein großer Teil des Beſitztums der 'deep levels' war Eigentum der Eckſteingruppe. Die Art nun, wie ſie die Geſellſchaften für deren Ausbeutung gründete, zeigte von vornherein, daß es ihr gar nicht darauf ankam, die Minen in Betrieb zu ſetzen, ſondern lediglich die Anteile an den Markt zu bringen und dabei ein Geſchäft zu machen, das vom Goldgehalt und den Arbeitskoſten der Minen völlig unabhängig war. Der Vorgang war dabei ziemlich übereinſtimmend; er kann z. B. bei der South City, Wolhuter Deep oder South Wolhuter an des Hand des Minenhandbuches leicht nachgeprüft werden. Die Geſellſchaften wurden mit einem Nominalkapital von 10—12 Millionen Mark gegründet, ein Kapital, das in bar vorhanden gerade kaum hinreichen würde, um die Minen betriebsfähig zu machen. Aber von dieſem Nennkapital wurden von vornherein den urſprünglichen Beſitzern der Claims, alſo der Eckſteingruppe, 6 bis 8 Millionen in Shares für die Einbringung ihres Eigentums in die Geſellſchaft überlaſſen; für Arbeitskapital wurde überhaupt nicht geſorgt, wohl aber übernahm die Firma Eckſtein die Verpflichtung von den übrigen Shares eine beſtimmte Anzahl (86242 bei der South City, 67490 bei der South Wolhuter, 92500 bei der Wolhuter Deep) zum Kurſe von 50 sh

(beiläufig ebensoviel Mark) auf Verlangen der betreffenden Gesellschaften zu übernehmen. Dadurch, wie durch den Verkauf der in Reserve gehaltenen Shares, sollte dann das Arbeitskapital beschafft werden; sehr schön, wenn die Direktoren dieser Gesellschaften nicht wieder dieselben Herren wären, die in der Firma Eckstein, Wernher, Beit u. Cie. sitzen und wenn das Unglück nicht wollte, daß in der Brust dieser Männer sich nun ein Interessenzwiespalt auftut, bei dem ausnahmslos die Teilhaber der Firma Eckstein über die Direktoren dieser Gesellschaften einen vermutlich nicht allzu schwer erkämpften Sieg davontragen. Unmittelbar nach der Gründung der Gesellschaften ist das Haus Eckstein der einzige Besitzer ihrer Anteile gewesen; es bringt sie an die Börse und das Publikum nimmt sie gutgläubig zum Kurse von 50 sh und darüber auf; daß sie soviel wert sind, darüber kann ja gar kein Zweifel bestehen, hat das Haus Eckstein doch selbst die Verpflichtung übernommen, so und so viele Shares zu diesem Preise zu übernehmen. Inzwischen aber kam der Krieg — man konnte an die Aufnahme der Arbeiten nicht denken; nach dem Kriege waren keine Arbeitskräfte vorhanden, man mußte auf die Chinesen warten; nun sind auch die Chinesen da, aber die geduldigen Sharebesitzer warten noch immer, denn inzwischen sind die Shares auf 20 oder 22 sh gefallen und das Haus Eckstein denkt nicht daran, Shares zu 50 sh zu übernehmen die es an der Börse für 20 sh kaufen kann.

Ein auf derartigen Grundlagen aufgebautes Geschäft kann natürlich an einer ruhigen und gleichmäßigen Entwickelung der Goldindustrie gar kein Interesse haben, es drängt geradezu zu Abenteuern, die Bewegung in die

Kurſe bringen. Außerdem wird nun die Forderung einer raſchen Ermäßigung der Arbeitskoſten dringend. Auch zur Zeit der alten Regierung waren dieſe ja ſtändig heruntergegangen; eine verſtändige Geſchäftspolitik hätte ſich der gegebenen Sachlage angepaßt und zunächſt die Minen bearbeitet, die bei den vorhandenen Bedingungen ſicher rentabel waren. Auch unter dieſer Vorausſetzung wäre mehr Gelegenheit zur Ausdehnung des Betriebes vorhanden geweſen, als das verfügbare Kapital überhaupt zuließ. Und für Minen, wie die 'deep levels', deren Rentabilität in dieſem Zeitpunkt vielleicht zweifelhaft war, wäre ſicherlich auch die Zeit gekommen, wo ſie ohne jedes Riſiko in Bearbeitung genommen werden konnten; denn an dem weiteren Fallen der Arbeitskoſten war nicht zu zweifeln. Aber nun war ja das Publikum ſchon an dieſen Unternehmungen beteiligt, die vielleicht in 10 Jahren reif geweſen wären, an die Börſe gebracht zu werden. Dazu waren ſie von vornherein ſchon ſtark überbewertet worden. Man hatte keine Zeit zu warten; die Arbeitskoſten mußten gleich ſtark herabgeſetzt werden. Gelang dies, — wenn nötig durch einen Krieg — dann mußte es ja einen neuen 'boom' geben, dem ein Fallen der Kurſe während des Krieges vorausgehen würde. Man ſtellte einem Randmagnaten bei Beginn des Krieges die Gefahr vor, daß die Buren die Minen zerſtören könnten; „Mögen ſie doch," antwortete er lächelnd, „welche prächtige Gelegenheit, die Geſellſchaften zu rekonſtruieren!" Aus dieſem Geiſte heraus waren die geſchäftlichen Beweggründe geboren, die zum Kriege drängten; und wie dieſe Kreiſe nach politiſchen Bundesgenoſſen ſuchten, ſo wurden ſie ihrerſeits wieder als Mittel für politiſche Zwecke gebraucht.

Wenn man es gelegentlich ſo dargeſtellt findet, als hätten die Kapitaliſten eine düſtere Verſchwörung gebildet, die nach einem feſten Plan von vorneherein mit Liſt und Verſchlagenheit auf das Ziel der Vernichtung der Burenrepubliken losgegangen ſei, ſo iſt das eine Ideenverbindung, die mit der Art der hier in Betracht kommenden Menſchen nicht rechnet. Einerſeits gab es doch auch unter dieſen Leuten Menſchen, die genügend weitblickend waren, um zu ſehen, welch ein waghalſiges und für die Goldinduſtrie ſelbſt gefährliches Spiel hier getrieben wurde; aber auf der anderen Seite fehlte es auch an einer überlegenen Intelligenz, die zu einer Führerrolle geeignet geweſen wäre. Die Tatſachen haben inzwiſchen auch bewieſen, wie wenig dieſe Leute befähigt waren, auch nur ihre eigenen geſchäftlichen Intereſſen von höherer Warte aus zu beurteilen und wie fremd ihnen alles war, was ſich außerhalb des Bereichs ihres Kontors und der Börſe abſpielte. Wenn z. B. ein Barnato urſprünglich Zirkusklown war, um dann durch den Verkauf geſtohlener Diamanten in Kimberley den erſten Grund zu ſeinem großen Vermögen zu legen, ſo iſt dies gewiß ein Beweis für einen ſtark ausgebildeten, in ſeinen Mitteln nicht wähleriſchen Erwerbsſinn, aber es läßt doch noch nicht auf eine beſondere Befähigung zur Löſung politiſcher Probleme ſchließen.

Von einer Einheitlichkeit war die Haltung der Randkapitaliſten jedenfalls unter der alten Regierung weit entfernt und man hat den Eindruck, daß es ſchließlich doch nur eine Reihe von Zufälligkeiten war, durch die zunächſt innerhalb der Firma Wernher-Beit der Einfluß von Lionel Philipps die Oberhand gewann, der ſeinerſeits wiederum das Werkzeug von Rhodes war; Rhodes über-

ragte freilich an Intelligenz und Zielbewußtheit die ganze Johannesburger Geſellſchaft. Und er hat ſchließlich die Tatſache geſchaffen, die ein Zurück faſt unmöglich machte: den Jameſon-Raid. Wäre dieſer Überfall nicht gekommen, ſo hätte man ſich doch vielleicht noch verſtändigt; erſt von dieſem Zeitpunkt an gewinnt man den Eindruck, daß der Stein gelöſt iſt, der nun mit wachſender Geſchwindigkeit zur Tiefe rollt, daß der Krieg unvermeidlich geworden iſt und das Verhängnis ſeinen Gang geht. Denn natürlich wurde nun die Transvaalregierung viel unnachgiebiger; ſie hatte den Triumph, daß die Kapitaliſten ſich durch ihr Vorgehen vor der ganzen Welt ins Unrecht geſetzt hatten. Vor allem gab aber das unbedachte Eingreifen Deutſchlands Rhodes die nötige Handhabe um die engliſche Regierung auf die Bahn kriegeriſchen Vorgehens zu drängen, weil er jetzt das politiſche Intereſſe Englands an der Eroberung der Republiken klar nachweiſen konnte. Es war auch der Jameſon-Raid, der die Stellung Krügers und ſeiner Partei außerordentlich feſtigte. Bei der letzten Wahl vor dieſem Ereigniſſe hatte Joubert tatſächlich ſchon die Mehrheit der Stimmen erhalten, nur einem plötzlichen Umfall von Schalk Burgers, dem letzten Vizepräſidenten der Republik, dankte damals Krüger ſeine Erwählung zum Präſidenten. Die Perſönlichkeit Jouberts iſt ja viel umſtritten. Ein Anhänger von ihm ſagte mir: Joubert hätte wohl gewußt, daß er auch nicht die Befähigung habe, als Präſident der Schwierigkeiten, in denen ſich Transvaal befand, Herr zu werden; er würde aber die Stellung nur übernommen haben, um den Übergang zu einem Präſidenten aus der Kapkolonie, etwa den Oberrichter Sir Henry De Villiers oder den Richter Masdorp, zu ermöglichen. Von anderer Seite wird ja freilich von

Jouberts Charakter ein viel weniger günſtiges Bild entworfen, obwohl ich von keiner ernſthaft zu nehmenden Perſönlichkeit die gelegentlich gehörte Behauptung, er ſei ein Verräter geweſen, beſtätigt fand. Ich habe bereits darauf hingewieſen, daß doch auch Buren an einer raſchen Entwickelung der Goldinduſtrie ein Intereſſe hatten, und gerade dieſe bildeten neben ſolchen Buren, die an ſich Krüger zu konſervativ fanden oder anderen Grund zur Verſtimmung gegen ihn hatten, die ſtarke Anhängerſchaft Jouberts. Wäre der Jameſon-Raid nicht gekommen, ſo wäre Joubert mit großer Wahrſcheinlichkeit zum Präſidenten gewählt worden und hätte ſich den Kapitaliſten gegenüber viel entgegenkommender gezeigt als Krüger. Nun aber wurde die Wiederwahl Krügers zur Gegendemonſtration gegen den Handſtreich, den man gegen Johannesburg zu unternehmen verſucht hatte, ſie wurde den Buren zur Ehrenſache.

Die weiteren Ereigniſſe haben zur Genüge gezeigt, daß das Vorgehen der Kapitaliſten von ihrem eigenſten Intereſſenſtandpunkt aus durchaus nicht ſehr erleuchtet war. Sie, die von den Buren nicht viel mehr kannten, als das, was ihnen in den Regierungsſchreibſtuben in Pretoria entgegentrat, konnten ſich von der Widerſtandskraft, die dieſe in einem Kriege entwickeln würden, keinerlei Vorſtellung machen. So kam es, daß ſie die Dauer des Krieges und die dadurch bedingte Unterbrechung der Arbeit auf den Minen auf wenige Monate veranſchlagten; und die Erfüllung der Hoffnungen, die ſie ſonſt auf die engliſche Herrſchaft in Transvaal geſetzt hatten, läßt bis jetzt beträchtlich auf ſich warten, und zwar bezeichnenderweiſe nicht etwa deshalb, weil die neue Regierung es an Entgegenkommen gegen die Minen-

induſtrie fehlen ließe, ſondern einfach, weil die Verhältniſſe ſtärker ſind als beide zuſammengenommen.

Was die Randkapitaliſten von der neuen Regierung für die Goldinduſtrie erwarteten, darüber gibt ein Artikel, der im Februar 1900, alſo wenige Monate nach Ausbruch des Krieges in der 'Revue ſudafricaine', einem von der Eckſteingruppe abhängigen Pariſer Finanzblatte erſchien, ſehr belehrenden Aufſchluß. So vieles von dem, was dort prophezeit wird, iſt in Erfüllung gegangen oder mindeſtens angeſtrebt worden, daß man wohl annehmen kann, der ahnungsvolle Engel, der dieſen Artikel geſchrieben, müſſe mit den Abſichten der maßgebenden Randhäuſer ſehr genau vertraut geweſen ſein. Zunächſt wird erörtert, was der Krieg den Minen koſten würde; dabei ſetzt der Artikelſchreiber voraus, daß der Anteil der Kriegskoſten, die Transvaal zu übernehmen haben werde, im weſentlichen die Mineninduſtrie belaſten würde. Mit wunderbarer Vorausſicht ſchätzt er dieſen Anteil auf 560 Mill. Mark; er iſt dann tatſächlich auf 600 Mill. feſtgeſetzt worden. Mit nicht geringerem Scharfſinn ſieht er der Auferlegung einer 10 % Gewinnſteuer unter der neuen Regierung als einem unvermeidlichen Übel entgegen. Als Gegenrechnung führt er an, daß die Induſtrie unter der neuen Herrſchaft 88 Mill. Mark jährlich an Betriebskoſten ſparen würde. Im einzelnen ſollte ſich dieſe Summe folgendermaßen zuſammenſetzen: 8 Mill. infolge der Aufhebung des Dynamitmonopols; dies iſt eingetreten, der geſchätzte Betrag ſogar übertroffen worden. 4 Mill. beim Anwerben der farbigen Arbeiter; ſechs Wochen nach Erſcheinen des Artikels wurde die 'Native Labour Aſſociation' unter Förderung der Regierung gegründet. 10,5 Mill. durch Verhinderung des Alkohol-

verkaufs an die Schwarzen; das beſtehende Verbot wurde unter der Transvaalregierung ſehr nachläſſig gehandhabt und die farbigen Arbeiter waren daher häufig arbeitsunfähig, wodurch den Minen Verluſte entſtanden; die neue Regierung verſchärfte das Geſetz, der Verkauf von Spirituoſen an Farbige wird mit Gefängnis und nicht mit Geldbußen beſtraft. Das gleiche gilt von den Diebſtählen von Goldamalgam, die jetzt ſtrenger verfolgt werden, was eine Erſparnis von 10 Mill. ergibt. Der Erſatz der Bohrmaſchinen durch Handarbeit, wodurch 18 Mill. gewonnen werden ſollen, kann erſt vollkommen durchgeführt werden, wenn genügend Arbeitskräfte vorhanden ſind. Dieſer Teil des Programms iſt nur inſofern von Intereſſe, als er zeigt, wie gut unterrichtet der Verfaſſer des Artikels war, was mit Rückſicht auf die beiden bedeutungsvollſten Punkte ſeines Erſparungsplanes beſonders im Auge zu behalten iſt. Etwas über 17 Mill. ſollen durch Herabſetzung der Löhne der farbigen Arbeiter geſpart werden; ſechs Wochen, nachdem dieſer Artikel erſchienen war, fand in Kapſtadt eine Sitzung der Johannesburger Minenkammer ſtatt, in der die Erniedrigung der Löhne der Kaffern von 60 Mark monatlich auf die Hälfte beſchloſſen wurde. Endlich 20 Mill. durch Herabſetzung der Löhne der weißen Arbeiter. Da ſo vieles andere ſo prompt in Erfüllung gegangen war, ſo kann man den Verdacht niemand übelnehmen, daß die Ausführung dieſes letzten Programmpunktes aufgeſchoben, aber durchaus nicht aufgehoben iſt; aus guten Gründen ſieht man ihn freilich nicht gern öffentlich erörtert.

Daß die neue Regierung der Mineninduſtrie gegenüber von zu wenig Wohlwollen erfüllt ſei, darüber kann

dieſe ſich ſicherlich nicht beklagen. An ſich iſt es natürlich zu verſtehen, daß die Regierung dem Gedeihen der Mineninduſtrie die größte Aufmerkſamkeit ſchenkt, denn dieſe bildet doch das Rückgrat der ſüdafrikaniſchen Volkswirtſchaft und tauſende großer und kleiner Kapitaliſten in England ſind durch den Beſitz von Minenſhares an ihrem Gedeihen intereſſiert. Aber andererſeits hatte England nach dem Kriege doch auch noch andere große Aufgaben in Südafrika. Es konnte verſtändigerweiſe nicht damit rechnen, aus den Buren ſogleich begeiſterte Untertanen der engliſchen Krone zu machen, und wenn es dieſen Verſuch als ausſichtslos von vornherein aufgab oder die Erreichung dieſes Zieles ganz dem natürlichen Laufe der Dinge überließ, ſo mußte es doch doppelt beſtrebt ſein, die große Maſſe der engliſchen Bevölkerung, die bei der Mineninduſtrie beſchäftigt iſt, zufrieden, und das bedeutet ja ſo viel wie loyal, zu erhalten. Auch hier ſtanden zweifellos neben den ideellen auch ſtarke materielle Belange auf dem Spiel. Denn man vergeſſe nicht, daß die imperialen Truppen, die England in Südafrika hält, ihm trotz ihrer unzulänglichen Zahl jährlich 60 Mill. Mark koſten. Nun iſt es zwar klar, daß zwar zwiſchen dem Gedeihen der Goldinduſtrie im allgemeinen und dem Wohlbefinden der von ihr abhängigen Arbeiter- und Beamtenſchaft, ſowie endlich der weiteren Kreiſe der Kaufleute und Handwerker, die dieſe wieder in Nahrung ſetzen, ein enger Zuſammenhang beſteht. Aber im einzelnen kann es nicht ausbleiben, daß Konflikte zwiſchen Arbeitgeber und Arbeitnehmer entſtehen, wie ſie heutzutage in allen induſtriellen Unternehmungen vorkommen. Gerade hier muß die ſoziale Tätigkeit des modernen Staates einſetzen, deſſen Aufgabe

es ist, ausgleichend und vermittelnd zu wirken und jedem das Seine zukommen zu lassen. Von einer derartigen Tätigkeit, die natürlich vollkommen mit einer sorgfältigen Pflege der Interessen der Goldindustrie Hand in Hand gehen konnte, hat die Milnersche Herrschaft wenig erkennen lassen.

Die Forderungen, die von Seite der Arbeiterpartei in Transvaal gestellt werden, sind keineswegs alle einwandfrei. Sie zeugen vielfach von derselben Überspanntheit, wie die Anschauungen der „White Labour"-Partei in Australien, von wo aus sie auch stark durch persönliche Zusammenhänge der Führer beeinflußt sind. Zu den unhaltbaren Paradoxen, die von dieser Seite aufgestellt werden, gehört insbesondere auch die Behauptung, daß sich die Minen allein mit weißen Arbeitern unter Ausschaltung der Schwarzen bearbeiten ließen. Zunächst wäre es ja eine Torheit ersten Ranges, die schwarze Bevölkerung, die in Südafrika in starkem Maße zunimmt, nicht zu der Arbeit heranzuziehen und dadurch vom weißen Manne abhängig zu machen. Andererseits könnte der größte Teil der Minen keinesfalls eine Bearbeitung durch Weiße ertragen, weil diese zu kostspielig wäre, — unter der Voraussetzung natürlich, daß der Weiße seine Lebenshaltung nicht herabdrücken lassen will. Käme es wirklich nur auf die Hautfarbe an, so könnte den Leuten ja allerdings geholfen werden. Sowohl die Löhne wie auch die Unterkunft und Verpflegung, die Chinesen wie Eingeborene in den Johannesburger Minen erhalten, würden Arbeitern aus sizilianischen Schwefelgruben vielleicht noch himmlisch erscheinen. Ein einziger Versuch, der mit italienischen Arbeitern gemacht wurde, führte indes eine derartige

Erregung herbei, daß man ihn nicht wiederholte. Gleich nach dem Kriege wurden Verſuche mit weißen Arbeitern, die der nach dem Kriege zurückgebliebenen arbeitsloſen Bevölkerung entnommen wurden, gemacht. Es iſt natürlich zuzugeben, daß dieſe Leute völlig ungeſchult waren, die Arbeit verließen, ſobald ſie nur konnten und daher nicht den Maßſtab abgeben können, für das, was eine ſtändige weiße bergmänniſche Bevölkerung leiſten würde.

In einer Denkſchrift der Minenkammer, in der dieſe Experimente beſprochen werden, wird die Arbeit eines weißen Mannes der von zwei Kaffern gleichgeſetzt. Ich glaube nicht, daß dies berechtigt iſt; denn ich wüßte nicht, woher die Mehrleiſtung des Weißen bei einer Arbeit wie dem Bohren der Sprenglöcher herkommen ſoll, bei der ein Aufwand von Kraft nötig iſt, in dem der Schwarze dem Weißen mindeſtens gleichkommt. Aber laſſen wir jetzt dieſe Annahme gelten. Der Mindeſtlohn, der gegenwärtig am Rande weißen Minenarbeitern bezahlt wird, beträgt etwa 100 Mark die Woche. Nehmen wir die Koſten der Bearbeitung einer Tonne Erz mit 20 Mark an, ſo bilden davon gegenwärtig 5 Mark Löhne ſchwarzer Arbeiter, 5 Mark Löhne weißer Angeſtellter. Es kommen alſo rund zwei Arbeitstage von Schwarzen auf eine Tonne. Würde man die Arbeit des Schwarzen durch Weiße erſetzen, ſelbſt unter der meines Erachtens ungerechtfertigten Vorausſetzung, daß ein Weißer doppelt ſo viel leiſten könnte, wie ein Schwarzer, ſo würden ſich bei einem Tagelohn von 15 Mark für den weißen Arbeiter, die Produktionskoſten bereits von 20 auf 30 Mark erhöhen, d. h. eine Reihe von Minen könnten unter dieſen Bedingungen nicht mehr

bearbeitet werden. Die natürliche Folge müßte sein, daß man möglichst viel Weiße in das Land hereinziehen würde, um die Löhne herabzudrücken, was eine durchaus mögliche Sache wäre; denn wenn man gewöhnlich anführt, das Leben sei in Johannesburg so teuer, daß ein Arbeiter mit weniger als 17 Mark pro Tag nicht auskommen könne, so muß man sich dieser Behauptung gegenüber recht kritisch verhalten. Natürlich sind die Lebensmittel in Johannesburg teurer als bei uns. Aber immerhin kostet das Pfund Fleisch doch nicht mehr als eine Mark, und ähnlich verhält es sich mit Mehl und anderen Verbrauchsartikeln des täglichen Lebens. Vor allem verteuert der Zwischenhandel die Lebensmittel ganz außerordentlich, ein Übel, dem der Verbraucher doch nicht ganz hilflos gegenübersteht. Die Wohnungen sind sehr teuer, weil man 16 bis 18 % als angemessene Verzinsung für das in Häusern angelegte Geld betrachtet; aber wenn der Arbeiter auf seinen von England herübergenommenen Anspruch, in einem Hause für sich zu wohnen, verzichten und in dieser Beziehung auf das Niveau des deutschen oder gar des italienischen Arbeiters herabsteigen wollte, so würden auch diese Kosten sich sehr vermindern. Die eingeführten Gegenstände der Bekleidungsindustrie sind mit der Fracht, teilweise auch mit Zoll belastet und natürlich auch entsprechend teurer als in England.

Die Mehrkosten auf all diesen Gebieten mögen sich zwischen 30 und 100 % bewegen, sie betragen aber wohl nur ausnahmsweise irgendwo das Dreifache. Anders steht es allerdings mit den Lebenskosten der höheren sozialen Schichten, die mehr auf persönliche Dienstleistungen Anspruch machen; hier stellt sich eine viel stärkere Steigerung

ein, da eben jede Arbeitsleiſtung von Weißen und im Verhältnis auch die der Schwarzen ſo hoch im Preiſe ſteht. Aber bei der Arbeiterklaſſe rührt der höhere Lohnanſpruch zum Teil wenigſtens von der höheren Lebenshaltung her, auf die er in der Kolonie Anſpruch macht; dieſe iſt dort höher als in England, in England höher als in Deutſchland, bei uns höher als in Italien uſw. Wie viele Gegenden gibt es doch in Europa, wo dem Bauer der Fleiſchgenuß ein Luxus iſt, den er ſich nur an hohen Feſttagen gönnen kann; dabei hat er in einem kälteren Klima ſicherlich ebenſo hart zu arbeiten, wie der weiße Minenarbeiter in Südafrika und natürlich unter allen Umſtänden viel mehr als etwa der Bur daſelbſt. In Südafrika aber würde der Arbeiter ſich bereits für notleidend halten, wenn er nicht dreimal täglich Fleiſch eſſen könnte. Mit der Zeit wird ſich zweifellos auch der Preis vieler Nahrungsmittel und Gebrauchsgegenſtände verringern und es wird ebenſo begreiflich ſein, daß die Minenbeſitzer dieſem Heruntergehen der Preiſe durch ein Herabſetzen der Löhne zu folgen ſuchen, wie, daß die Arbeiter ſich dieſem Beſtreben widerſetzen werden. Eine Aufrechterhaltung der bisherigen Lebenshaltung des weißen Mannes wird aber ſtets nur möglich ſein, wenn die ungelernten Arbeiter Farbige ſind. Damit iſt natürlich nicht geſagt, daß eine Verſchiebung der Grenzlinie zwiſchen weißer und farbiger Arbeit nicht möglich ſei und manche der jetzt Farbigen zugewieſenen Beſchäftigungen, wie das Erzſortieren u. A. nicht auch ohne erhebliche Mehrkoſten von Weißen beſorgt werden könnte, weil es hier nicht auf rohe Kraft allein, ſondern auch auf Urteilsfähigkeit und Verläßlichkeit ankommt;

ein derartiger Versuch wurde in der Zeit des größten Arbeitermangels vom Direktor der Village-Main-Reef-Mine, Creßwell, mit nach seinen Angaben befriedigendem Erfolg gemacht. Aber eine Lösung der Arbeiterfrage ist auf diesem Wege gewiß nicht zu erreichen.

Sicherlich gibt es auch unter der weißen Arbeiterschaft einsichtige Leute, die diesen Tatbestand erkennen; aber das Mißtrauen gegen die Absichten der Kapitalisten und das zum mindesten mangelnde Vertrauen, in der Regierung einen Anwalt der eigenen Interessen zu besitzen, ist so überwiegend, daß es eine sachliche Betrachtung der Arbeiterfrage kaum aufkommen läßt. Der Beschluß der Johannesburger Minenkammer vom Frühjahr 1900 auf Herabsetzung der Löhne der farbigen Arbeiter war auch ein Beweis, wie fern die Kapitalisten davon sind, überlegene Beobachter der Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens zu sein. Der Beschluß konnte nicht aufrecht erhalten werden und man mußte bald zu den alten Lohnsätzen zurückkehren. Nach dem Kriege war ein starker Mangel an Arbeitskräften vorhanden; die Demoralisation durch den Krieg und die vielfache Inanspruchnahme der Schwarzen für Arbeiten am Tage, die von ihnen natürlich vorgezogen werden, ließen die Ziffer der in den Minen beschäftigten Kaffern tief unter die vor dem Kriege herabsinken; und die Zahl der verfügbaren Arbeitskräfte war doch schon vor dem Kriege von den Kapitalisten als völlig ungenügend bezeichnet worden. Daß durch eine energische Eingeborenenpolitik der Regierung die Zahl der Arbeiter sehr beträchtlich gesteigert werden kann, steht außer Zweifel; doch diese Steigerung könnte nur allmählich erfolgen. Schwankungen, die mit dem Ausfall der Ernte und anderen Zufällen

zuſammenhängen, wären nicht zu vermeiden. Jedenfalls war es unmöglich, in ein paar Jahren 300 000 Arbeiter zu beſchaffen, die die Induſtrie nach Ausſage der Kapitaliſten für die nächſte Zeit dringend nötig hat, während man jetzt, drei Jahre nach Friedensſchluß, annähernd auf die Ziffer von etwa 100 000 ſchwarzen Arbeitern kommt, die bei Ausbruch des Krieges vorhanden waren. Wiederum taucht das Problem auf, ob die Goldinduſtrie ſich langſam oder raſch entwickeln ſoll und man iſt natürlich nach dem Kriege noch viel weniger geneigt, ſich für erſteres zu entſcheiden, wie vorher. Iſt dieſe Vorfrage entſchieden, dann kann die weitere Frage, ob die Zufuhr von Arbeitskräften von auswärts notwendig iſt, nur bejaht werden. Es wurden allerlei Verſuche angeſtellt, eine Kommiſſion tagte und vernahm verſchiedene Zeugen; eine Maſſenverſammlung in Johannesburg proteſtierte gegen die Einfuhr von Chineſen. Nun taten die Magnaten einmal mehrere Monate lang nichts, die geſchäftliche Depreſſion verſchärfte ſich; da wurden die Leute kirre und eine Petition für die Einführung von Chineſen fand an 40 000 Unterſchriften. Die Kapitaliſten hatten zunächſt an Indier gedacht; in Natal arbeiten ſie für 10 Mark monatlich und etwas Reis auf den Zuckerplantagen. Aber die indiſche Regierung weigerte ſich, die Ausfuhr von indiſchen Kulis unter den Beſchränkungen zu erlauben, die nötig waren, um ihre Verbreitung über das ganze Land zu verhindern; die Rückſicht auf die Würde ſchien die auf den wirtſchaftlichen Nutzen zu überwiegen. Übrigens wären die Indier für die Arbeit in den Minen wahrſcheinlich zu ſchwächlich geweſen. So kamen nur mehr die Chineſen in Betracht. Erſt am 17. Februar 1904, alſo faſt zwei Jahre nach Beendigung

des Krieges, war die Sache durch eine Abſtimmung des engliſchen Unterhauſes entſchieden, in der mit 281 gegen 250 Stimmen ein liberaler Antrag, der ſich gegen die Einfuhr der Chineſen ausſprach, verworfen wurde; im Laufe des Sommers 1904 kamen die erſten Chineſen am Rande an.

Die langen Vorbereitungen, die beſonderen Einſchränkungen, mit denen die Regierung die Chineſeneinfuhr umgab, waren ein Zugeſtändnis, das die Regierung der öffentlichen Meinung in England und in Transvaal machte; war doch der Schlachtruf: gegen Chineſenarbeit! das zugkräftigſte Schlagwort der liberalen Partei in England geworden, mit dem ſie bei Nachwahlen von Sieg zu Sieg ſchritt. Um dieſer Agitation nicht zuviel Nahrung zu geben, hatte die engliſche Regierung auch die Verhandlungen mit China in die Hand genommen. „Hätte der engliſche Kolonialſekretär ſeine Finger von der Sache gelaſſen, ſo hätten wir die Chineſen für ein Drittel des Preiſes bekommen, den wir jetzt bezahlen müſſen," ſagte mir ingrimmig einer der führenden Minenleute des Randes. Ich glaube, daß der Mann Recht hatte. Um das Gerede von den „gelben Sklaven" zu entkräften, wurde in dem Vertrage, den England mit der chineſiſchen Regierung ſchloß, die Höhe der zu zahlenden Löhne feſtgeſetzt, wobei die an die Kaffern gezahlten zugrunde gelegt wurden, über die Art der Unterbringung und Verpflegung wurden genaue Beſtimmungen vereinbart uſw. Dabei unterliefen manche lächerliche Dinge; ſo wurde z. B. von der Regierung den Minengeſellſchaften die Verpflichtung auferlegt, in den Chineſencompounds Eßſäle mit Tiſchen und Bänken einzurichten; die Chineſen denken aber gar nicht daran, von dieſem ihnen unbekannten

Luxus Gebrauch zu machen. Jedenfalls kann man ſich nichts Alberneres denken, als das in England von den Liberalen gebrauchte Schlagwort von der „gelben Sklaverei“ und die grotesken Schilderungen, die das mitfühlende Herz des Engländers in Schwingungen verſetzen ſollen, wenn er die Schilderungen lieſt, wie dieſe „armen“ Chineſen, wie Vieh oder Ware verpackt, zu Tauſenden nach Johannesburg verſandt werden, um dort „Sklavenarbeit“ zu verrichten. Ich glaube, daß es auf dieſer Welt wirklich noch würdigere Objekte für das menſchliche Mitleid gibt, als dieſe Zopfträger, die es ſicherlich in ihrem ganzen Leben nie ſo gut gehabt haben, als in den Randminen, wo ſie ſehr reichlich und gut, ganz nach ihren Wünſchen, verpflegt werden, zweimal täglich Fleiſch und friſches Gemüſe, Reis und Trepang in Menge erhalten, nicht ſchlechter wohnen als in vielen Staaten Europas die Soldaten, und einen Lohn von 60 Mark monatlich bei durchaus angemeſſener Arbeitszeit für eine Arbeit bekommen, die nicht geſundheitsſchädlich iſt. Dazu haben ſie in ihrer freien Zeit eine Bewegungsfreiheit, die ſehr häufig in Frechheit ausartet und die Nachbarſchaft einer „Chineſenmine“ weißen Bewohnern ſehr unerfreulich macht.

Ob die Einfuhr von Chineſen unerwünſchte Begleiterſcheinungen hat, das iſt eine Frage für ſich; wenn man ſich aber einmal dazu entſchloſſen hatte, dann war es doch vom volkswirtſchaftlichen Standpunkt zweckmäßig, die Chineſen möglichſt billig zu bekommen und die Summe der nach China abſtrömenden Löhne recht niedrig zu halten. Ohne mir darüber ein maßgebendes Urteil zu erlauben, glaube ich doch, daß man wahrſcheinlich auch ohne den Vertrag ausreichend

chinesische Kulis hätte beschaffen können; denn die einzelnen Vizekönige sind in China meist mächtiger als die Zentralregierung und die Auswanderung kann doch nicht so beaufsichtigt sein, daß ein Werbeamt, etwa in Hongkong, nicht hätte Arbeiter anlocken können, zudem es sich ja nicht um so erhebliche Massen handelt; bis zum Frühjahr dieses Jahres waren etwa 40 000 Chinesen nach dem Rande gekommen. Inzwischen scheint aber aus nicht genau ersichtlichen Gründen die Anwerbung in China trotz der Staatsverträge ins Stocken geraten zu sein, wenn man einer Meldung der 'Hongkong Post' Glauben schenken darf, die man allerdings in der englischen Presse möglichst unterdrückt hat.

Als Ergebnis der Chineseneinfuhr für die Goldindustrie läßt sich bisher folgendes übersehen: die Minen haben zur Zeit, wo ich dieses schreibe, dadurch etwa 40000 Arbeiter mehr als vor dem Kriege; ob weitere 160000, die die Industrie noch beschäftigen zu können vorgibt, aus dieser Quelle beschafft werden können, scheint einigermaßen fraglich. Die Qualität der Arbeiter hat enttäuscht; insbesondere im Anfang hatte man hauptsächlich Südchinesen erhalten, die an Körperkraft den Schwarzen nicht entfernt gleichkamen. Die Nordchinesen, die man später anwarb, sind große, kräftige Gestalten, die in dieser Beziehung einen guten Eindruck machen. Aber, wie mir ein Minenleiter nach mehrmonatlicher Erfahrung versicherte, kommt die Leistung der besten chinesischen Arbeiter gerade der durchschnittlichen Leistung eines Schwarzen gleich. Man erhofft indes einen Vorteil davon, daß die Chinesen dreijährigen Kontrakt haben, und daher mehr Übung in der Arbeit gewinnen können als die Schwarzen, die sich höchstens auf ein Jahr ver-

pflichten. Außerdem ſind die Chineſen ein ſehr unruhiges, ſchwer zu behandelndes Element; ſie fühlen ſich weit mehr ſolidariſch als die Schwarzen, die aus den verſchiedenſten Teilen Süd- und Zentralafrikas für die Minen angeworben werden. Natürlich beſtehen auch unter ihnen die über ganz China verbreiteten geheimen Geſellſchaften. So kommt es häufig zu Revolten, Mord und Totſchlag; bald geht es gegen die eigenen chineſiſchen Aufſeher, bald gegen die Weißen, dann wieder gegen die Schwarzen. Dabei beſteht der Übelſtand, daß eine Mine allein mit Chineſen gar nicht betrieben werden kann, weil dieſe in den Amalgamwerken wegen der Geriſſenheit, mit der ſie Diebſtähle von Amalgan ausführen, nicht verwendet werden können. Das alles erfordert natürlich eine Verſtärkung der Polizei in der Nähe von Minen, die Chineſen beſchäftigen, was wiederum der Staatskaſſe zur Laſt fällt. Die Befürchtung, daß die Chineſen alles verdiente Geld außer Land ſchleppen, ſoll ſich indes nicht verwirklichen; es wird behauptet, daß ſie eine Menge von Bedürfniſſen entwickeln und gute Abnehmer der Läden in der Nähe der Minen ſind. Das Wichtigſte aber iſt, daß die Chineſen die Arbeitskoſten der Minen keineswegs herabgeſetzt haben, denn ihre Arbeit kommt ſogar noch etwas teurer als die der Schwarzen; ſie bekommen annähernd denſelben Lohn wie dieſe, wozu noch die Koſten der Hin- und Rückreiſe treten. Daran wird ſich auch in Zukunft kaum etwas ändern. Damit iſt aber auch ſchon geſagt, daß die Chineſen nur ein Notbehelf ſind und daß die Mineninduſtrie ſelbſt gerne auf ſie verzichten wird, ſobald ſich ihr die Beſchaffung der Arbeitskräfte im Lande ermöglicht; denn auch das Experiment mit den Chineſen hat bewieſen, daß der

Schwarze der gegebene und beſte Arbeiter für die Minen iſt. Man hat den Kapitaliſten auch zum Vorwurf gemacht, daß ſie in der Zeit, wo die Chineſenfrage noch ſchwebte, abſichtlich das Angebot von farbigen Arbeitern zurückhielten. Das iſt nicht unwahrſcheinlich; jedenfalls war die Zunahme, nachdem die Entſcheidung gefallen war, auffallend ſtark. Ja, in dieſem Frühjahr war der Zudrang ſogar ſo groß, daß die Minen die Mindeſtdauer der Arbeitskontrakte von 6 auf 8 Monate heraufſetzten, beiläufig bemerkt auch ein Beweis dafür, daß es mit der Erreichung der Ziffer von 300000 nicht ſo eilt, weil das nötige Kapital nur langſam zuſtrömt. Wenn nun die Kapitaliſten wiederum durch die Umſtände gezwungen dem heimiſchen Arbeitsmarkt größere Aufmerkſamkeit zuwenden, ſo iſt das auch politiſch nicht bedeutungslos, weil ſie nunmehr ihren ſtarken Einfluß für eine kräftigere Eingeborenenpolitik der Regierung in die Wagſchale werfen werden.

Mit der zunehmenden Zahl der farbigen Arbeiter vergrößert ſich natürlich auch die Anzahl der auf den Minen beſchäftigten Weißen, wenn auch die Verhältniszahl zweifellos beſtändig zurückgeht. Während vor dem Kriege ein Weißer auf etwa 8 Farbige kam, war das Verhältnis unmittelbar nach dem Kriege infolge der Anſtellung ungelernter weißer Arbeiter 1 zu 4, iſt aber nach den letzten Ausweiſen bereits wieder 1 zu 9. Dabei ſind dieſe Ziffern, die die Minenkammer veröffentlichte, um zu zeigen, daß die Einfuhr der Chineſen die Zahl der weißen Angeſtellten ſtark vermehrt habe, inſofern irreführend, als das Eintreffen jedes neuen Chineſentransports natürlich auch viel Bauarbeit für die Herſtellung der Unterkünfte veranlaßt, wobei

viele weiße Handwerker und Arbeiter Beſchäftigung finden. Trotzdem ſteht natürlich außer Zweifel, daß ſich ſeit dem Eintreffen der Chineſen auch die Zahl der weißen Angeſtellten vermehrt hat. Um ſo bemerkenswerter iſt der Widerſtand der von ſeiten der weißen Arbeiter gegen die Einführung der Chineſen geleiſtet wurde, weil er Zeugnis ablegt von dem tiefen Mißtrauen, das die weißen Arbeiter gegen die Randmagnaten erfüllt. Beim Schwarzen iſt die Grenze in der Art ſeiner Beſchäftigung wohl ein für allemal gezogen; ſelbſt wenn er anſtellig und geſchickt iſt, ſo fehlt ihm doch jedes Verantwortlichkeitsgefühl. Beim Chineſen iſt nicht das Gleiche der Fall und obwohl die Verordnung, die die Einfuhr der Chineſen regelt, genau alle Arten gelernter Arbeit aufzählt, zu denen ſie nicht verwendet werden dürfen, ſo iſt das Mißtrauen doch vorhanden, das dieſe Grenze einmal durchbrochen werden könnte. Inzwiſchen haben ſich dieſe Bedenken wohl inſofern gemildert, aber man ſah, daß die Einfuhr der Chineſen doch nicht den Erfolg zeitigte, den die Kapitaliſten erhofft hatten, wodurch einer unbegrenzten Steigerung dieſer Einfuhr ein Riegel vorgeſchoben iſt.

Wenn auch gegenwärtig nicht ſehr viele Leute in den Kreiſen der weißen Arbeiter am Rande ernſtlich ein Verſchwinden der Chineſen wünſchen dürften, ſo hat ſich das Schlagwort: Gegen die Chineſen! doch gut bewährt; es dient gewiſſermaßen zur Charakteriſtik eines ganzen Syſtems und man hütet ſich, der liberalen Partei in England dieſe Waffe zu rauben. Kommt ſie ans Ruder, wozu ſie ja in nächſter Zeit gute Ausſicht hat, ſo wird ſie in dieſer Frage jedenfalls viel Waſſer in ihren Wein tun. Im übrigen gibt dieſe Wendung in der Chineſenfrage der weißen Arbeiterſchaft am Rande durchaus

keinen Anlaß, das Mißtrauen gegen die Pläne der Kapitaliſten aufzugeben; im Gegenteil, nachdem dieſer Verſuch, die Arbeitskoſten herabzudrücken, geſcheitert iſt, werden ſie erſt recht auf andere Mittel zu dieſem Ziele ſinnen; denn noch im Jahre 1903 waren die durchſchnittlichen Arbeitskoſten auf die Tonne Erz nahezu 5 Mark höher geweſen als im letzten Jahre vor dem Kriege; ſie ſind inzwiſchen heruntergegangen; aber noch iſt's ein weiter Weg bis zum $12^1/_2$ Shilling-Ideal des Herrn Albu!

Hatte die Regierung die Überzeugung, daß die Goldinduſtrie der Arbeitskräfte dringend bedürfe und dieſe im Lande ſelbſt nicht erhältlich ſeien, dann war es natürlich ihre Pflicht, die Beſchaffung der Arbeitskräfte von auswärts zu fördern; wegen ihrer Stellungnahme zur Frage der Chineſeneinfuhr war ſie alſo höchſtens inſofern zu tadeln, als ihr Verhalten gegenüber den Eingeborenen während und nach dem Kriege zur Verſchärfung des Arbeitermangels beträchtlich beigetragen hat. Aber das Mißtrauen will nicht weichen, daß die Regierung doch nur ein gefügiges Werkzeug in der Hand der Kapitaliſten ſei und die Handlungsweiſe Milners gab dieſem Verdacht einige Unterlagen, beſonders in gewiſſen Fällen, wo durchaus nicht das Intereſſe der Goldinduſtrie im allgemeinen, ſondern nur das einzelner Kapitaliſtengruppen in Frage kam. So hatte z. B. eine Gruppe ein Beſitztum, für deſſen Aufſchließung ſie angeblich 12 Mill. Mark aufgewendet hatte; aber ſchließlich erwies es ſich für die von ihr ins Auge gefaßten Zwecke nicht recht brauchbar. Da faßt die Stadt Johannesburg den Ankauf des Grundſtücks für Zwecke der Waſſerverſorgung ins Auge; ſein Wert wird von ſachverſtändiger Seite auf

4 Millionen geſchätzt. Milner wollte die Stadt nun zwingen, die von den Beſitzern geforderten 12 Millionen zu bezahlen. Schließlich einigte man ſich auf ein Schiedsgericht über den „Vierfontein-Fall“. Ein Juriſt von hohem Anſehen wird aus England bezogen, der allein, wenn ich nicht irre, 1.000 Mark täglich erhält, um dem Schiedsgerichte vorzuſitzen. Man ſchätzt die Koſten dieſes Schiedsgerichts auf etwa 1 Million Mark. Ein anderes Beiſpiel iſt der Fall Wybergh. Wybergh war Chef des Minendepartements der Regierung; er hatte ziemlich ſelbſtändige Anſichten und huldigte der irrtümlichen Anſchauung, daß ſeine Aufgabe darin beſtände, das Intereſſe der Allgemeinheit gegenüber den Minen zu wahren. Er wich auch in bezug auf die Chineſenfrage von der Anſicht der Kapitaliſten ab; das brach ihm den Hals, er mußte abgehen. Und er bekam keinen Nachfolger; es erſchien den Kapitaliſten nicht ratſam, einem Manne ſo viel Macht zu geben; denn wenn ſie ſchließlich auch Lord Milner den ihnen genehmen Nachfolger vorſchlagen konnten, man wußte doch nie, wie ſo ein Menſch ſich entwickelt. So ſollte denn ein Teil des Wirkungskreiſes des ſtaatlichen Minenkommiſſars auf die anderen Reſſorts verteilt werden und der übrigbleibende Reſt des Minendepartements ſollte ſich mit Minenſtatiſtik und ähnlichen nützlichen Dingen beſchäftigen. Dieſe Beiſpiele kennzeichnen die Tendenz der Regierung.

Eine dauernde Schädigung der Kolonien, die ſich in ihrer verhängnisvollen Wirkung erſt in Zukunft ganz enthüllen wird, bedeutet aber Lord Milners Eiſenbahnpolitik. Bei der Beſitzergreifung der Republiken hatte England auch das Eiſenbahnnetz übernommen. Die Bahn des Freiſtaats war Staatseigentum

gewesen, die Transvaalbahnen, die reiche Erträgnisse lieferten, an denen der Staat beteiligt war, gehörten einer holländischen Gesellschaft. Die englische Regierung löste die Eigentumsrechte der Gesellschaft nach dem Kriege ab. Stellte sich die Regierung einmal auf den Standpunkt des Staatsbetriebs, der sehr erhebliche Einnahmen in die Staatskassen leitet, dann durfte sie nicht wichtige Linien, die das Erträgnis der Staatsbahnen stark beeinträchtigen können, aus der Hand geben, und durch Privatgesellschaften bauen lassen. Nun hat Milner einer Kapitalistengruppe den Bau einer Eisenbahn von Witbank nach Springs überlassen, die zunächst die Kohlengruben des Middelburg-Distrikts in bessere Verbindung mit dem Rand bringen soll, außerdem aber auch die Entfernung: Lorenzo Marquez—Johannesburg sehr erheblich abkürzt, da sie den Umweg, den diese Bahn über Pretoria macht, abschneidet. Noch stärker wird dies der Fall sein, bei der Swasilandbahn, die unter außerordentlich günstigen Steigungsverhältnissen von Lorenzo Marquez fast der Luftlinie folgend, über Ermelo nach Johannesburg führen wird. Auch der Bau dieser Bahn, deren Vollendung in zwei bis drei Jahren erreicht sein wird, ist an eine Kapitalistengruppe vergeben. Eine andere Bahn von Harrismith nach Modderpoort wurde den Natalschen Staatseisenbahnen überlassen, während die Debeerskompagnie durch die Linie Klerksdorp—Fourteenstreams die kürzeste Verbindung zwischen Kimberley und Johannesburg herstellt. Ob Milner diese Politik verfolgte, um den Kapitalisten gefällig zu sein, oder um den Kredit des Landes möglichst für die Übernahme der Kriegsentschädigungsanleihe zu schonen, bleibe dahingestellt. Für einige Bahnen sehr zweifelhafter Ren-

tabilität — wie die Linie Krugersdorp-Mafeking — ſcheinen ja immerhin Staatsmittel vorhanden zu ſein. Wie immer ſich dies verhalten möge, dieſe Politik bedeutet eine ſchwere Schädigung der Landesintereſſen und eine Verſtärkung des Einfluſſes der Randmagnaten, die in keiner Weiſe etwa durch Rückſichten auf die Goldinduſtrie, die hier gar nicht in Frage kommen, gerechtfertigt werden kann.

Nicht minder draſtiſch tritt die Bevorzugung des Großkapitals in der geſetzgeberiſchen Arbeit hervor, die das Milnerſche Regime teils geleiſtet, teils zu leiſten verſucht hat. Da ſtehen in erſter Linie das Diamantengeſetz, das Milner durch den von ihm ernannten geſetzgebenden Rat bewilligen ließ, und das Goldgeſetz, das er dieſem Rat vorlegte, das aber infolge des Widerſpruchs der öffentlichen Meinung vorläufig bis zum Vorhandenſein einer gewählten Vertretung zurückgeſtellt wurde. Bisher hatte das gleiche Geſetz für Edelmetalle und Edelſteine gegolten. Wurde jemand auf eins von beiden fündig, ſo durfte ſich der Eigentümer des Beſitztums nach ſeiner Wahl ein Siebentel der ſich ergebenden Grubenfelder von beſtimmter Größe (Claims) als ſein Eigentum abſtecken. Eine Anzahl von Claims fiel dem Entdecker zu, der Reſt wurde von der Regierung als öffentliches Grubenfeld proklamiert. An einem feſtgeſetzten Tage konnte dann jedermann nach Löſung eines Lizenzſcheines auf dieſes Feld hingehen und für ſich 50 Claims abſtecken, auf denen er ſolange Eigentümer der bergbaulichen Rechte war, als er die Lizenzen regelmäßig bezahlte. Zweifellos iſt dieſes Berggeſetz mehr den Verhältniſſen alluvialer Goldfelder angepaßt, wo der einzelne auch in der Lage iſt, ſeine Claims ſelbſt in Be-

arbeitung zu nehmen; ſo wie die Dinge aber in Transvaal zum mindeſten am Rande liegen, iſt dies natürlich völlig ausgeſchloſſen. Es kommt dazu, daß bei gewiſſen öffentlichen Feldern, die von aufgeſchloſſenen Minen umgeben ſind, der Goldgehalt ſchätzungsweiſe ziemlich genau beſtimmt werden kann; nehmen wir nun an, daß ſich ein derartiges Feld von Johannesburg aus leicht erreichen läßt, ſo müßte dieſe primitive Form des Ausſteckens der Claims notwendig zu Mord und Totſchlag führen. Derartige Vorkommniſſe hatten vor dem Kriege die Transvaalregierung veranlaßt, eine andere Art der Verteilung zu verſuchen, was zu dem bekannten Brownfall Veranlaſſung gab. Ein anderer Übelſtand des Geſetzes beſteht darin, daß das, was es dem Eigentümer zuſpricht, je nach dem zufälligen Winkel des Reefs allzu ungleich ausfällt. Der Eigentümer hat nämlich das Recht, ſich ſeine Claims längs des Reefs auszuſuchen. Fällt nun dieſes, wie es beim Ausſtrich der Mainreef-Serie der Fall iſt, etwa in einen Winkel von 60 Grad ab, ſo ergibt dies natürlich viel mehr Reef auf den Claim, als wenn es in einem Tiefbaufelde vielleicht unter einem Winkel von 20 bis 30 Grad, oder noch weniger zur Oberfläche ſtreicht.

Bei all dieſen Mängeln bietet das gegenwärtige Goldgeſetz doch auch dem armen weißen Mann eine Ausſicht, zu Geld zu kommen. Iſt er auch nicht in der Lage, die Bearbeitung der Claims ſelbſt in die Hand zu nehmen, ſo kann er doch durch den Verkauf desſelben zu Geld kommen. Bei Diamanten hat er aber die Möglichkeit die Ausbeutung auch mit geringen Mitteln zu unternehmen. Das neue Diamantengeſetz ſtellte nun einfach feſt, daß jedes öffentliche Ausſtecken von Diamantfeldern in Zukunft fortfällt, der Beſitzer des Grund und Bodens

dieſen als ſein Eigentum ganz bearbeiten kann, der Regierung aber 60% vom Reingewinn abzugeben hat. Gelegentlich kann man einem Kapitaliſten über die Schamloſigkeit, mit der die armen Diamantminenbeſitzer von der Regierung ihres rechtmäßigen Einkommens beraubt werden, Klage führen hören. Natürlich iſt nichts lächerlicher als dies; denn der Beſitzer eines Diamantfeldes iſt viel beſſer daran, als zuvor, wo er nur auf ein Siebentel ſeines Beſitzes Anſpruch hatte, während ihm jetzt zwei Fünftel zufallen. Geſchädigt iſt die Allgemeinheit, die von jeder Beteiligung an der Erſchließung des Diamantfeldes ausgeſchloſſen wird. Wie dieſes Geſetz nun praktiſch wirkt, das zeigt ſich am beſten an der Entwickelung der Premier Mine, deren außerordentlicher Reichtum an Diamanten ſo großes Aufſehen erregt hat.

Dieſe Mine erzeugt jährlich für etwa 30 Mill. Mark Diamanten, was aber keineswegs die Höchſtgrenze ihrer Leiſtungsfähigkeit iſt. Das Unternehmen wurde ſolider Weiſe mit nur 1 600 000 Mark Geſellſchaftskapital gegründet; der gegenwärtige Kursſtand der mittlerweile geteilten Shares entſpricht etwa dem 90 fachen des Nennwertes; zieht man in Betracht, daß die Geſellſchaft nur $^3/_5$ des Reinertrages erhält, ſo kann man den Wert der Mine, ſo wie er jetzt beurteilt wird, auf etwa 360 Mill. veranſchlagen. Würde ſich die Entwickelung dieſer Mine unter dem alten Geſetz vollzogen haben, ſo würde eine Geſellſchaft, die der Eigentümer der Farm gegründet hätte, $^1/_7$ des Grundes bearbeiten, den Reſt hätten allerhand Leute zu einer Zeit für ſich ausgeſteckt, wo natürlich niemand von dem Reichtum dieſer Mine eine Ahnung haben konnte. Nicht jeder dieſer erſten Claimbeſitzer hätte ſein Eigentum auch ſelbſt bearbeitet,

der eine hätte bald verkauft, andere hätten ſich zu kleinen Geſellſchaften zuſammengetan, früher oder ſpäter hätte das Großkapital auch hier ſeinen Einfluß zur Geltung gebracht und ſpäteſtens, wenn die Mine ſoweit abgebaut geweſen wäre, daß vom Tagbau zum Tiefbau übergegangen werden mußte, wäre es wohl zum Zuſammenſchluß gekommen, wie einſtens in Kimberley. Die Methoden der Ausbeutung wären nicht die rationellſten und arbeitſparendſten geweſen, der Diamantenmarkt wäre vielleicht durch Überproduktion vorübergehend erſchüttert worden. Aber nehmen wir an, es wäre bloß die Hälfte dieſer 360 Mill. des Wertes der Premiermine in die Hände derer gekommen, die die Claims ausſteckten oder die ſie von den erſten Beſitzern noch billig erwarben; nicht jeder von dieſen Leuten hätte einen verſtändigen Gebrauch von dieſem Gelde gemacht, das Fortuna ihm verſchwenderiſch in den Schoß warf, mancher würde es vergeudet haben, aber es wäre doch unter die Leute gekommen und wäre im Lande geblieben. Für andere hätte aber das hier erworbene Kapital eine Grundlage für weitere wirtſchaftliche Tätigkeit bedeutet; es hätte im Lande ſelbſt neue Unternehmungen ins Leben gerufen, die Volkswirtſchaft von Transvaal befruchtet. Um die Premiermine herum wäre eine Stadt emporgeſchoſſen mit Tauſenden weißer Bewohner, es wäre viel Geld verdient und leichter Hand wieder ausgegeben worden. Wie anders, wieviel rationeller, aber auch wieviel ungünſtiger für den kleinen weißen Mann hat ſich der Betrieb der Premiermine unter der Einwirkung des Milnerſchen Diamantengeſetzes nun in Wirklichkeit entwickelt! Die Geſamtzahl ihrer Angeſtellten beträgt etwa 200 Weiße, wozu rund 2000 ſchwarze

Arbeiter kommen. Vielleicht ſind dieſe Ziffern durch die Entwickelung der Mine ſchon überholt; aber was bedeutet es, wenn die Zahl der Weißen, die von der Mine beſchäftigt werden, ſchließlich auch 300 wäre! Und dieſe Zahl wird kaum überſchritten werden, ſobald alle Neuanlagen vollendet ſind und die Mine ihren regelmäßigen Gang geht. Dabei iſt der techniſche Betrieb außerordentlich einfach und es bedarf nur weniger beſonders vorgebildeter Beamten; es müßte wunderbar zugehen, wenn unter den weißen Angeſtellten mehr als ein Dutzend wäre, die ein höheres Gehalt als 12 000 Mark beziehen. Der Reingewinn der Mine wird für das laufende Jahr auf 20 Mill. Mark geſchätzt, man nimmt aber an, daß er bis auf das Doppelte geſteigert werden kann; 8 Mill. davon werden an die Anteilbeſitzer gehen. Urſprünglich waren dieſe Anteile meiſt in Südafrika untergebracht, vielfach in den Händen kleiner und mittlerer Kapitaliſten; denn die Premiermine iſt eine Außenſeitergründung, die großen Häuſer waren daran nicht beteiligt. Einige Vermögen ſind alſo wohl in Südafrika mit Premieranteilen gemacht worden und auch im Lande geblieben; aber eine erhebliche Menge von Anteilen iſt doch ſchon nach Europa gewandert und die Dividenden fließen ebendahin. Nun kommt noch der ſtärkere Partner, der Staat, an den 12 Millionen gehen, nach dem Rezepte, das Mephiſto dem Kaiſer vorſchlägt:

Das alles liegt im Boden ſtill begraben,
Der Boden iſt des Kaiſers, der ſoll's haben.

Nun gut, wir ſind nicht im alten Europa, hier gibt's keinen Kaiſer, der dieſen Gewinn einſtecken könnte, er kommt doch dem Staate zugute, der Allgemeinheit, jeder

einzelne Steuerträger wird dadurch entlaſtet! Mit Maßen; im März dieſes Jahres gab es eine Transvaaldebatte im engliſchen Unterhauſe; insbeſondere die Liberalen forderten ſehr energiſch, Transvaal ſollte endlich die 600 Mill. Mark Kriegskoſtenentſchädigung zahlen, die ihm von England zudiktiert worden ſind; man möge ſich für die Zinſen und Amortiſation einfach die Einkünfte aus der Premiermine verpfänden laſſen. Die Liberalen, die dieſe Forderung mit ſolchem Nachdruck ſtellten, glaubten damit einen Hauptſchlag gegen die Randmagnaten geführt zu haben, die ſeinerzeit dieſe Kriegsentſchädigung „garantiert“ hatten. Da gab der Kolonialſekretär Lyttelton über die Art dieſer 'Garantie' ganz eigenartige Aufklärungen; die Randmagnaten hätten allerdings für eine Anleihe, durch die die Kriegsſchuld von 600 Mill. an England bezahlt werden ſoll, garantiert, aber nur ſo, wie irgend ein Bankenkonſortium eine Staatsanleihe übernimmt; für die Verzinſung und Rückzahlung der Anleihe müßte aber natürlich die Kolonie Transvaal aufkommen. Sie wären auch vollkommen bereit, jetzt eine erſte Rate von 200 Mill. einer 4 % Transvaalſchen Anleihe zu übernehmen, denn es ſei ja gar kein Zweifel, daß ſie ſie bei der gegenwärtigen Lage des Geldmarktes leicht mit einem Aufgeld von 5 % an die Börſe bringen könnten. Mit einem Wort — die Opferwilligkeit der Randmagnaten entpuppt ſich als Geneigtheit, ein Geſchäft zu machen, bei dem etwa 10 Mill. zu verdienen ſind. Die Regierung hat nun zwar abgelehnt, auf ſofortige Abzahlung eines Teiles der Schuld zu dringen. Schließlich wird es aber doch dazu kommen; ein Teil der Kriegsanleihe wird aufgenommen werden, ſobald die neue Scheinverfaſſung ein-

geführt iſt und ein wenigſtens zum Teil gewähltes Parlament ſeine Zuſtimmung dazu gegeben hat. Dann wird der Millionenſegen aus der Premiermine nach England fließen, um einen Teil jener Dankesſchuld abzutragen, in der Transvaal bei England ſteht, das keinerlei Koſten geſcheut hat, um es mit 'British Rule' zu beglücken. „Der Kaiſer, der ſoll's haben!"

Nicht viel anders liegt es beim Goldgeſetz, das vorläufig noch Entwurf iſt. Daß das alte Goldgeſetz nicht ganz den eigenartigen Bedingungen Transvaals entſpricht, darauf habe ich bereits hingewieſen; das neue Geſetz will den Schwierigkeiten beim Ausſtecken der Goldfelder dadurch begegnen, daß es in das Ermeſſen der Regierung ſtellt, ob ſie ein öffentliches Goldfeld zum Ausſtecken freigeben oder die Claims zugunſten der Staatskaſſe an den Meiſtbietenden verſteigern laſſen will. Vom ſtaatlichen Standpunkt ſcheint ja manches für eine derartige Löſung zu ſprechen. Aber wie die Dinge in Transvaal einmal liegen, kann man ſich die Folgen eines derartigen Geſetzes leicht ausmalen. Felder, die wenig Ausſichten bieten, würden wohl gelegentlich einmal dem Publikum freigegeben werden; ſolche auf deren Beſitz die Kapitaliſten Wert legen, kämen zur Verſteigerung. Der kleine Mann könnte da ſo wie ſo nicht mitbieten. Aber auch dem mittleren Kapitaliſten böte der Beſitz von ein paar Claims wenig Gewinnausſichten, er würde von den Großkapitaliſten einfach ausgehungert werden. Nach kurzer Zeit wären die Magnaten bei dieſen Verſteigerungen ganz unter ſich und würden ſich kaum gegenſeitig in die Höhe treiben. So fiele auch für den Staat dabei wenig ab. Ein anderer Vorſchlag tauchte Ende vorigen Jahres im Londoner Finanzblatt 'Economiſt'

auf und rührt von dessen nach Südafrika entsandten Berichterstatter her. Dieser erklärt, daß er sein Projekt Lord Milner vorgelegt und dieser angeregt habe, eine öffentliche Erörterung des Planes durch dessen Veröffentlichung herbeizuführen. Offenbar handelt es sich also um einen Versuchsballon, den Milner steigen ließ. Nach diesem Vorschlage sollen die öffentlichen Grubenfelder weder zum Ausstecken freigegeben, noch versteigert werden, sondern der Staat sie gegen entsprechende Abgaben an Unternehmer verpachten; diese Einnahmen mögen dann das Unterpfand für die Abzahlung der Kriegsschuld bilden. Der Verfasser meint, diese Unternehmer brauchten nicht aus der Reihe der Randkapitalisten genommen zu werden, denn diese hätten mit der Erschließung ihrer eigenen Minen genug zu tun. Es würden energische Leute vom „Unternehmertyp" und neue Kapitalskräfte dadurch ins Land gezogen werden usw. Man stelle sich beiläufig den Unternehmer vor mit einem Vermögen von 10—12 Mill. Mark, das zur Bearbeitung einer Mine gehört, der nur mit eigener Kraft und selbstgewonnener Sachkenntnis an die Arbeit geht! Man wird dann leicht herausfinden, daß natürlich auch zur Bearbeitung dieser Staatsminen das Großkapital nötig sein wird und wahrscheinlich wird die Regierung auf der Suche nach den Leuten vom „Unternehmertyp" nicht allzuweit in die Ferne schweifen.

Mag das eine oder das andere eintreten, auf jeden Fall ist der kleine Mann der Verlustträger. Ich will hier gar nicht erörtern, ob es eine sittlich sehr hochstehende Art der „Arbeit" und des Geldverdienstes ist, wenn jemand heute hingeht, sich 50 Claims absteckt und diese dann, ohne selbst produktive Arbeit geleistet zu

haben, ein paar Tage oder Wochen ſpäter für 1000 oder 10 000 oder 100 000 Mark verkauft. Aber die Tatſache bleibt beſtehen und iſt für alle die augenfällig, die vor dem Kriege in Transvaal gelebt hatten, daß es früher möglich war, auf dieſe Art raſch zu Geld zu kommen, und daß dieſe Möglichkeit heutzutage verſchwunden iſt. Dazu kommt noch, daß natürlich, je weiter die wirtſchaftliche Entwickelung des Landes fortſchreitet, deſtomehr die Ausſicht verſchwindet, ſchnell Vermögen zu erwerben, die in den erſten Jahren für jeden findigen Kopf vorhanden war, der einen guten Einfall geſchickt zu verwerten verſtand. Das hätte ſich natürlich auf jeden Fall geändert, der Krieg mochte kommen oder nicht. Aber es iſt nur zu verſtändlich, daß dieſe Dinge das Geſamtbild des früheren, glücklicheren Zuſtandes ergänzen, um den Gegenſatz von einſt und jetzt beſonders ſchroff erſcheinen zu laſſen. Nun iſt der Einfluß der Kapitaliſten auf das Wirtſchaftsleben ſo wie ſo außerordentlich; es iſt ja klar, daß ſie als die Leiter der größten Induſtrie Südafrikas, die mehr Werte für die Ausfuhr erzeugt, als alle übrigen Erwerbsſtände zuſammengenommen, einen Einfluß beſitzen, der insbeſondere an ihrem Sitz am Rande bis in die fernſten Verzweigungen des wirtſchaftlichen Lebens dringt. Alle engliſchen Zeitungen Johannesburgs ſind in der Hand der Kapitaliſten. Der Herausgeber des 'Transvaal Leader', Pakeman, ein ſehr fähiger und begabter Mann, ſeinerzeit ein Hauptrufer im Streite gegen die Burenregierung, iſt gegen die Einfuhr der Chineſen; er wird ſeiner Stellung enthoben. Der Leiter des 'Star', Moneypenny, iſt der gleichen Meinung; der Mann lebt jetzt in England. Man iſt erſtaunt, in dieſer Umgebung noch ſo viel

Selbſtachtung bei Journaliſten zu finden. Der Advokat Howard Pim ſpricht ſich gegen die Einfuhr der Chineſen aus, er wird ſogleich der Stellungen, die er als Minenſyndikus inne hatte, enthoben; einem Anwalt, der ſich mit den Magnaten in offenem Widerſpruch ſetzt, mag es ſchwer genug werden, in Johannesburg ſein Brot zu verdienen. Der Leiter der Village-Main-Reef-Mine, Creßwell, wird wegen des bereits erwähnten Verſuches, die Mine in geſteigertem Maße mit ungelernten weißen Arbeitern zu betreiben, entlaſſen. Nicht nur Wybergh, der ſtaatliche Minenkommiſſar, auch Grant, der Eingeborenenkommiſſar der Minenkammer, bricht ſich bei der Chineſenfrage den Hals. Ein Arzt, der ſich politiſch betätigen und etwa gegen die Randmagnaten auftreten wollte, würde bald boykottiert ſein und könnte den Johannesburger Staub von ſeinen Füßen ſchütteln. Da läuft in Johannesburg ein Heer von Agenten herum, das den Minen Bedarfsartikel anbietet. Über ihnen hängt bereits das Damoklesſchwert eines großen Einkaufstruſts der Minen, wofür gewiſſe Anſätze in dem 'Mining Exchange Yard' ſchon vorhanden ſind. Schalten erſt einmal die Minen beim Bezuge ihrer Bedarfsartikel — man bedenke, welches weite Feld dieſe umfaſſen, liegt ihnen doch auch die Verpflegung der farbigen Arbeiter ob — den Zwiſchenhandel völlig aus, dann kann der ſelbſtändige Kaufmann Johannesburg Adieu ſagen. Aber auch die beſten Standplätze für Läden in der Goldſtadt ſind Eigentum der Kapitaliſten und geben dieſen Gelegenheit, auf den Kaufmannsſtand nötigenfalls einen Druck auszuüben. Und endlich ſind ſie es, die die Kurſe an der Börſe machen, die letzte Zuflucht und Hoffnung derer, die auf

leichte Art ein paar Pfund verdienen möchten. Noch zeigen die Kapitaliſten nicht ihre Macht in ihrem ganzen Umfange. Die Wahlen zu der neuen Volksvertretung ſtehen ja bevor, möglicherweiſe kommt auch bald in England eine liberale Regierung ans Ruder, gegen die es Front zu machen gilt. Man will ſich nicht zu viel Feinde machen; ſollte die Bahn aber einmal frei ſein, dann werden ſie die letzten ſein, Schüchternheit im Gebrauch ihrer Kräfte an den Tag zu legen.

Iſt es zweckmäßig von der Regierung, jemand, der bereits über ſolche Macht verfügt, dieſe noch zu ſtärken? Die Antwort liegt nahe: jawohl, gerade weil das Großkapital der ſtärkſte Faktor im wirtſchaftlichen und politiſchen Leben Transvaals iſt, verbündet ſich die Regierung mit ihm. Gegen eine ſolche Beweisführung ſpricht indes, daß die Randmagnaten nur Bundesgenoſſen auf Zeit ſind und ſich in demſelben Augenblick von der Bundesgenoſſenſchaft mit der Regierung losſagen werden, wo dieſe ihnen nichts mehr zu bieten vermag. Die liberale Preſſe in England weiſt ſtets auf die lange Reihe deutſcher und jüdiſcher Namen hin, deren Träger die Randkapitaliſten ſind. Seht, heißt es da, das ſind die Leute, für die England 250 Mill. Pfund und ſo viele Menſchenleben geopfert hat. Und in der Tat, was ſollen auch die Herren Beit, Wernher, Eckſtein, Reyersbach, Schumacher, Albu, Neumann, Ochs uſw. für das engliſche 'Empire' empfinden? Für ſie iſt es ein Faktor in ihren geſchäftlichen Berechnungen und ähnlich, wie Milner vielleicht glaubte, ſich ihrer bedienen zu müſſen, als der ſtärkſten Macht, ſo haben ſie ſich Milners bedient als des augenblicklich mindeſt ebenſo ſtarken Partners. Sollte ein liberales Miniſterium in England

ans Ruder kommen, das ſich gegen ihre Intereſſen ſtellt, ſo wird ihnen eine Stellungnahme gegen dieſes wenig Beſchwerde machen. Hat doch einer der Teilhaber der Firma Wernher-Beit, Schumacher, im März vergangenen Jahres der liberalen Partei bei der Generalverſammlung einer Minengeſellſchaft recht deutlich gedroht. „Ich fürchte," ſagte er, „daß die Liberalen nicht genügend bedenken, wie hart es für ſie ſein wird, einzuſchwenken, wenn ſie zur Macht kommen und Verantwortlichkeit auf ihnen laſtet, und wie ſchwierig es für ſie ſein wird, britiſchen Einfluß und britiſches Anſehen in Südafrika aufrecht zu erhalten, das ſie in ſo hohem Maße gefährdet haben." Arbeitet ihr bisheriger Bundesgenoſſe nicht mehr weiter für ſie, dann werden die Kapitaliſten ſich, durch keinerlei ſentimentale Bedenken belaſtet, nach andern Bundesgenoſſen umſehen. Sie werden immer welche finden; denn wie ſcharf auch die Gegnerſchaft gegen ſie in vielen Kreiſen in Südafrika ſein mag, das hat doch jeder vor Augen, daß ſie eine Macht ſind, die ſich zur Geltung zu bringen weiß; man wird viel lieber mit ihnen Kompromiſſe eingehen, als ſie zum Feinde haben. Der engliſchen Regierung aber fehlt vor allem die Eigenſchaft der Beſtändigkeit; gegenwärtig geht ſie mit den Kapitaliſten durch Dick und Dünn und ſchafft ſich die weißen Arbeiter, Handwerker, kleinen Kaufleute uſw. zu Feinden. Ein liberales Miniſterium möchte vielleicht geneigt ſein, Unterſtützung bei letzteren zu ſuchen; aber auf allzu offene Beihilfe ihrer natürlichen Verbündeten könnte es kaum rechnen, denn die meiſten davon ſind in wirtſchaftlicher Abhängigkeit von den Kapitaliſten, was kein Miniſterium in England aus der Welt ſchaffen kann. Endlich, wie lange bleibt die liberale Partei am Ruder,

wie bald ſchon können die Gönner der Randmagnaten wieder im Beſitze der Herrſchaft ſein und dann ſtatt mit Geißeln mit Skorpionen ſchlagen? Bei allem Kampfgeſchrei ſpricht die natürliche Logik der Dinge immer wieder für eine Verſtändigung der Parteien in Südafrika ſelbſt, die dauernde Zuſtände ſchafft und eine Einmiſchung der wechſelnden Regierungen in England möglichſt überflüſſig macht.

5. Kapitel.

Burenrenaissance.

Gar oft war während meines Aufenthalts in Südafrika die Frage an mich gerichtet worden, welchen Eindruck die Buren auf mich gemacht hätten, ob nicht ein erheblicher Zwiespalt klaffe zwischen dem Idealbild, das man sich in Europa während des Krieges vom Burenvolk gemacht habe und der nüchternen Wirklichkeit. Ich antwortete häufig mit der Gegenfrage, welches Urteil der Frager selbst sich über die Buren gebildet habe, um darauf wiederum die verschiedenartigsten Antworten zu erhalten. Der eine hielt nicht viel von ihnen, der andere hatte eine gute Meinung, der hob dieses Laster, jener gerade entgegengesetzte Tugenden als Charaktereigenschaften der Buren hervor. Und wenn dann jemand ein besonders schroffes Urteil abgegeben hatte, dann schränkte er es häufig dahin ein, er könne nur von den Buren sprechen, die er kenne, er wollte, da er seine Erfahrungen in Transvaal gewonnen habe, nicht über die Buren des Freistaats und der Kapkolonie urteilen oder umgekehrt.

Diese Vielgestaltigkeit der Ansichten machte mir so recht klar, wie schwierig es ist, den Charakter eines ganzen Volkes beurteilen zu wollen. Wie lange Bekanntschaft

gehört ſchon dazu, um einen einzelnen Menſchen zu ergründen, wie leicht macht der perſönliche Standpunkt, von dem aus wir doch immer urteilen, einſeitig und ungerecht. Ich mußte unwillkürlich daran denken, wie raſch der Fremde, der etwa zum erſten Male nach Neapel kommt, mit ſeiner Wertung der dortigen Bevölkerung fertig iſt, die er mit ſelbſtgewiſſer Zuverſicht an den Wirtstafeln der Hotels zum beſten gibt. Lebt man längere Zeit dort, dann beobachtet man Züge im Volksleben, die zum Nachdenken herausfordern, Zweifel und Fragen tauchen auf, die einem in der erſten Zeit, wo man ſo feſt überzeugt war, weiter nichts als ein Volk von Bettlern und Dieben vor ſich zu haben, nie in den Sinn gekommen waren. Und als ich einmal einen verſtändigen Mann, der ſchon ein Menſchenalter unter dieſem Volke lebte, um ſein Urteil frug, da meinte er, je genauer er es kennen gelernt habe, deſto rätſelhafter erſcheine es ihm. Und ſchließlich, ſollten wir nicht meinen, wir wären am eheſten in der Lage über unſer eigenes Volk zu urteilen, wir ſtänden ihm am nächſten, wir kennten es am beſten? und doch, wie wechſelt ſelbſt bei denen, die ſich ernſtlich bemühen, hier auf den Grund zu ſteigen, das Urteil je nach der Stimmung und den Eindrücken des Augenblicks. Kaum daß es gottbegnadeten Staatsmännern oder Politikern gelingt ein Volk in ſeinem innerſten Kern zu erfaſſen, ſein Fühlen und Handeln in einer beſtimmten Lage vorauszuſehen. Deshalb möchte ich die Gefahr vermeiden, die vielen ſchiefen und halbwahren Urteile, die über die Buren gefällt worden ſind, um eines zu vermehren. Noch weniger liegt mir daran, die öffentliche Meinung Deutſchlands, die während des Krieges ſo ſehr von Begeiſterung für das Burenvolk erfüllt war, zurechtſetzen zu wollen. Es iſt das gute Recht jedes

Volkes, aus der Tagesgeſchichte dasjenige herauszugreifen, was ſeinen Idealen Nahrung gibt, und wenn es mit den Führern des Burenvolks, die, meiſt aus einfachen Verhältniſſen hervorgegangen, ohne den äußeren Druck der Disziplin während des Krieges ein ſo reiches Maß von Begabung und Charakter bewieſen, Heldenverehrung trieb, ſo bin ich heute noch der Überzeugung, daß ſein natürliches Inſtinkt es nicht irre geleitet hat.

Im Rahmen dieſes Buches liegt kein Bedürfnis vor, zu einem abſoluten Werturteil über die Buren zu gelangen. Wohl aber iſt es nötig, darüber Klarheit zu gewinnen, zu welcher Rolle in der Geſchichte Südafrikas es befähigt iſt, in welcher Weiſe die Ereigniſſe des Krieges auf ſeine ſoziale Gliederung, ſeine wirtſchaftliche Lage, ſeine Gedankenwelt und ſein Verhältnis zu ſeinem Volkstum eingewirkt haben. Für manches hat die Geſchichte bereits vor dem Kriege den Nachweis erbracht. Die hervorragende koloniſatoriſche Fähigkeit des Buren gerade in den primitivſten Verhältniſſen ſteht außer Zweifel. Daß er ſtaatsbildende Befähigung beſitzt, hat zum mindeſten der Oranje-Freiſtaat bewieſen, und zahlreiche Afrikander der Kapkolonie haben gezeigt, daß der Bur auch in der fortgeſchrittenen Entwickelung moderner Ziviliſation vollkommen befähigt iſt, in den höheren ſozialen Schichten eine Rolle zu ſpielen. Viel weniger kann man es bisher als erwieſen betrachten, daß der Bur die Fähigkeit beſitzt, einer mit mächtigen Hilfsmitteln ausgeſtatteten, weit entwickelten Ziviliſation wie der des engliſchen Volkes gegenüber ſeine nationale Eigenart zu behaupten und — was ja zu dieſer Behauptung in Zukunft nötig ſein wird — eine eigene nationale Kultur aufzubauen. Von welchen Gefahren in dieſer Beziehung das buriſche

Afrikandertum in der Kapkolonie bedroht wird, habe ich bereits gezeigt. Die Republiken konnten bisher als ein Schutzwall angeſehen werden, hinter dem das Volk ſeiner Eigenart leben und am Aufbau ſeiner nationalen Einrichtungen arbeiten konnte. Es ſtellt ſich die Frage, ob jetzt nicht dem ganzen Burenvolke Südafrikas das Schickſal der Verengländerung droht, dem die Buren der Kapkolonie mehr als einmal verfallen ſchienen, nachdem jetzt das ſtärkſte Bollwerk ihrer nationalen Verteidigung durch den Krieg zerſtört worden iſt.

Die Lage des Volkes nach dem Kriege war alles eher denn roſig. Zu dem niederdrückenden Gefühl, das all der Kampf und die gebrachten Opfer das erſehnte Ziel: die Behauptung der Freiheit nicht gebracht hatten, geſellte ſich der Gedanke, daß die tiefſten Urſachen dieſes Ergebniſſes auf eigener Schuld beruhten. Von vornherein war es nur ein Teil des Volkes geweſen, das in dieſen Streit gezogen war. Die Kapkolonie hatte wohl eine Anzahl von Streitern geſtellt, aber die berufenen Führer des Volkes dort hatten in entſcheidenden Momenten ſogar ihre moraliſche Unterſtützung verſagt. Auch in den Republiken war ein Teil der Bürger von vornherein gegen den Krieg geweſen. Mit den erſten Niederlagen und dem Einzuge des engliſchen Heeres in die beiden Hauptſtädte war dann der moraliſche Halt des Volkes völlig zuſammengebrochen, tauſende hatten ſich ruhmlos ergeben und waren auf ihre Farmen zurückgekehrt, erſt allmählich organiſierte ſich ein Teil des Volkes zu neuem Widerſtande, nachdem ſo viele wertvolle Kräfte bereits ausgeſchaltet waren. Während ſich nun auf der einen Seite zweifellos ein Bild männlicher Tapferkeit und aufopfernder Vaterlandsliebe entrollt,

nimmt auf der anderen Seite ein ſchmachvolles Verrätertum überhand. Es iſt nicht leicht, hierüber zahlenmäßig zuverläſſigen Aufſchluß zu erhalten. Ich nehme aber an, daß von verſchiedenen Angaben, die mir im Verlaufe meiner Umfragen danach gemacht wurden, die Schätzung, daß beim Friedensſchluß 14000 Buren gegen die Engländer fechtend im Felde ſtanden, während 8000 dieſen als 'National Scouts' Helfersdienſte leiſteten, der Wahrheit ziemlich nahe kommt.

Die Pſychologie dieſes Verrätertums bietet zweifellos eines der intereſſanteſten Probleme des Burencharakters. Die Tapferkeit, die keinen Rückhalt an einer ſtrengen Disziplin findet, iſt bis zu einem gewiſſen Grade eine Sache der Nerven, das Verrätertum aber für uns, die wir uns in einem weiter fortgeſchrittenen Zuſtand ſtaatlichen und nationalen Zuſammenlebens befinden, doch nur eine Frage moraliſcher Minderwertigkeit. Um eine Erklärung dafür zu finden muß man ſich indeſſen entſinnen, daß bei den Buren ein National- und Staatsgefühl zur Zeit des Ausbruchs des Krieges kaum erſt im Werden war. Auf die geſchichtlichen Tatſachen, die beweiſen, wie wenig bei den Buren ein innerliches Bedürfnis zu einer einheitlichen Zuſammenfaſſung der Nation in einem Staatsgebilde vorhanden war, habe ich in einem früheren Kapitel bereits hingewieſen. Aus dieſen Verhältniſſen heraus kann man den Ausſpruch des Präſidenten Steijn nach dem Friedensſchluſſe verſtehen, daß es die wertvollſte Frucht des Krieges ſei, daß nun die Buren alle im gleichen Loſe vereint ſeien und nicht mehr auseinandergeriſſen werden könnten. Dem zügelloſen, durch keine Disziplin gebändigten Individualismus entſprang denn auch das Verrätertum. Die einen kämpften

gegen Englands Herrſchaft, weil ſie darin eine Bedrohung ihrer perſönlichen Unabhängigkeit ſahen, ſie fochten weit weniger für das ideelle Gut des nationalen Staates, als für ihre individuelle Freiheit, für ihren Herd, für ihre Farm, für ihre Herden. Und diejenigen, die von vornherein gegen den Krieg waren und den weiteren Kampf als nutzloſe Auflehnung gegen ein nicht mehr zu wendendes Schickſal betrachteten, die darin lediglich die Schädigung ihren eigenen materiellen Intereſſen ſahen, glaubten dieſen am beſten zu dienen, indem ſie gegen ihre eigenen Volksgenoſſen die Waffen ergriffen, um die Beendigung des Streites zu erzwingen.

Das Gefühl für nationale Ehre war aber doch ſo weit geſchärft, daß dieſe Handlungsweiſe als ſchmachvoll gebrandmarkt war. So ſtanden die National-Scouts nach dem Kriege völlig außerhalb ihrer Volksgemeinſchaft, der Zutritt zu der eigenen Kirche war ihnen verwehrt. Da und dort fand einer der Verräter den Ausweg aus der unerträglichen Lage, indem er öffentlich ſeine Volksgenoſſen für ſein Verhalten während des Krieges um Verzeihung bat. Dieſe reichlich ſchwülſtigen Erklärungen wurden zunächſt vor dem Kirchenrate abgegeben und dann in den Blättern veröffentlicht. Ein Teil der National-Scouts wurde von der engliſchen Regierung in den 'Burgherlandſettlements' angeſiedelt, ein achtenswertes Gefühl für Reinlichkeit hält aber auch die Engländer vor einem engeren Verkehr mit dieſen Leuten zurück. Ich glaube zwar nicht, daß ein größerer Teil dieſer Verräter oder deren Nachkommen verengländern wird, ſollte es aber doch der Fall ſein, ſo würde dies nur eine Reinigung des Burentums von minderwertigen Elementen bedeuten.

Indes war der Gegenſatz zwiſchen den Burghers und den Verrätern nicht der einzige, der das Volk verteilt erhielt, als es aus dem Kriege nach ſeinen Wohnplätzen zurückkehrte. Auch mit den 'Handsuppers', die ſich nach dem Einzuge von Lord Roberts in die Republiken unrühmlicherweiſe ergeben hatten, wollte der Burgher, der bis zum Ende gefochten hatte, nichts zu tun haben. Aber es war klar, daß hier der Grad des Verſchuldens doch außerordentlich ſchwankte; wo der eine mit vollem Bewußtſein ſich von der Sache ſeines Volkes losgeſagt haben mochte, war der andere vielleicht bloß durch Verſchulden einer einzelnen Perſon, eines Generals oder Kommandanten, der die Übergabe veranlaßte, in die gleiche Lage geraten. Immerhin hatte die engliſche Regierung hier eine vorzügliche Gelegenheit, den Zwieſpalt auszunützen und den einen Teil der Buren durch den anderen zu beherrſchen. Die meiſten Handsuppers hatten ſich auf die Proklamation von Lord Roberts hin ergeben, die jedem, der ruhig auf ſeine Farm zurückkehren würde, Schutz von Leben und Eigentum verſprach. Als der Krieg dann aber fortging, mußten auch dieſe Buren mit Ausnahme weniger, die in der Nähe der großen Orte wohnten, die dauernd in den Händen der Engländer blieben, ihre Farmen räumen. Sie wurden dann zwar meiſt in beſondere Kamps gebracht, wo ihnen eine beſſere Behandlung zuteil wurde als den Angehörigen der Kämpfer, aber ihr Vieh ward weggetrieben, ihre Häuſer wurden zerſtört und ihre Anſprüche auf Entſchädigung fanden ebenſowenig Berückſichtigung, wie die der Burghers, die bis zum Ende im Felde ſtanden. Endlich war vom Friedensſchluſſe her eine ſtarke Verſtimmung der Freiſtaater gegen die Transvaaler zurück-

geblieben. Als die Abgeordneten der beiden Republiken in Vereeniging zur Beratung der Friedensvorſchläge von Lord Kitchener zuſammenkamen, da blieb ihnen kaum etwas anderes übrig, als ſich zu ergeben. Denn während des Waffenſtillſtands hatten die Engländer die Bedingungen desſelben nicht eingehalten, waren aber auch ſo unter allen Umſtänden in der Lage, die Stellungen der einzelnen Burenkommandos auszukundſchaften; ſie hatten dieſe umſtellt und wäre es nicht zum Friedensſchluß gekommen, ſo hätten ſie doch bald die einzelnen Abteilungen erdrückt, nachdem dieſe ihren Hauptvorteil, überall und nirgends zu ſein, verloren hatten. Wollten die Buren weiter fechten, dann durften ihre Führer nicht erſt nach Pretoria zu den Verhandlungen mit Kitchener reiſen. Trotzdem hatten in Vereeniging die Freiſtaater für die Fortſetzung des Krieges geſtimmt. 'Aber wir hatten', ſo ſagte mir ein Freiſtaatſcher Kommandant, der an den Verhandlungen teilgenommen hatte, 'das Gefühl, wir könnten beſchließen, was wir wollten, ein Teil der transvaalſchen Kommandos würde ſich doch nach der Rückkehr einfach ergeben'. So glich die Verfaſſung des Burenvolks nach dem Kriege allem eher, als dem Bilde einer erhebenden Einigkeit. Es war der Druck der gemeinſamen Not und die Mißgriffe der engliſchen Regierung, die die Buren viel raſcher zuſammenführten, als ſelbſt Optimiſten unter ihren Führern zu hoffen gewagt hatten.

Als die Buren aus dem Kriege auf ihre Farmen zurückkehrten, fanden ſie meiſt weiter nichts als das nackte Land vor, die Ruinen eines Farmhauſes, nicht ein Stück Vieh. Die Barmittel, die ſelbſt reichen Buren zur Verfügung ſtanden, waren ſehr geringfügig, denn nach

Bauernart hatten ſie ihr Vermögen immer in ihren Herden ſtecken laſſen, dem äußeren Zeichen ihres Reichtums, was allein ſchon im Hinblick auf die häufigen Viehſeuchen ſehr unverſtändig war. Ich lernte im Diſtrikt Harriſmith einen Buren kennen, der vor dem Kriege 1800 Pferde und viele Tauſende von Schafen, Rindvieh uſw. beſaß; während des Krieges war er in den Bergen herumgezogen, ſo daß die Engländer ihn nicht fangen konnten. Von ſeinen Herden, die vor dem Kriege einen Verkaufswert von über 2 Millionen Mark beſeſſen haben mochten, blieb ihm nicht ein Stück. Nun mußte er Schulden machen, um ſich neuen Viehbeſtand anzuſchaffen und in kleinem Maßſtabe wieder zu beginnen. Aber ſein Beſitztum iſt über 20000 kapſche Morgen groß, er kann ſich Geld verſchaffen, und wenn ihn nicht beſondere Unglücksfälle treffen, ſteht er in einigen Jahren ſchon wieder feſt auf den Beinen. Aber natürlich ſind Leute mit ſo großem Grundbeſitz doch nur die Ausnahme. Manche konnten ſich indes auf andere Art helfen: Unmittelbar nach dem Kriege waren die Landpreiſe ganz unſinnig in die Höhe geſchnellt, die Regierung, engliſche „Gentleman-Farmer“, die großen Landgeſellſchaften kauften zum Teil zu wahren Phantaſiepreiſen. Die Führer der Buren hatten verſtändigerweiſe den Rat gegeben, ruhig zu verkaufen — es hätte, beiläufig bemerkt, auch nichts genützt, wenn ſie das Gegenteil getan hätten; ſo konnte dann mancher, der eine vielleicht verſchuldete große Farm zu guten Preiſen losgeſchlagen hatte, nun auf einem kleineren Platz mit guter Ausſicht auf Erfolg ſeine Wirtſchaft von neuem beginnen.

Hierbei kam den Buren ſehr zuſtatten, daß ſie eine ſentimentale Anhänglichkeit an einen beſtimmten Ort

nicht kennen, ſo ſtark im übrigen auch ihr ſüdafrikaniſches Heimatgefühl ſein mag; es wird alſo kaum vorkommen, daß ein Bur lediglich um die vom Vater ererbte Farm in der Familie zu erhalten, einen ausſichtsloſen Kampf gegen ſeine Gläubiger führt. Zum Teil liegt das daran, daß alte Familientraditionen ſich ja mit Rückſicht auf die verhältnismäßig kurze Spanne Zeit, die ſeit der erſten Beſiedelung der Republiken verfloſſen iſt, an den Beſitz nicht knüpfen können; auch der alte Treckgeiſt iſt immer noch lebendig und die Einförmigkeit der ſüdafrikaniſchen Landſchaft läßt eine Farm wie die andere erſcheinen. General de Wet war z. B. geraume Zeit vor dem Kriege Farmer in Transvaal, damals auch Mitglied des transvaalſchen Volksrats geweſen; dann ſiedelte er ſich im Freiſtaat an. Nach dem Kriege hatte er eine günſtige Gelegenheit ſeinen Beſitz zu verkaufen und kaufte ſich eine andere Farm bei Edenburg, wo er jetzt lebt. Von größeren Farmen wurde häufig ein Teil verkauft um den Reſt erhalten zu können. Hierbei kam dem einzelnen, noch viel mehr aber der Geſamtheit des Burentums die Kapitalreſerve zugute, die ſich doch bereits bei den Buren in der Kapkolonie und Natal angeſammelt hatte. Vielfach wurden Farmen von Kap- und Natalburen gekauft; auch heute hat der Wanderzug von der Küſte nach dem Inneren nicht aufgehört; in den reichen Weinbaudiſtrikten der Weſtprovinz wird der Boden knapp, dem Farmer droht dort das Schickſal Kleinbauer zu werden. In Natal wird der ausgeſprochene Jingoismus der Regierung den Buren, die da nur eine kleine Minderheit bilden, unangenehm. Dieſe Käufe halten nun die Preiſe doch noch auf einen erträglichen Stand und verhindern, daß allzuviel Beſitz in engliſche

Hände übergeht. Ferner hatten viele Buren in Transvaal, deren Hauptfarm auf dem Hochfeld liegt, außerdem noch eine Farm im ſogenannten 'Lagerveldt', dem tiefgelegenen, im Sommer höchſt ungeſunden Teile des Landes, wohin ſie ihr Vieh im Winter auf die Weide trieben. Nun verkauften ſie — meiſt allerdings zu recht niedrigen Preiſen — dieſe Farmen vorwiegend an Landgeſellſchaften. Ein ähnliches Verhältnis beſteht, wenn auch in geringerem Umfange, zwiſchen dem hochgelegenen Diſtrikt Harriſmith im Freiſtaat und Natal. Manche Buren in Transvaal konnten ſich auch durch den Verkauf der Mineralrechte auf ihren Farmen Mittel verſchaffen.

In bezug auf vorhandene Hypotheken ſind die ſüdafrikaniſchen Geldinſtitute ſehr entgegenkommend; bei einigen, wie der großen 'South-African-Mutual'-Verſicherungsgeſellſchaft, haben Afrikander Einfluß auf die Verwaltung. Auch das Vermögen der reformierten Kirche der Kapkolonie iſt zum Teil in Hypotheken angelegt. Aber auch rein engliſche Banken wiſſen, daß das Anziehen der Kreditſchraube an irgend einem Punkte ganz unabſehbare Folgen haben kann. Denn bisher hat bloß die zuwartende Haltung der Banken eine große Kataſtrophe in Südafrika verhindert, die freilich für dieſe ſelbſt auch recht verhängnisvoll werden würde. Gleich nach dem Kriege konnten ſich manche Buren auch Geld bei Freunden und Verwandten in Natal und der Kapkolonie verſchaffen; der Zinsfuß betrug in der erſten Zeit für Darlehen gegen erſte Sicherheiten im Freiſtaat nicht mehr als 6 Prozent; gegenwärtig werden indes in Transvaal 8 bis 9 Prozent häufig ohne Erfolg angeboten.

Jedenfalls reichten alle dieſe Hilfsquellen nicht ent-

fernt aus, um den Buren in den verwüſteten Republiken den Wiederbeginn der Wirtſchaft zu ermöglichen; den minder Kreditfähigen, die nur einen kleinen Platz von 800 bis 1000 Morgen beſaßen, waren ja auch von vornherein die meiſten dieſer Wege verſchloſſen, von denen, die ſchon vor dem Kriege ſtark verſchuldet waren, ganz zu ſchweigen. So blieb die Repatriationskommiſſion die einzige Zuflucht. Über die Art der Verwaltung dieſer Körperſchaft habe ich bereits geſprochen; zu den 35 Millionen, die für die Adminiſtration verwendet wurden, kamen noch etwa 12 Millionen für Transporte. Das ſind die offiziellen Ziffern; das ſonſt noch einiges, was für Repatriationszwecke angekreidet wurde, den Weg in die Taſchen der Verwaltungsbeamten fand, dafür ſpricht der Umſtand, daß beim Repatriationsgeſchäft hauptſächlich Beamte der Militärintendantur verwendet wurden, bei der, wie erſt ganz kürzlich durch eine Unterſuchungskommiſſion in England feſtgeſtellt wurde, während des Burenkrieges enorme Unterſchleife ſtattgefunden haben. Den Buren gegenüber entwickelte die Repatriationskommiſſion jedenfalls ein hohes Maß geſchäftlicher Geriebenheit. Die Hauptaufgabe war, ſie möglichſt tief in die Tinte zu reiten und ihnen Vieh, Saatgut, Lebensmittel zu hohen Preiſen anzuhängen. Wie dabei verfahren wurde, ſei an folgenden Beiſpielen erläutert. Im Bezirk Ruſtenburg wurde während des Krieges das Vieh von allen Farmen nach Ruſtenburg zuſammengetrieben; die Eigentümer bekamen teilweiſe Empfangsbeſcheinigungen, die nach dem Kriege entweder gar nicht, oder zu ganz geringen Beträgen eingelöſt wurden; das Vieh hatte ſich aber ganz gut durch den Krieg gehalten und wurde den Buren dann für

500—600 Mark für den Ochſen zurückverkauft. Häufig waren die verkauften Gegenſtände minderwertig oder völlig unbrauchbar; es wurde mir ein Fall berichtet, wo die Kommiſſion in einem Orte völlig verdorbene Kartoffeln von der Zentrale erhalten hatte. Der Mann, der daſelbſt dem Verkaufe vorſtand, berichtet darüber an die Zentrale, erhält aber den ſtrikten Auftrag, das unbrauchbare Zeug zu dem an ſich ſchon ſehr hohen Preiſe für gute Ware los zu werden. Dies wird auch beſorgt, und zwar ſo, daß jeder Bur, der eine Kiſte guter Kartoffeln kaufen wollte, eine Kiſte fauler dazu kaufen mußte, ſo daß ihm das Saatgut etwa auf das Vierfache des wirklichen Preiſes zu ſtehen kam. Es gab für ihn auch kein Mittel ſich der Repatriationskommiſſion zu entziehen, denn dieſe war die Herrin der Eiſenbahnen und in der erſten Zeit auch die alleinige Beſitzerin von Transporttieren. Als nun z. B. einige Buren nach Deutſch-Südweſtafrika gingen, dort Vieh kauften und nach Transvaal trieben und trotz der ſtarken Verluſte, die der weite Transport mit ſich brachte, nur halb ſo teuer wie die Repatriationskommiſſion verkauften, da wurde das deutſche Gebiet einfach für verſeucht erklärt und die Grenze geſperrt, während es gerade das von der Regierung eingeführte Vieh war, das das Küſtenfieber nach Transvaal brachte. Nun raffte dieſe Seuche einen großen Teil des Viehs weg, das den Buren zu ſo hohen Preiſen verkauft worden war.

Zum Teil waren die Buren nun freilich gegenüber der Repatriationskommiſſion ſehr leichtſinnig geweſen; ſie verließen ſich darauf, daß ſie für die von der Militärverwaltung ausgeſtellten Requiſitionsſcheine, von denen Chamberlain geſagt hatte, ſie wären ſo gut wie die

Noten der Bank von England, den vollen Wert erhalten würden und für ihre Kriegsſchäden mindeſtens einen guten Teil. Die Handsuppers rechneten ſogar auf volle Entſchädigung, denn Lord Roberts hatte es doch ſo in ſeiner erſten Proklamation nach der Einnahme von Bloemfontein verſprochen. Nun erfüllten ſich alle dieſe Hoffnungen nicht; die Militärverwaltung ſchaffte ſich die ganze Geſchichte vom Halſe, indem ſie der Zivilverwaltung 60 Millionen Mark übergab, mit der alle Requiſitionsſcheine eingelöſt werden ſollten; das war aber natürlich nur ein Bruchteil der Forderungen. Und die 60 Millionen Mark, die im Friedenstraktat zu Vereeniging feſtgeſetzt waren — wie die Buren meinten, bloß für die Bürger, die bis zum Ende gekämpft hatten — wurden für Entſchädigungen jeder Art verwendet; ſelbſt Leute, die die Regierung glimpflich zu behandeln den Wunſch hatte, bekamen für ihre von der Entſchädigungskommiſſion als gerechtfertigt anerkannten Forderungen kaum 3 bis 4 Prozent, ſehr viele aber bekamen überhaupt gar nichts.

So ſteht denn heute den Schulden bei der Repatriationskommiſſion kein oder kein weſentliches Guthaben bei der Entſchädigungskommiſſion gegenüber. Der Rückzahlungstermin für dieſe Schulden wurde ſchon einmal von der Regierung hinausgeſchoben und er wird es ſicherlich noch mehr als einmal werden. Die Regierung hat auch 10 Millionen Mark Hypothekenforderungen übernommen, die Eigentum der alten Transvaalregierung waren. Nimmt man das alles zuſammen, ſo hätte ſie allerdings die beiden Enden des Stricks in der Hand, mit dem ſie dem Burentum den Hals zuſchnüren könnte. Vielleicht hat Lord Milner ſich gleich nach dem Kriege die Sache ſo vorgeſtellt, daß dieſe mit ſo großem Geſchick

den Leuten um den Hals gelegte Schlinge nur allmählich zugezogen werden ſollte, damit das zum Verkaufe kommende Land in gleichem Zeitmaße von engliſchen Siedlern aufgenommen werden könnte. Aber dieſe engliſchen Anſiedler ſind entgegen den gehegten Erwartungen nicht da. Eine Einforderung der Vorſchüſſe würde geradezu eine Entwertung des Landes herbeiführen, die erſt ſo recht zeigen würde, wie teuer die Regierung nach dem Kriege gekauft hatte; andererſeits würde es die Stimmung der Buren aufs äußerſte erbittern und vielleicht hat der engliſche Publiziſt Pakeman nicht ſo Unrecht, wenn er meint es würde die Wiederentfachung des Brandes bedeuten, den man eben erſt gelöſcht hat. Das Hauptergebnis dieſes Zuſtandes bildet in der Stimmung der Buren ein ſtarkes Mißtrauen gegen alles, was von der engliſchen Regierung kommt. Der engliſche Beamte hat im allgemeinen ſicherlich auch die guten Umgangsformen, die im engliſchen Volke ſo weit verbreitet ſind, er wird den Leuten lieber freundlich, als herriſch entgegentreten und ſie mit ein paar unverbindlichen Verſprechungen entlaſſen. Aber der gute Eindruck verwiſcht ſich, wenn die Erfahrung die Leute lehrt, daß hinter dieſen Verſprechungen nichts ſteckt. „Man kann ihnen nicht glauben“, ſagte mir ein Handsupper, der ſich während des Krieges ſehr wenig rühmlich benommen hatte; „ich hatte früher eine gute Meinung von dem Volke; aber jetzt weiß ich, wenn ein Engländer all right ſagt, das ſoviel bedeutet wie all wrong.“

Das hier Geſagte gilt von den Buren, die über eigenen Beſitz verfügen; anders geſtaltete ſich das Schickſal der ſogenannten *Beiwohner*, die ſchon vor dem Kriege arme Leute ohne Land geweſen waren, die bei reicheren Buren

als Pächter lebten. Mit der Pächterwirtſchaft etwa in England hatte das Verhältnis dieſer Leute zu dem Grundherrn keinerlei Ähnlichkeit. Es war faſt durchaus patriarchaliſch, der Farmbeſitzer und der Beiwohner waren häufig durch verwandtſchaftliche Bande miteinander verbunden, die Abgaben wurden in Naturalien geleiſtet, vielfach auch völlig nachgeſehen. Im allgemeinen war die Lage dieſer Leute erträglich, konnte ſich aber freilich durch Mißernten oder Viehſeuchen recht unerquicklich geſtalten. Weder für den Fortſchritt der Landwirtſchaft noch in bezug auf die Erziehung dieſer Burenklaſſe zur Arbeit war dieſer Zuſtand ſonderlich wünſchenswert. Nach dem Kriege waren dieſe Leute völlig mittellos. Ihr beſcheidenes Heim war zerſtört, ihr Vieh weggetrieben, ſie hatten nichts, was ſie als Pfand geben konnten, um Geld zu erhalten, und der Beſitzer des Landes, auf dem ſie früher gelebt hatten, mußte ſelbſt unter den ſchwierigſten Verhältniſſen von vorne beginnen. Was Wunder, daß dieſe Leute keinerlei Eile hatten, die Konzentrationslager zu verlaſſen. Aber mit Beginn des Jahres 1903 wurden dieſe aufgehoben. Nun leitete die Regierung Notſtandsarbeiten ein, um dieſe Buren zu beſchäftigen; zum Teil geſchah dies über Hals und Kopf mit ſtarker Vergeudung öffentlicher Mittel, wofür unbrauchbare Bewäſſerungsanlagen in der Oranje-Flußkolonie noch lange Zeugnis ablegen werden. Die Leute bekamen 5 Shilling Tagelohn, gewiß ſehr wenig für Südafrika, aber doch genug, um ſie vor Hunger zu bewahren. Sie mußten zum Teil beim Bau von Häuſern uſw. Arbeit verrichten, die ſie nie zuvor getan hatten, und erwieſen ſich dabei geſchickt und anſtellig, wie mir ein engliſcher Beamter, der die Leitung einer ſolchen Arbeit hatte, verſicherte. Aber das

Geld nahm ein Ende, und die Notſtandsarbeiten wurden eingeſtellt. Die Leute gingen in die größeren Orte, in der Hoffnung, dort Arbeit zu finden. Das war nicht leicht, denn die ungelernte Arbeit tut in dieſem Lande der Schwarze. Dazu kamen die ſchlechten Zeiten, die den Markt ſowieſo mit Arbeitſuchenden überſchwemmten.

Freilich ganz hat auch die Not den Wuſt von Vorurteilen in den Köpfen dieſer wenig gebildeten Leute nicht weggeräumt. So halten es die Mädchen für eine Schande, als Dienſtmädchen Stellung zu nehmen. Es fiel mir auf, wie oft ich in wohlhabenden Afrikanderfamilien, die ſich den Luxus weißer Dienſtboten leiſten können, Deutſche oder Holländerinnen (aus Europa) als Dienſtmädchen traf, und die Frage lag nahe, warum man dieſen dort ſo reichlichen Verdienſt (ein weißes Dienſtmädchen erhält zum Beiſpiel in Johannesburg durchſchnittlich 120 Mk. monatlich) nicht armen Burenmädchen zuwende; ſtets erhielt ich zur Antwort, dieſe täten das nicht, denn ſie wollten als Glied der Familie betrachtet werden und würden ſich in eine untergeordnete Stellung nie fügen. In einem Orte des Freiſtaats erzählte mir eine Lehrersfrau, ſie habe ſchließlich doch ein armes Burenmädchen dazu beredet, bei ihr zu dienen, da weigerte ſich aber ein Burenjunge, der dort in Penſion kommen ſollte, in einem Hauſe zu wohnen, wo ſich ein ſo tiefgeſunkenes Mädchen befinde! Hingegen wurde mir gerade in führenden Burenkreiſen darüber geklagt, daß Mädchen aus dieſer Klaſſe ſich vielfach mit engliſchen Soldaten einließen und ſo auf Abwege gerieten. Dieſe Leute haben ſich noch nicht mit dem Wandel abgefunden, den der Krieg mit ſich gebracht und der das Idyll eines ganzen Volkes, das ſich als eine Familie fühlte, für alle Zeiten zerſtört hat.

Aber dies hätte doch auf jeden Fall kommen müſſen, wenn es auch durch den Krieg beſchleunigt worden iſt; denn auch ſchon vor dem Kriege war der Unterſchied von reich und arm da, er hat ſich nur durch die Ereigniſſe erheblich verſchärft.

Auf der Grundlage dieſer ſtärkeren Ausprägung der ſozialen Gliederuug bildet ſich aber nun etwas aus, wozu unter den früheren Verhältniſſen eine beſondere Veranlaſſung kaum vorlag: die Fürſorge der gebildeten und führenden Schichten des Burenvolkes für ihre armen Volksgenoſſen und die erziehliche Einwirkung auf dieſe. Ich denke da vor allem an Perſönlichkeiten wie den Paſtor der niederdeutſch-reformierten Kirche in Pretoria, Bosman, der ſich ſchon während des Krieges durch Mut und Unerſchrockenheit ausgezeichnet hatte, während manche ſeiner Amtsbrüder es nicht wagten, die Konzentrationslager zu betreten. Unermüdlich wiederholt er ſeinen Volksgenoſſen, daß Arbeit keine Schande iſt, und daß ſie den Sinn der Prüfung, die über ſie verhängt ſei, erkennen lernen müßten. Am Tag der Beiſetzung Krügers predigte er auf offenem Platze in Pretoria in ergreifender Weiſe, indem er das Schickſal der Buren mit dem der Juden in der babyloniſchen Gefangenſchaft verglich. Aber er läßt es beim Reden nicht bewenden. Er iſt unermüdlich in der Tätigkeit für die unabhängigen nationalen Schulen. Unter ſeiner Anleitung arbeitet eine Frauenvereinigung, die daran geht, eine Dampfwäſcherei in Pretoria einzurichten, in der arme Burenmädchen Beſchäftigung finden können. Im vergangenen Jahre wurden von dieſer Frauenvereinigung innerhalb ſieben Monaten zwei Bazare abgehalten, die insgeſamt 62000 Mk. einbrachten und deren Ertrag den Schulen und Waiſenhäuſern zugute

kam. Etwa zu gleicher Zeit veranstaltete die englische Gesellschaft von Pretoria zugunsten der englischen Kathedrale daselbst einen Bazar, dessen Ergebnis jedoch nur 10000 Mk. war, trotzdem die Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein, eine Schwester des Königs, hierbei gewissermaßen für ein Eintrittsgeld von 5 Mk. zur Schau gestellt war. Neuerdings hat Pastor Bosman auch eine Arbeitsvermittelung für Buren ins Leben gerufen.

Die Frucht dieser Tätigkeit wird sich in zweierlei Weise bemerkbar machen: Einerseits hält die Fürsorge der gebildeten und wohlhabenderen Schichten der Burenbevölkerung für die Armen das Volk zusammen, was um so notwendiger ist, als durch den Umschwung aller Verhältnisse die alten patriarchalischen Bande stark gelockert sind. Andererseits wird eine soziale Schicht, die stark von der Gefahr bedroht ist, im Engländertum unterzugehen, dem Burenvolke erhalten und kann ihm in Zukunft noch wertvolle Dienste leisten. Man hat gewöhnlich gedacht, daß die Buren, die einmal in die Städte getrieben wurden, dort unfehlbar der Verengländerung anheimfallen müßten; aber selbst in Johannesburg, wo diese Gefahr zweifellos am stärksten vorhanden ist, besuchen etwa fünfhundert Kinder die dort errichteten drei unabhängigen nationalen Schulen, obwohl diese zum Teil Schulgeld erheben müssen, während der Unterricht in den englischen öffentlichen Schulen unentgeltlich ist. Die ältere Generation dieser in die Städte gedrängten armen Buren wird sich recht und schlecht durchzubringen versuchen, später vielleicht, wenn die Zustände auf dem flachen Lande sich wieder gebessert haben, zum Teil dahin zurückkehren können. Die Kinder aber, die in so harter Schule der

Not jetzt in den Städten aufwachſen, werden im Kampf ums Daſein nicht ſo hilflos ſein, wie ihre Eltern. Es wird ein zähes, geprüftes Geſchlecht werden, das in ſtädtiſchen Berufen Unterkunft ſuchen und ſo die ſoziale Gliederung des Burenvolks vervollſtändigen wird.

Neben die Sorge für dieſe Opfer des Krieges tritt die für Waiſenhäuſer und Schulen. Man hat auf engliſcher Seite geglaubt, hier am erfolgreichſten den Hebel zur Angliſierung der kommenden Generation einſetzen zu können. Schon in den Konzentrationslagern wurden engliſche Schulen eingerichtet. In dem Friedenstraktat von Vereeniging bewegte ſich auch die Abmachung über das Schulweſen in zweideutigen Allgemeinheiten, die jeder Partei geſtattete, ſich dabei zu denken, was ſie wollte. Holländiſch ſollte unterrichtet werden, wo die Eltern dies wünſchten. Die Buren legten ſich das ſo aus, daß die Unterrichtsſprache je nach dem Wunſche der Eltern holländiſch oder engliſch ſein ſollte; die Regierung hielt ſich gebunden, auf Wunſch der Eltern auch holländiſchen Unterricht erteilen zu laſſen, durch wen, in welchem Ausmaße, entſchied ſie nach ihrem eigenen Ermeſſen. Das Ziel war ziemlich eingeſtandenermaßen die Entnationaliſierung der Buren in der kommenden Generation; bezüglich ſeiner Erreichung gab man ſich aber wohl einigen Illuſionen hin. Engliſche Lehrer und Lehrerinnen wurden eingeführt, da die Kapkolonie den Bedarf nicht decken konnte, man auch wohl Lehrer von dort der Afrikandergeſinnung zu ſehr verdächtig hielt. Im Lehrplan fanden ſich allerdings drei Stunden für holländiſch vorgeſehen, aber an den meiſten Schulen fehlte es an Lehrern, die den Unterricht darin hätten erteilen können. Die Schulen waren unentgeltlich, um jeden Wettbewerb freier Schulen zu er-

ſchweren; die Ausbreitung des Schulweſens auf die ländlichen Diſtrikte wurde mit großem Eifer betrieben.

Die Reaktion gegen dieſes Syſtem blieb auf der Burenſeite nicht aus; doch iſt die weitere Entwickelung der Schulfrage im Freiſtaat andere Wege gegangen als in Transvaal, was in der Verſchiedenheit des Schulweſens in den beiden Republiken ſeine natürliche Erklärung findet. In Transvaal herrſchte vor dem Kriege das Holländiſche im Unterricht unbeſchränkt, engliſch wurde nur mit wenigen Stunden an den höheren Schulen als Fremdſprache gelehrt. Der Leiter des transvaalſchen Schulweſens, Dr. Mansveldt, war ein Holländer, desgleichen kam der größte Teil der Schullehrer von dort. Im Freiſtaat war das Unterrichtsſyſtem hingegen dem der Kapkolonie ähnlicher, wenn auch dem holländiſchen Unterricht mehr Sorgfalt zugewendet wurde, als dort; jedenfalls war es da auch das Ziel der Elementarſchulen, die Kinder mit der engliſchen Sprache vollkommen vertraut zu machen. Auch waren dort mehr Afrikander als Holländer an den Schulen beſchäftigt; an der Spitze der höchſten Unterrichtsanſtalt des Freiſtaats, des Grey College in Bloomfontein, das ſchon unter der alten Regierung vorwiegend engliſch war und es nun ganz geworden iſt, ſteht indes noch heute der Holländer Dr. Brill. Aus dieſem Grunde war in Transvaal der Widerſtand gegen die Staatsſchulen ſtärker als im Freiſtaat. Während die Lehrer des Freiſtaats leicht den Anforderungen genügen konnten, die von der engliſchen Regierung in bezug auf Kenntnis der engliſchen Sprache geſtellt wurden, war es bei den holländiſchen Lehrern in Transvaal nicht der Fall, und dieſe traten, ſoweit ſie nach dem Kriege wieder ins Land zurückgekommen waren, natürlich auch für die Er-

richtung ſelbſtändiger, von der Regierung unabhängiger Schulen ein, an denen ſie wirken konnten. Durch Vermittelung dieſer Lehrer und infolge der von früher her vorhandenen innigeren Beziehungen zu Holland war es den Transvaalern auch leichter, von dort aus Geldmittel zur Unterſtützung ihrer unabhängigen Schulen zu erlangen. Es kam dazu, daß die Kirche in Transvaal erhebliche Mittel für Schulzwecke bereit ſtellen konnte. So hatte die reformierte Kirche in Johannesburg für ihr altes Kirchengebäude, zu dem ein beträchtliches Stück Grund gehörte, 2 Millionen Mk. bekommen, die in Pretoria 1 Million. Nach Abzug der Koſten für die Errichtung der neuen Gebäude blieben in beiden Fällen noch beträchtliche Summen übrig, die für die Errichtung von Schulen in den betreffenden Orten bereit geſtellt werden konnten. Im ganzen waren zu Ende des vergangenen Jahres 220 derartige Schulen vorhanden, die unter dem Namen ‚Christelijke Nationale Onderwijs' organiſiert ſind. Die höchſte dieſer Schulen iſt die ‚Eendragt-School' in Pretoria, die im vergangenen Jahre 260 Schüler und Schülerinnen zählte, darunter, was wohl der Erwähnung wert iſt, 30 Kinder engliſcher Eltern. Das Unterrichtsſyſtem entſpricht nicht dem alten Transvaalſchen, ſondern paßt ſich den Bedürfniſſen der neuen Verhältniſſe an, indem die Pflege des Engliſchen viel ſtärkere Berückſichtigung findet. Die Eintrachtsſchule wird von einem Kap-Afrikander Dr. Hoogenhout-Marais geleitet, der, wie Profeſſor Viljoen in Stellenboſch auch in Straßburg promoviert hat.

Von holländiſcher Seite, aber auch von Seite der „Dopper" in Transvaal, werden gelegentlich Angriffe gegen die zu ſtarke Berückſichtigung, die dem Engliſchen

in dieſen Schulen, insbeſondere in der Eintrachtsſchule, zuteil wird, gerichtet. Ein Vertreter dieſes Standpunktes ſagte mir: „Sehen Sie, wenn der Bur einmal ebenſo gut engliſch kann, wie ſeine Mutterſprache, dann iſt er für uns verloren. Wir ſind zu dumm, um mit den Engländern fertig zu werden, nur wenn wir uns völlig von ihnen abſondern, haben wir Ausſicht, unſere Nationalität zu erhalten.“ Wäre dies allen Ernſtes ſo, dann ſtänden die Ausſichten allerdings verzweifelt ſchlecht, denn die Zahl der Buren, die eine derartige Abſchließungspolitik überhaupt durchführen kann, wird von Jahr zu Jahr kleiner. Es iſt aber ſicherlich kein Schaden, daß auch dieſe extremen Anſchauungen ſich auf dem Gebiete des Unterrichtsweſens praktiſch betätigen; die Dopperkirche hat die Abſicht, ihr Predigerſeminar aus Burgherſdorp nach Potſchefſtroom zu verlegen und dort zu einer höheren Schule nach dem Muſter einer deutſchen oder holländiſchen Mittelſchule auszugeſtalten, die ſich nicht an das Syſtem der Prüfungen der Kapuniverſität anſchließen ſoll. Es kann natürlich nur nützlich ſein, daß es derartige Mittelpunkte einer intenſiveren Pflege der holländiſchen Sprache gibt; man muß ſich aber darüber klar ſein, daß die allgemeine Vertretung eines ſo extremen Standpunktes die unabhängigen Schulen von vornherein zum Untergang beſtimmt hätte; denn der praktiſche Sinn des Buren hätte den Vorteil der guten Kenntnis des Engliſchen niemals irgendwelchen ideellen Rückſichten geopfert. Zudem liegt die Gefahr der Entnationaliſierung viel eher in der Art, wie der Unterricht durch engliſche Lehrer erteilt wird, als in der mangelhaften Erteilung des holländiſchen Sprachunterrichts. Gerade das wurde von den Eltern am meiſten empfunden,

daß ſie auf die Wahl der Lehrer keinen Einfluß haben ſollten.

Die Regierung iſt bis zu einem gewiſſen Grade zum Entgegenkommen bereit. Denn ſie ſieht, daß das gewünſchte Ziel, die Angliſierung der kommenden Generation doch nicht ſo leicht zu erreichen iſt, und das Syſtem des unentgeltlichen Unterrichts drückt ſehr ſtark auf die Staatskaſſe, insbeſondere, wenn es folgerichtig durchgeführt und Schulen in vollem Ausmaße des Bedarfs errichtet werden ſollen. So ſtrebte der Leiter des Unterrichtsweſens in Transvaal mit den freien Schulen einen Ausgleich an, demzufolge in zwölf der größten Orte von Transvaal mit Ausnahme von Pretoria und Johannesburg die Schulen von Schulausſchüſſen verwaltet werden ſollten, in die die Eltern acht Mitglieder wählen, die Regierung zwei ernennen ſollte. Die Leitung der freien Schulen wäre auf dieſen Vergleich eingegangen, wenn er nicht auf dieſe zwölf Orte beſchränkt und dadurch der Verdacht erweckt worden wäre, daß es ſich nur um eine Falle handle. Auch in bezug auf den holländiſchen Unterricht iſt die Regierung einigermaßen den Wünſchen entgegengekommen. Ich habe ſelbſt in einem größeren Orte des Freiſtaats einen Holländer als Lehrer an der Regierungsſchule getroffen; man hatte ihm ſogar die Leitung des Knabenpenſionats anvertraut, obwohl dieſes auch von ſeiten der Regierung Unterſtützung empfängt; der Leiter der Schule, ein Irländer, machte einen durchaus verſtändigen Eindruck und trug keinerlei Feindſeligkeit gegen den holländiſchen Unterricht zur Schau. Auch die Einfuhr gänzlich landfremder Lehrer aus England iſt durch Errichtung von Lehrerſeminaren beſchränkt worden. Eine angeſehene Perſönlichkeit aus Vryheid, das be-

kanntlich nach dem Kriege zu Natal geschlagen worden war, schilderte mir die dortigen Schulverhältnisse folgendermaßen: „In bezug auf den holländischen Unterricht in den Regierungsschulen können wir jetzt nicht mehr klagen. Die Regierung sieht schließlich doch ein, daß sie nicht mit dem Kopf durch die Wand kann. Aber der Jingogeist, in dem diese Schulen geleitet werden, geht uns wider den Strich. Da wird zum Beispiel auf dem Flaggenmast vor der Schule jedesmal in der Frühe der Union Jack aufgezogen und jedes Kind, das zur Schule kommt, muß vor ihn hintreten und die Mütze abziehen Solche Kindereien waren uns zu dumm und so haben wir unsere eigene unabhängige Schule errichtet."

Ob die Einrichtung der freien Schulen sich auf die Dauer halten wird, oder ob sie nur eine vorübergehende Kampfesorganisation bildet, um von der Regierung eine anderweitige Regelung des Schulwesens zu erreichen, muß die Zeit lehren. Die Lasten, die dem Volke dadurch auferlegt werden, sind sehr erheblich, wenn auch nicht unerschwinglich, wenn jeder nach Maßgabe seiner Mittel beisteuern wollte. Aber manche Schule mußte aus Mange an Unterstützung wieder eingehen; die Zuschüsse, die aus den seinerzeit von den Generalen in Europa gesammelten Geldern gegeben worden sind, sind größtenteils aufgebraucht. Burenfreundliche Kreise in Holland haben eine erhebliche Unterstützung für einige Jahre zugesagt, wenn diese Zeit aber vorbei ist, dann scheint es sehr fraglich, ob ein Zuschuß in gleicher Höhe dort wieder flüssig gemacht werden kann, zumal da mancherlei Verstimmungen wegen vermeintlich nicht genügender Pflege des Holländischen und der Beilegung des Schulstreits im Freistaat entstanden sind. Eine fernere Schwierigkeit ist die Beschaffung

geeigneter Lehrer, da die alten holländiſchen Lehrer meiſt nicht genügend engliſch, Afrikander häufig nicht genug ſchriftholländiſch können, um den Anforderungen des Unterrichts zu genügen; durch die Einführung einer Befähigungsprüfung für Lehrer ſucht die Verwaltung der freien Schulen dieſem Übel zu ſteuern.

Man muß dieſe Schwierigkeiten würdigen, um das Schulkompromiß, das im Freiſtaat zwiſchen der Regierung und den Burenführern in dieſem Frühjahr geſchloſſen worden iſt, richtig zu verſtehen. Dort war die Entwickelung des unabhängigen Schulweſens im Vergleich zu Transvaal von vornherein ziemlich im Rückſtand geblieben. Die Zahl der wohlhabenden Buren iſt hier kleiner, das ſchon vor dem Kriege halb engliſche Unterrichtsweſen machte den Unterſchied gegenüber den neuen Verhältniſſen weniger fühlbar. Die Schwierigkeit, geeignete Lehrer zu finden, war hier noch größer als in Transvaal. Immerhin machte es mit Recht in burenfreundlichen Kreiſen Deutſchlands und Hollands einen peinlichen Eindruck, daß im letzten Winter eine Abordnung, beſtehend aus dem Paſtor van Heerden und dem General Kritzinger hierher gereiſt war, um Gelder für die freien Schulen zu ſammeln, und nun, bevor dieſe noch nach Südafrika zurückgekehrt war, dieſes Abkommen die unabhängigen Schulen preisgab. Die Zugeſtändniſſe der Regierung waren ja allerdings nicht ſehr beträchtlich. Dem Namen nach wurde holländiſch und engliſch gleichgeſtellt, das iſt aber nicht viel mehr als ein ſchlechter Witz; denn während die Unterrichtsſprache für den ganzen Unterricht nach wie vor engliſch bleibt, werden dem grammatiſchen Unterricht in jeder der beiden Sprachen je drei Stunden zugewieſen. Schulkommiſſionen, die die Aufſicht über die Schulen führen ſollen, werden zwar zu-

gestanden, indes wird der Machtbereich derselben ziemlich enge gezogen.

Es scheint sehr fraglich, ob diese Zugeständnisse vor allem das eine Opfer wert waren, daß die Burenführer sich mit der Aufbringung der Mittel für die Schulen durch Besteuerung der ganzen weißen Bevölkerung eines Bezirks einverstanden erklärten. Aber schließlich darf man nicht vergessen, daß Männer, wie de Wet und Hertzog ihre Namen unter diese Vereinbarung gesetzt haben, und daß an der Treue beider Männer zu ihrem Volkstum nicht der Schatten eines Zweifels bestehen kann. Sie mochten sich vielleicht gesagt haben, daß es besser sei, für das gesamte Unterrichtswesen Verbesserungen durchzusetzen, als einige wenige Schulen, die man imstande gewesen wäre zu erhalten, zu besitzen, den Einfluß auf den Rest, in dem die große Mehrheit der Burenkinder Unterricht erhält, aber völlig preiszugeben. Wie es heißt, soll sich gegen das Abkommen eine starke Bewegung geltend machen und auch der frühere Präsident Steijn ein Gegner desselben sein. Daß diese Gegnerschaft Taten zeitigen wird, die über das Weiterbestehen vereinzelter unabhängiger Schulen in anderer Form hinausgeht, scheint mir nicht wahrscheinlich. Denn selbst bei gutem Willen glaube ich nicht, daß die Buren des Freistaats jetzt in der Lage sind, ein unabhängiges Schulwesen zu erhalten, das wirklich imstande wäre, mit den Regierungsschulen in Wettbewerb zu treten.

Die Berichte, die in Holland über die Schulfrage verbreitet werden, sind aus naheliegenden Gründen gefärbt, und die Gefahr der Verengländerung unter den neuen Verhältnissen wird darin stark überschätzt. Ich verkenne keineswegs, daß die Kenntnis des Schrift-

Holländischen in den gebildeten Kreisen des Burentums für die nationale Erhaltung des Volkes sehr notwendig ist, und daß seine Kenntnis unter den neuen Verhältnissen etwas zurückgehen, andererseits die des Englischen stark zunehmen wird, halte ich allerdings für unzweifelhaft; denn früher war das Holländische doch die amtliche Sprache der Behörden und insbesondere in Transvaal befanden sich sehr viele Holländer im Staatsdienst, wodurch die Leute auch in persönlichem Verkehr gelegentlich Anlaß hatten, die Sprache entweder selbst zu gebrauchen, oder doch mindestens zu hören. Die großen Anstrengungen, die man in Holland macht, um den Unterricht in der holländischen Sprache in Südafrika zu fördern, verdienen alle Anerkennung; aber die Verdrängung der holländischen Sprache ist nicht eine Frage von heute und morgen, auch nicht der nächsten 50 Jahre. Dann kann sie vielleicht einmal brennend werden; gewiß ist es gut vorzubauen; aber man kann damit auch warten bis eine Besserung der wirtschaftlichen Lage der Buren dies erleichtert. Schließlich wird in den Regierungsschulen in den ehemaligen Republiken noch mehr holländisch getrieben, als etwa in den Schulen der Kapkolonie, wo mit diesem Maßstabe gemessen, die ganze Jugend schon verengländert sein müßte. Daß auf dem flachen Lande etwa durch den englischen Unterricht der Schule das Englische als Umgangssprache in die Familien eindringen könnte, ist kaum denkbar. Was aber die gebildeten Kreise in den Städten anlangt, so mag gewiß da oder dort ein Abfall vom Volkstum stattfinden; aber mit dem englischen Unterricht allein hängt dies sicherlich nicht zusammen.

Männer wie Steijn und Hertzog haben auf dem Grey-College eine fast rein englische Erziehung erhalten.

Den Doppern in Transvaal waren die Freistaater als 'engelsch gezind' immer verdächtig. Aber von ihren Leuten, den Hinterfeldburen mit den langen Locken und ungeschorenen Bärten, die noch keine Kultur beleckt hatte, erwarteten sie die herrlichsten Heldentaten; aber gerade die ergriffen zuerst das Hasenpanier. Und als der Arm der Transvaaler schon stark erlahmte, hielten die gebildeten Freistaater ihn noch hoch und ihren Nacken steif. Nationalgefühl und Opfermut ist auch eine Frage der Bildung. Dies legt es besonders nahe, daß gerade auf dem Gebiete des höheren Schulwesens am meisten getan werden sollte, um der Verengländerung entgegenzuwirken; eine höhere Schule für Knaben und Mädchen, in der der Geist des Afrikandertums eine Stätte hat, ist viel dringender nötig, als ein über das ganze Land gespanntes Netz von Elementarschulen. Auch der vom Bloomfonteiner „Friend" angeregte Gedanke, ein Lehrerseminar zu gründen, das die öffentlichen Schulen mit Lehrern gut nationaler Gesinnung, die auch zur Erteilung des holländischen Unterrichts befähigt sind, versehen soll, ist sehr beachtenswert. Vielleicht gelingt es mit Hilfe der in Europa für das unabhängige Schulwesen des Freistaats gesammelten Geldes den einen oder anderen Plan zu verwirklichen.

Alle Erfahrung in nationalen Kämpfen in Europa lehrt, daß die Schule allein ein widerstrebendes Volk nicht entnationalisieren kann, wenn der Einfluß der Familie dem entgegensteht. Bei dem Selbstgefühl südafrikanischer Jungen werden diese sich ihr stark ausgeprägtes Selbstgefühl von keinem Lehrer zugunsten englisch-imperialistischer Gesinnung ausreden lassen. Der Zusammenhalt in den Kirchengemeinden ist sehr fest. Der Pfarrer bekommt die Kinder in den Konfirmationsunterricht, fast überall

gibt es Jünglingsvereine; die Geiſtlichen müßten ſich ſchon ſehr ſtark gegen ihre nationalen Pflichten verſündigen, wenn ſie bei ſo viel Angriffspunkten die junge Generation ins engliſche Lager hinüberſchwenken ließen. Endlich vergeſſe man doch nicht die Kriegserinnerungen, die in den Familien lebendig ſind und die doch nicht von heute auf morgen weggewiſcht werden können, als wäre es Kreideſchrift auf einer Tafel. Und es wird lange, lange dauern, ehe die mündliche Tradition dieſes Krieges im Volke vergeſſen ſein wird, ehe den letzten, der an ihm teil hatte, die kühle Erde deckt. In einer Kirche des Freiſtaats fand ich eine Gedenktafel, auf der die Namen der auf buriſcher Seite gefallenen Kämpfer verzeichnet ſtehen. Ihr Alter war neben dem Namen angemerkt, der älteſte der Gefallenen war 59, der jüngſte 15 Jahre alt. Mehr als einen jungen Burſchen habe ich getroffen, der jetzt wieder die Schulbank drückt und der den ganzen Krieg mit der Büchſe in der Hand mitgemacht hat.

Freilich wäre die Annahme irrig, daß dieſe Leute, wenn auf den Krieg die Rede kommt, ſich in leidenſchaftlichen Anklagen und Verwünſchungen ergingen. Ja, es berührt ſogar eigentümlich, mit welcher Vorliebe die Kriegsteilnehmer allerlei Schnurren erzählen, die ſie während des Krieges erlebt haben. Auch iſt das Urteil über die Art der engliſchen Kriegführung ſeitens der Buren außerordentlich objektiv. Sie erkennen eine Reihe von Maßnahmen als Notwendigkeiten an, die durch die Eigenart des Landes der engliſchen Kriegführung aufgezwungen waren und die wir von der Ferne aus vielleicht verurteilt haben. Aber gewiſſe Dinge werden die Buren nie vergeſſen, über manche Ereigniſſe können viele Jahrzehnte hingehen, es wird trotzdem nicht Gras über ihnen wachſen.

So die Bewaffnung der Eingeborenen durch die Engländer, ein Verbrechen am Anſehen der weißen Raſſe in Südafrika, das die Buren um ſo ſchärfer verurteilen, je mehr ſie ſelbſt immer bemüht waren, dieſes aufrecht zu erhalten. Dem zunächſt kommt die mutwillige Zerſtörung von Eigentum durch die Engländer. Hierbei muß man ſich folgendes gegenwärtig halten: Die Räumung des flachen Landes von ſeinen Bewohnern war zweifellos eine militäriſche Notwendigkeit. Blieben die Leute auf ihren Farmen, ſo hatte natürlich weder die Verpflegung der Burenkommandos noch auch ihre Verſorgung mit Kleidern und anderen Bedarfsgegenſtänden irgendwelche Schwierigkeiten. Hingegen war das Niederbrennen der Farmhäuſer eine auch vom militäriſchen Standpunkt völlig überflüſſige Maßregel. Hätte man die Bewohner von den Farmhäuſern weggebracht und dieſe dann verſchloſſen und verſiegelt, es wäre ſicherlich keinen Buren eingefallen, gewaltſam darin einzubrechen, um ſie etwa als Nachtquartier zu benutzen. Denn ſie wären dadurch zur reinen Menſchenfalle geworden. Die Buren wußten ſehr gut, daß ſie nur im Freien und in nächſter Nähe ihre Pferde übernachten durften, wollten ſie vor Überraſchungen geſichert ſein.

Daß die Engländer verſchiedentlich auch Farmhäuſer in die Luft ſprengten, lediglich um ſich für die Teilnahme des Beſitzers am Kriege zu rächen, ſteht in zahlreichen Fällen feſt. Ich ſprach einen alten Buren im Freiſtaat, der vor dem Kriege ein Farmhaus beſaß, das ihm etwa 120000 Mk. gekoſtet hatte. Man kann ſich denken, daß es ſich um ein ſehr ſtattliches Gebäude handelte. Der Mann ſelbſt, deſſen ſämtliche ſechs Söhne gegen die Engländer im Felde ſtanden, war nach dem Einzuge von

Roberts nach Ceylon gebracht worden. Das Haus aber hatten die Engländer erſt wenige Monate vor dem Friedensſchluß niedergebrannt, unmittelbar nachdem einer der Söhne des Eigentümers ſich geweigert hatte, der an ihn gerichteten Aufforderung, ſich zu ergeben, Folge zu leiſten. General Botha zeigte mir drei Photographien: das erſte Bild zeigte das ſchöne Wohnhaus, das er vor dem Kriege auf ſeiner Farm im Vryheitdiſtrikt beſaß, das zweite, wie dieſes Haus unter der Einwirkung von Dynamit in Stücken in der Luft herumfliegt, das dritte, den jetzigen Zuſtand: einige traurige Ruinen. Ich fragte ihn, wie er zu dieſer wunderlichen Serie gekommen ſei; denn man könne ſich wohl vorſtellen, daß er das Haus vor dem Kriege und den jetzigen Zuſtand einmal habe aufnehmen laſſen, wer aber ſei denn gerade mit einem Kodak dazu gekommen, als das Haus in die Luft flog? Er erklärte mir darauf, alle drei Bilder ſeien von engliſchen Offizieren aufgenommen, die die Freundlichkeit hatten, ſie ihm zu überſenden.

Endlich die Konzentrationslager. Die Engländer halten ja krampfhaft an ihrer Selbſtſuggeſtion feſt, daß dies die reinſten Erholungsorte geweſen ſeien; in einem von der engliſchen Union-Caſtle-Linie herausgegebenen Führer durch Südafrika findet ſich folgender bezeichnende Satz: ‚In den ausgezeichneten und philanthropiſchen Einrichtungen, die unter den Namen Konzentrationslager bekannt ſind. . . .‘ Natürlich mußten die Frauen und Kinder, die man von den Farmen weggeſchafft, irgendwohin gebracht werden, wo für ihren Unterhalt geſorgt war. Aber Tauſende und Tauſende konnten bei ihren Verwandten in der Kapkolonie Unterkunft finden, wobei ſie den engliſchen Behörden gar nicht zur Laſt gefal-

wären. Es wäre für die Militärbehörden nicht die geringste Schwierigkeit gewesen, die Leute dahin zu schaffen, da doch naturgemäß ein großer Teil der Wagen aus dem Lande nach der Küste leer zurücklief. Aber soweit die Erlaubnis zum Verlassen der Lager überhaupt gegeben wurde, war das Verfahren völlig willkürlich. Endlich die Lage der Konzentrationslager selbst. Ein sehr großes befand sich in Harrismith; ausgerechnet dem kältesten Orte des Freistaates. Von Harrismith führt eine Bahn nach Natal; es wäre eine Kleinigkeit gewesen, die Frauen und Kinder nach Natal zu senden; die Lebensmittel sind in der Nähe der Küste viel billiger; daß die Burenfrauen und Kinder unter der dortigen, vorwiegend englischen Bevölkerung jemand zum Aufruhr gereizt hätten, war völlig ausgeschlossen. Ein Zeltleben wäre aber dort natürlich in seinen Folgen viel weniger verhängnisvoll geworden als in Harrismith, wo es nur vier Monate im Jahre gibt, wo man nicht mit Nachtfrösten rechnen muß. Und das Ergebnis war denn schließlich auch, daß 22000 Frauen und Kinder die Opfer der Konzentrationslager wurden. Gewiß, ein Menschenleben gilt in Südafrika weniger als bei uns, der Bur ist nicht sentimental, er nimmt den Tod als eine Fügung des Himmels hin. Manche Friedhöfe, die lange Reihen von Gräbern enthalten, die während des Krieges aus den Konzentrationslagern gefüllt wurden, machen einen traurig vernachlässigten Eindruck. Man läßt die Toten ruhen, die Wunden vernarben rascher als bei höher kultivierten Völkern. Aber man glaube doch nicht, daß diese Dinge bei denen vergessen seien, die sie selbst leidend miterlebt haben; und mitten in dieser Umgebung, in der diese Erinnerungen noch so frisch und lebendig sind, wächst die neue Generation auf.

Nicht minder ging den Buren die Niedermetzelung ihrer Herden nahe. Auch hier handelte es ſich um ein Vorgehen, das durch militäriſche Rückſichten allein nicht gerechtfertigt werden konnte. Ein großer Teil des Viehes konnte erhalten werden, wenn man es nach Natal, Baſutoland oder die Oſtprovinz der Kapkolonie getrieben hätte, ohne daß der Krieg darum weſentlich anders verlaufen wäre. An Proviantmangel hatten ja die Burenkommandos übrigens tatſächlich nie gelitten. Es iſt charakteriſtiſch für die Denkungsart des Buren, wenn einer ihrer hervorragendſten Generäle mir ſagte, es wäre der traurigſte Anblick ſeines Lebens geweſen, als er einmal zu einem Haufen von über 50000 Schafkadavern kam; zehn Tage nach dem Gemetzel waren noch einige lebendige Tiere darunter geweſen. Gelegentlich ſieht man im Freiſtaat und in Transvaal noch die Reſte derartiger Hekatomben.

In Europa war bekanntlich die Frage, ob die Engländer jemals Burenfrauen und Kinder zum Schutze ihrer eigenen Kolonnen verwendet hätten, Gegenſtand heftiger Auseinanderſetzungen; die Engländer behaupteten, es wäre dies eine jener Verleumdungen, durch die man in Deutſchland den Haß gegen England zu ſchüren ſuche. Ein bekannter deutſcher Hiſtoriker und Publiziſt ließ ſich dann durch eine feierliche engliſche Erklärung, ſo etwas wäre nie der Fall geweſen, ſofort überzeugen und bedauerte je eine andere Meinung gehabt zu haben. Aber mit einem „großen Ehrenwort“ laſſen ſich dieſe Dinge doch nicht abtun, wie bei einem ſtudentiſchen Streit. Ein freiſtaatſcher General, ein Bild ernſter und ruhiger Beſonnenheit, erzählte mir, daß es ihm im zweiten Teile des Krieges kaum jemals möglich war, Proviant-

kolonnen der Engländer zu überfallen, weil immer Burenfrauen und Kinder bei den Kolonnen mitgeführt wurden. Desgleichen wurden angesehene Persönlichkeiten der Buren, Pastoren usw. auf den Zügen als Geiseln mitgenommen, um gegen Überfälle Sicherheit zu bieten; von englischer Seite ist hierfür die deutsche Praxis im Jahre 1870 als Rechtfertigung herangezogen worden, was aber insofern nicht stimmt, als ähnliches dort nur in Gebieten geschah, die völlig in der Macht der deutschen Kriegsverwaltung waren und ein Überfall durch reguläre französische Truppen gänzlich ausgeschlossen war.

Alle diese Dinge werden übrigens noch in den Schatten gestellt durch eine Enthüllung, die im vergangenen Winter in Südafrika einen tiefen Eindruck machte. Während des Krieges wurden nördlich von Pietersburg in Transvaal von einer Abteilung australischer Hilfstruppen mehrere gefangene Buren erschossen, das gleiche Schicksal traf den deutschen Missionar Heese, der kurz vor der Tat mit den Gefangenen gesprochen hatte und von dem die Australier daher Verrat fürchteten. Die Sache kam aber doch auf, die Offiziere der Australier wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, zwei davon erschossen, der jüngste von ihnen, ein Leutnant Witton, der damals erst 19 Jahre alt war, zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt. Man merkte aber in der Öffentlichkeit bald, daß hier etwas nicht in Ordnung sein müsse und so entstand eine Petition an den König, die übrigens auch von zahlreichen Buren unterschrieben wurde, er möge Witton völlig begnadigen. Diesem Verlangen wurde stattgegeben und der junge Mann reiste über Kapstadt in seine Heimat zurück. In Kapstadt erklärte er, er wäre unschuldig, denn er habe die Erschießung der Gefangenen

nicht angeordnet, aber auch ſeinen Kameraden ſei Unrecht geſchehen, denn ſie hätten den ausdrücklichen Befehl gehabt, keine Gefangenen einzuliefern. Dieſe Behauptungen Wittons gingen durch alle Blätter Südafrikas; von einer amtlichen Richtigſtellung dieſer von einem engliſchen Offizier erhobenen Beſchuldigung habe ich nie etwas gehört. In Burenkreiſen hatte man jedenfalls keine Neigung an der Wahrheit der von Witton gegebenen Darſtellung zu zweifeln. — All das ſind nicht Erinnerungen an einen ehrlichen Kampf, in dem man nach tapferer Gegenwehr erlegen iſt. Gewiß, dem einzelnen Tommy, dem einzelnen Engländer trägt der Bur nichts nach. Wenn er auch dieſem gegenüber die ihm heilige Pflicht der Gaſtfreundſchaft erfüllt, ſoweit er dazu gegenwärtig noch imſtande iſt, ſich nicht in Schimpfen und Räſonnieren ergeht, auch ſeine Klagen in einem ruhigen Ton vorbringt, als ſpreche er von einer Viehkrankheit oder einem anderen Unglücksfall, der ihm vertraut iſt, ſo entſteht bei den Engländern, die ſtets ſo wenig verſtanden haben, in der Seele anderer Völker zu leſen, die Vorſtellung, die Buren hätten ſich mit den Tatſachen abgefunden, nur noch ein paar Jahre und über alles ſei Gras gewachſen. Es könnte ſein, daß England noch einmal Gelegenheit hat, ſich über das gute Gedächtnis der Buren zu wundern; die augenblickliche Wirkung der Erlebniſſe der letzten Jahre iſt jedenfalls tiefſtes Mißtrauen gegen alles, was von England und der Regierung ausgeht. Es müßte wunderlich zugehen, wenn das heranwachſende Geſchlecht davon frei bliebe.

Viel mehr als bei den Schulen hat bei den Waiſenhäuſern ſogleich nach dem Friedensſchluß eine zielbewußte Tätigkeit eingeſetzt; vielleicht, weil ein ſicherer Inſtinkt dem Volke ſagte, daß hier Gefahr im Verzuge und für

die Verengländerung am eheſten Ausſichten geboten ſeien. Hier haben die Buren einen ganz hervorragenden Opfermut entfaltet und ihren Stolz darein geſetzt, alle Waiſen, die der Krieg zurückließ, in ihren eigenen Anſtalten zu erziehen. Im Regierungswaiſenhaus zu Irene zwiſchen Johannesburg und Pretoria iſt nur eine geringe Zahl von Burenwaiſen untergebracht und auch dieſe wären ſchon buriſchen Anſtalten zugeführt worden, wenn die Regierung dies nicht dadurch erſchwerte, daß ſie in jedem einzelnen Fall eine Willensäußerung des Vormunds oder der nächſten Verwandten des Kindes verlangt, was naturgemäß nicht immer zu beſchaffen iſt, da der Aufenthalt der betreffenden Perſonen nicht ermittelt werden kann, oft auch die ganze Familie dem Kriege zum Opfer gefallen iſt. Vielfach ſind dieſe Waiſenhäuſer in proviſoriſchen Gebäuden untergebracht, was übrigens bei dem Klima des Landes wenig Unzukömmlichkeiten hat. Da und dort geht man jedoch daran, dauernde Gebäude zu errichten, die ſpäter, wenn ein Bedürfnis nicht mehr in dem jetzigen Umfange vorhanden ſein ſollte, für andere Erziehungszwecke verwendet werden können. Ein einziger unbekannter Spender ſchenkte dem Waiſenhaus in Winburg im Freiſtaat 60000 Mk. zur Errichtung eines eigenen Gebäudes. Auch in der Kapkolonie beſtehen Burenwaiſenhäuſer, die von der Kirche gegründet wurden. In dem Waiſenhauſe in Langlaagte bei Johannesburg befinden ſich allein 240 Waiſenkinder, es ſoll jedoch noch für weitere 120 Raum geſchaffen werden. Die monatlichen Unterhaltungskoſten dieſes Waiſenhauſes betrugen bisher 10000 Mk., die gänzlich durch freiwillige Beiträge aufgebracht wurden. Nur in einem Falle, in Potſchefſtroom ging man auf

eine Zuſammenarbeit mit der Regierung ein und das dort beſtehende Burenwaiſenhaus wurde mit dem der Regierung vereinigt, jedoch unter der Bedingung, daß die Lehrer des erſteren mit übernommen würden und ein Ausſchuß die Aufſicht über das Waiſenhaus führen ſollte. Der Geiſt, in dem die Kinder in den Waiſenhäuſern erzogen werden, iſt durchaus verſtändig, der Hauptnachdruck wird auf ernſte Arbeit gelegt, die Knaben werden im Handwerk unterrichtet, die Mädchen im Haushalt unterwieſen; in Langlaagte gibt es keine Dienſtleiſtung in dem ganzen Waiſenhauſe, die nicht durch die Zöglinge ſelbſt geleiſtet würde. Daß ſowohl auf die Pflege des Holländiſchen, wie auch des nationalen Geiſtes hier beſonderer Nachdruck gelegt wird, liegt wohl nahe. In die verſchiedenſten Berufe wird von hier aus eine Jugend eintreten, die in der Treue zu ihrem Volkstum durchaus gefeſtigt iſt.

Eine andere Erſcheinung, die der Krieg gezeitigt hat, iſt das Miſſionshaus in Worceſter in der Kapkolonie. In den Gefangenenlagern hatte ſich der jungen Leute vielfach ein ſchwärmeriſcher Geiſt bemächtigt, und ſie beſchloſſen, ſich nach dem Frieden ganz in den Dienſt der Kirche und der Sache ihres Volkes zu ſtellen. Über hundert junge Buren, die z. T. nur eine ſehr mangelhafte Schulbildung genoſſen hatten, traten nun in dieſe Anſtalt ein, die von der reformierten Kirche der Kapkolonie nach dem Kriege gegründet worden war, was ihr durch ein kurze Zeit vorher für Miſſionszwecke angefallenes Legat von etwa 800000 Mk. ermöglicht wurde. Ich hatte zunächſt das Vorurteil, daß hier der Idealismus in eine ſehr unpraktiſche Bahn gelenkt worden ſei; die reformierte Kirche unterhält nämlich hauptſächlich in Britiſch-Zentralafrika

eine Reihe von Miſſionsſtationen. Aber die Miſſionare dort treiben ihre Arbeit in durchaus praktiſcher Weiſe als Landwirte. Ein engliſcher Beamter aus dieſer Kolonie ſprach mir gegenüber mit großer Anerkennung von dieſen Burenmiſſionaren und der zweckmäßigen kulturverbreitenden Art ihrer Tätigkeit. Ich habe den Eindruck, daß ſie dort die Pioniere einer Ausbreitung des Burentums ſind, die keineswegs an der Nordgrenze Transvaals Halt machen wird. Aber auch im Lande ſelbſt harren der Miſſionare Aufgaben, die national fruchtbar gemacht werden können. Die Miſſionstätigkeit in der Kapkolonie hat inſofern auch politiſche Bedeutung, als die Farbigen dort das Wahlrecht beſitzen und die Miſſionare die Abſtimmung ihrer Gemeindemitglieder ſehr beeinflußen. Ein anderer Teil dieſer Miſſionare aber beabſichtigt, ſich der Tätigkeit unter den eigenen Volksgenoſſen zu widmen. Im Nordweſten der Kapkolonie in Klein-Namaqualand liegt die Schulbildung unter den Buren ſehr im argen, das Land iſt ſehr dünn bevölkert, die Bewohner ſind z. T. ſehr arm und nicht in der Lage, ſich Wanderlehrer, die hier allein in Betracht kommen, für ihre Kinder zu halten. Als ſolche Lehrer ſollen nun die jungen Miſſionare auftreten. Das gleiche bezweckt ein Koloniſationswerk der reformierten Kirche am Oranjefluß im Kenhardtdiſtrikt. Sie hat dort großen Grundbeſitz erworben, durch Stauanlagen für künſtliche Bewäſſerung geſorgt und arme Burenfamilien daſelbſt angeſiedelt. Dort will die Kirche dann ein Lehrerſeminar einrichten, deſſen Zöglinge an das entbehrungsreiche Leben in dieſer Gegend gewöhnt, unter Verhältniſſen tätig ſein werden, wo es ein engliſcher Lehrer niemals aushalten würde. So bildet ſich eine Klaſſe von Menſchen unter den Buren heran, deren

ganzes Leben der Tätigkeit für ihr Volk gewidmet iſt und die nicht in gleicher Weiſe wie die Geiſtlichen der Verſuchung bequemer und gutbezahlter Stellungen erliegen kann. Das Ganze aber bedeutet den Beginn der Schaffung einer Organiſation zur Erhaltung des eigenen Volkstums, für die in früheren Zeiten ein Bedürfnis nicht vorlag. Wer mit den Verhältniſſen nationaler Kämpfe in Europa vertraut iſt, der weiß, welche Bedeutung ein ſolches Unternehmen für die Erhaltung eines Volkes hat.

Das alles iſt im Werden und man darf nicht erwarten, daß ſich heute ſchon reiche Früchte zeigen ſollen, wo eben erſt geſät worden iſt. Ich will auch keineswegs behaupten, daß in dieſer Arbeit die Kraft des Burenvolkes bereits aufs äußerſte angeſpannt, oder daß ihre Bedeutung von allen erkannt wird, die mitzuarbeiten berufen ſind. Wie überall finden ſich auch hier Leute, die ſehr wohl in der Lage wären, reichlich für derartige Zwecke beizuſteuern und die ſich ferne halten. Manches Geld wird für Kirchenbauten oder gar für ein Monument verwendet, das ſicherlich für Schulen und Waiſenhäuſer beſſer angewendet werden könnte. Wieviel Geld verſchlingt allein unnützerweiſe die Spaltung der Buren in drei Kirchengemeinſchaften in Transvaal! Aber die heranwachſende Generation wird allen dieſen Aufgaben ein geſchärftes Verſtändnis entgegenbringen, und die Beſſerung der wirtſchaftlichen Verhältniſſe wird mehr Mittel hierfür bereitzuſtellen ermöglichen. Ein Ziel iſt aber zweifellos heute ſchon erreicht: es beſteht ein Gefühl der Zuſammengehörigkeit unter den Buren, wie es im Verlauf ihrer ganzen Geſchichte niemals vorhanden war; und dieſes Gefühl iſt wirklich auf dem Boden einer vollkommenen Intereſſengemeinſchaft erwachſen, durch den Zwang der

Verhältniſſe iſt das Volk wieder zuſammengetrieben worden.

Ein lehrreiches Beiſpiel, in welcher Art dies vor ſich ging, bietet ein Kongreß der Freiſtaatburen, der Anfangs Dezember vorigen Jahres in Brandfort ſtattfand. Unmittelbar nach dem Kriege hatte jeder verſucht, ſeine Wirtſchaft notdürftig wieder in Gang zu bringen; die Handsupper hofften auf reichliche Entſchädigung durch die Regierung, aber auch die Burghers wollten keinen Anlaß zur Klage geben und harrten geduldig der Kompenſation, die ihnen zugeſagt worden war. Zweiundeinhalb Jahre hatte ſich nichts geregt, die Buren hatten ſich muſterhaft aufgeführt, aber die erhoffte Entſchädigung blieb aus, die wirtſchaftlichen Verhältniſſe gingen immer mehr zurück. Da erſcholl zuerſt aus den Reihen der Handsupper der Ruf nach Zuſammenſchluß und gemeinſamer Beratung der Beſchwerden. Die Führer hielten ſich zunächſt der Sache vollſtändig fern. General de Wet erklärte, er rühre keinen Finger dazu, damit es dann nicht heiße, die Sache ſei künſtlich durch die Führer gemacht worden. Es widerſtrebte ihm auch mit den National-Scouts und Handsuppers zuſammen zu arbeiten, obwohl er ſtets für das Begraben des Zwiſtes zum mindeſten zwiſchen den Burghers und Handsuppers eingetreten war. Ein paar Monate nach dem Kongreß hat er ſich übrigens auch mit ſeinem Bruder Piet, der Verräter war, ausgeſöhnt. Aber ſchließlich konnte er ſich dem Rufe ſeiner Volksgenoſſen nicht verſagen, und er erſchien doch auf dem Kongreß. Auf dieſer Verſammlung herrſchte eine ſeltene Einmütigkeit. Die Handsupper waren die lauteſten Rufer im Streit, aber die berufenen Führer des Volkes hatten darum doch die Zügel nicht aus den

Händen verloren. Die Forderungen bezüglich der Entſchädigungsanſprüche füllten die Verhandlungen keineswegs allein aus, ein ganzes Programm kam zur Erörterung und auch alles, was Sprache und nationale Belange betraf, fand einmütige Zuſtimmung.

Bezeichnend war, daß der Diſtrikt Vrede einen Engländer namens Willis, der gegen die Buren gefochten hatte, entſandte; er fühlte ſich mit deren Sache völlig einig. Eine offizielle Vertretung der engliſchen Siedler, die geplant war, wurde wohl nur durch ſtarken Regierungsdruck verhindert. So war bereits im dritten Jahre nach Beendigung des Krieges eine vollſtändige Einigung der Freiſtaat-Buren eingetreten und nach außen hin in ſehr eindrucksvoller Weiſe kundgegeben worden. Die Buren von Transvaal hatten im Mai desſelben Jahres eine große Verſammlung in Pretoria gehabt. Im Dezember bildete dann das Leichenbegängnis Krügers den Anlaß, der das geſamte Burentum Südafrikas zu einer großen Kundgebung vereinigte. Alle alten Gegenſätze waren ausgelöſcht; keiner gedachte ſeiner früheren Gegnerſchaft. Die Leute fühlten nur, daß es einer der Ihrigen war, den man da zu Grabe trug, an dem ſie das am ſtärkſten zwang, was ihnen ſo häufig fehlte: der ſtarke Wille. Was hierbei von dauerndem Werte war, das iſt nicht nur die Betonung der gemeinſamen geſchichtlichen Vergangenheit, ſondern auch des Anrechts auf eine bedeutende Rolle in der Zukunft. Durch den Krieg iſt das Selbſtbewußtſein der Buren mächtig geſteigert worden, und der einzelne, mag er vielleicht auch ſelbſt eine traurige Rolle im Kriege geſpielt haben, fühlt ſich doch als Mitglied eines Volkes, das $2^1/_2$ Jahre lang im Mittelpunkt der geſchichtlichen Weltbühne ſtand. Bald nach dem Begräbniſſe des alten

Vortrekkers fand dann die Gründung des Vereines 'Het Volk' ſtatt, der den äußeren Rahmen für die politiſche Betätigung der Buren Transvaals bilden ſoll. Man band ſich hierbei nicht zu ſtark durch ein feſtes Programm, was ſich ſpäter als ſehr zweckmäßig erwies. Einer der wichtigſten Schachzüge bei der Gründung dieſer Organiſation war, daß man ihr nach außen hin keineswegs einen ausſchließlich buriſchen Charakter gab, ſondern weiße Bewohner Transvaals jeder Nationalität als Mitglieder willkommen hieß. Da die engliſche Oppoſition ſich bereits in der 'Partei für verantwortliche Regierung' zuſammengeſchloſſen hatte, war nicht zu befürchten, daß die Buren durch ſtarke Teilnahme von Engländern an dieſem Verein weſentlich in der Verfolgung ihrer politiſchen Ziele gehemmt werden würden. Andererſeits zeigten ſie durch dieſe Beſtimmung ihren guten Willen mit den Engländern zuſammenzuwirken und gewannen dadurch ſofort die Bündnisfähigkeit mit der genannten engliſchen Partei, mit der in der Tat auch bald mit Rückſicht auf die bevorſtehenden Wahlen im Rahmen der neugegebenen Verfaſſung ein Kartellvertrag zuſtande kam. Das Vorhandenſein dieſer Partei, auf die ich noch genauer eingehen werde, iſt für die Buren, abgeſehen von der Möglichkeit eines direkten politiſchen Zuſammenwirkens, auch inſofern von ganz unſchätzbarer Bedeutung, als ſie die eigenen Leute notwendig alle im Lager der Burenpartei zuſammenhält. Denn dadurch, daß ein ſtarker Anteil der engliſchen Bevölkerung zu der Regierung im Widerſpruch ſteht, iſt dieſer jede Möglichkeit benommen, eine gemäßigte opportuniſtiſche Burenpartei zu gründen. Wären die Engländer alle einig, ſo wäre dies ſicherlich nicht ohne Ausſicht geweſen; denn dann hätten ſich immer Leute gefunden,

die der Zweckmäßigkeit, doch irgend einen Einfluß in der Regierungsmehrheit zu haben, anstatt in machtloser Minderheit grollend beiseite zu stehen, das Wort gerodet hätten. Nun aber wird natürlich die Zahl der Buren, die sich zur Regierung hält, verschwindend klein sein, da an sich die Buren doch einige Aussicht haben, im Verein mit der englischen Oppositionspartei zur Macht zu gelangen, während andererseits der Opposition als solcher das Stigma der illoyalen Gesinnung genommen ist.

Bisher haben die Burenführer jedenfalls ein großes Maß von Takt und vor allem von Geschicklichkeit, sich der jeweiligen Lage anzupassen, an den Tag gelegt. Sein zurückhaltendes, verschlossenes Wesen, seine große Selbstbeherrschung machen den Buren zum geborenen Diplomaten. Kaum irgendwo war dies besser zu beobachten als beim Begräbnisse Krügers. Es war für die Tausende von Buren, die da in Pretoria zusammengeströmt waren, doch sicherlich ein bedeutungsvolles Erlebnis; aber kein Zug in ihren Gesichtern verriet irgend eine innere Bewegung. „Genau so habe ich sie am Dingaanstag vor fünf Jahren gesehen," sagte mir ein Bekannter, „als sie auf der Höhe ihrer kriegerischen Erfolge standen. Auch damals gab es Ansprachen; aber alle waren sehr gemäßigt. Ein einziger Redner gebrauchte eine etwas großsprecherische Phrase, fiel aber damit ab." Auch bei Krügers Begräbnis waren die Reden alle sehr wohl erwogen und überlegt. Das stärkste, was dabei vorgebracht wurde, sagte Pastor Bosman — in biblischen Gleichnissen. Bei de Wet brach das Temperament etwas durch, ohne ihn indes zu irgend einer Unvorsichtigkeit hinzureißen. Selbst der letzte Brief Krügers, der bei dieser Gelegenheit verlesen wurde, war ein Meisterstück von Bauernschlauheit, in dem alles nur zwischen den Zeilen zu lesen war.

Es mag an Keimen zur Zwietracht ſo wenig fehlen wie an Leuten, die dieſem oder jenem Führer ſeinen großen Einfluß bei den Buren neiden. Eines der Hauptmomente indes, das Zwieſpalt in ihre Reihen tragen könnte: die Möglichkeit zur Macht zu kommen und dieſe für perſönliche Zwecke auszunützen, iſt jedenfalls für abſehbare Zeit ausgeſchaltet. Eine andere Gefahr könnte darin beſtehen, daß die diplomatiſche Taktik der Führer der großen Maſſe ſchließlich unverſtändlich wird und dieſe von Schreiern gewonnen wird, die ihr nach dem Munde reden; aber dem ſteht der Umſtand entgegen, daß der Krieg den Führern eine Autorität verliehen hat, die nicht ſo leicht erſchüttert werden kann. Die Leute, die jetzt an der Spitze des Volkes ſtehen, können doch darauf hinweiſen, was ſie für das Volk geleiſtet haben, während früher die Größe des Geldbeutels häufig allein für das Anſehen eines Buren in ſeinem Bezirk und ſeine Wahl in den Volksrat maßgebend war. Der Krieg hat die Spreu vom Weizen geſondert. Zudem iſt die Zuſammenſetzung der Führerſchaft in beiden Kolonien inſofern ſehr glücklich, als die führenden Leute ſich in der zweckmäßigſten Weiſe ergänzen. In Transvaal iſt Botha das anerkannte Haupt der Partei. Seinem Beruf nach Landwirt ſteht er der großen Menge ſeiner Volksgenoſſen beruflich nahe; andererſeits iſt er aber auch ein moderner, gebildeter Mann, der die engliſche Sprache vollkommen beherrſcht und ſich außerdem in günſtigen materiellen Verhältniſſen befindet, die ihm geſtatten, in Pretoria zu leben und ſich ganz nationalen Angelegenheiten zu widmen. Etwas weniger betätigt ſich General De la Rey, da er ziemlich entfernt von Pretoria wohnt; er verkörpert mehr die ältere Burengeneration, obwohl er auch in der

Republik der progressiven Partei, die im Gegensatz zu Krüger stand, angehört hatte. Seine Teilnahme an der politischen Leitung der Burenpartei gibt jedenfalls den mehr konservativ gerichteten Burenkreisen das Vertrauen, daß diese in guten Händen ist. Wenn nötig ist übrigens auch De la Rey immer zur Stelle. Die rechte Hand von Botha ist General Smuts, ein noch junger Mann von etwa 36 Jahren, der aus dem Westen der Kapkolonie stammt, vor dem Kriege Staatsprokureur war und gegenwärtig als Rechtsanwalt in Pretoria tätig ist. Er vertritt das akademisch gebildete Element.

Im Freistaat standen die Dinge bis zur Wiederkunft des Präsidenten Steijn sichtlich im Zeichen des Provisoriums. Neben die allseitig verehrte Gestalt dieses Mannes tritt hier die volkstümliche Figur des Generals de Wet; der Dritte im Bunde ist General Hertzog, der vor dem Kriege Richter war und jetzt in Bloemfontein Anwaltpraxis ausübt, ein hochgebildeter Mann von etwa 40 Jahren mit überaus bescheidenem und anspruchslosem Wesen, in seinem Äußeren mehr einem deutschen Gelehrten als einem Kriegsmanne ähnlich. Schon vor dem Kriege genoß er als Richter großes Ansehen, das durch seine hervorragenden Leistungen im Kriege sehr gesteigert wurde. Mehr im Stillen übt Abraham Fischer seinen Einfluß aus, der der Deputation angehört hatte, die während des Krieges nach Europa gesandt worden war, ein weltgewandter kluger Mann von großer Geschäftserfahrung. Es ist kaum denkbar, daß sich gegen diese Männer, die für eine Führerstellung so sehr geeignet und in ihrem Wirken für ihr Volk erprobt sind, eine Opposition erhebe; und das ist gerade der Schmerz, dem die englischen Blätter beständig Ausdruck geben, daß die

Buren ſo ſehr geeint ſeien, während die Engländer ſich gegenſeitig befehden. Es kommt noch ein Vorteil für die Buren hinzu, der gar nicht hoch genug eingeſchätzt werden kann: es iſt ihnen viel leichter möglich, unter der Hand vertraulich zu wirken, Schlagworte auszugeben, das, was ſie öffentlich tun, durch einen heimlich ausgegebenen Kommentar zu erläutern. Die Engländer müſſen ſich ihre Anhänger immer von der Plattform ihres Programmes ausſuchen. Bei ihnen fehlt der familiäre Zuſammenhang, der die Buren auch ohne Programm mit ihren Führern zuſammenhält, daher ſich denn auch auf engliſcher Seite an die Klage über die Einigkeit der Buren die andere reiht, daß man nie wiſſe was ſie vorhaben.

Gegenwärtig ſtehen die Buren noch unter dem Drucke harter Not. Wenn man dies berückſichtigt, iſt die Organiſationsarbeit, die bisher geleiſtet worden iſt, immerhin ſehr bemerkenswert. Es wird noch Jahre dauern, bis die wirtſchaftliche Schädigung durch den Krieg ganz überwunden iſt und auch dann wird es ein anderes Bild geben, als vor dem Kriege. Das Idyll iſt dahin und kommt nicht wieder. Den gemächlichen Erwerb von damals wird ein harter Kampf ums Daſein ablöſen. Die Landwirtſchaft wird mit größerer Anſpannung betrieben, die Viehzucht auf eine andere Stufe gehoben werden müſſen als vor dem Kriege; eine Moderniſierung der ganzen Wirtſchaftsweiſe wird für den, der ſich behaupten will, unerläßlich ſein, freilich immer uuter Berückſichtigung der Eigenart des Landes. Das viele Geld, das ſowohl von der Regierung wie von einzelnen Engländern für landwirtſchaftliche Experimente vergeudet worden iſt, wird ſchließlich den Buren zugute kommen, die ſich das, was ſich dabei als brauchbar erwieſen hat, aneignen

werden. Die Notwendigkeit des Zuſammenſchluſſes zu Genoſſenſchaften wird allmählich erkannt; in der Kapkolonie iſt eine ſtarke Bewegung dafür im Gange und im Freiſtaate fand kürzlich ein allgemeiner Burenkongreß ſtatt, der ſich ausſchließlich mit der Beratung dieſes Gegenſtandes befaßte; aber erſt ein mäßiger allgemeiner Wohlſtand kann die Vorausſetzungen für ein ausgebildetes Syſtem von Genoſſenſchaften bilden. Der Gegenſatz von arm und reich hat ſich verſchärft, der arme Bur wird harte Arbeit tun müſſen, wie er ſie vor dem Kriege nicht gekannt.

Nach dem Kriege hat die Not eine ſtarke Neigung zur Abwanderung gezeitigt; ich glaube aber nicht, daß dieſe einen Umfang annehmen könnte, der für den Beſtand des Burenvolkes eine ernſtliche Gefahr bedeutet. Denn alle Wanderungen haben bisher der Suche nach einem Land gegolten, wo der Bur in ähnlichen Verhältniſſen wie früher in Transvaal leben und beſtehen könnte; ſolcher Gegenden gibt es aber nicht mehr viele auf dieſer Erde. Es wird ihm nicht einfallen, irgend wohin zu ziehen, wo er lediglich als Kleinbauer in harter Arbeit ſich gerade ſeinen Lebensunterhalt erwerben könnte. Außerdem wird natürlich nur ausnahmsweiſe ein mit Mitteln reichlich verſehener Bur ſein Land verlaſſen. Der Unterſchied in den Preiſen des Landes hat und wird allerdings immer eine Wanderbewegung innerhalb Südafrikas ſelbſt verurſachen. Wo ein Bur im Freiſtaat oder Transvaal mit einem Beſitz von 20 000 Mk. kaum noch die Möglichkeit eines Beſtehens als Viehfarmer hat, da kann er vielleicht mit guter Ausſicht auf Erfolg in Rhodeſia oder Deutſch-Südweſtafrika von neuem beginnen. Iſt er aber gänzlich mittellos, ſo hat er auch dort kaum irgend eine Ausſicht, unabhängiger Landbeſitzer zu werden.

Von all den Auswanderungsprojekten, die unmittelbar nach dem Kriege auftauchten, hat sich noch keines verwirklicht. In Madagaskar, das von verschiedenen Buren zu Erkundungszwecken besucht wurde, befindet sich kein einziger. Die Auswanderung nach Chile und Mexiko ist ganz vereinzelt geblieben; Auswanderer, die nach Argentinien gehen, finden sich immer noch in der Karroo, insbesondere infolge der lebhaften Agitation, die ein Burenpastor, namens Vorster dafür entwickelt. Es wäre erfreulich, wenn der Ansiedelungsversuch in Deutschostafrika Erfolg haben sollte; aber ich fürchte, daß — von der Mittellosigkeit der dahin ziehenden Buren ganz abgesehen — dem vor allem der Mangel einer Absatzmöglichkeit für Vieh oder andere Produkte entgegenstehen wird. Die Art von Buren, die wir dahin bekommen, ist kaum genügend gebildet, um sich an aussichtsvolle Unternehmungen, wie etwa Straußenzucht, zu machen, wozu ja übrigens auch Kapital gehört. Die Wanderung der Buren nach Rhodesia, Deutsch-Südwestafrika und Britisch-Zentralafrika wird zweifellos weitere Fortschritte machen, die Buren halten aber diese Länder für ihr natürliches Ausbreitungsgebiet und sie sind auch da gar nicht in Gefahr ihrem Volkstum verloren zu gehen, mit dem sie sicher in einem engeren Zusammenhange bleiben, als seinerzeit die Vortrekker in Transvaal mit den Buren der Kapkolonie. Daß die Auswanderung nach Gebiete außerhalb Südafrikas einen solchen Umfang annehmen könnte, daß sie auch nur der natürlichen Vermehrung der Buren die Wage hielte, steht sicherlich nicht zu befürchten.

Blickt man auf die nächste Zukunft des Burentums in den Republiken, so besteht weder die Gefahr, daß es

vom Grund und Boden verdrängt, noch die, daß es angliſiert werden könnte. Aber der Krieg hat auf das Volk gewirkt wie etwa ſchwere Prüfungen auf einen Menſchen, der von ſich ſagen kann, er ſei in einem Jahre um zehn gealtert. Die patriarchaliſchen Zuſtände eines Hirtenvolkes konnten ſich auf keinen Fall der ins Land eindringenden modernen Ziviliſation gegenüber behaupten, der Krieg mochte kommen oder nicht. Aber der Freiſtaat hatte bereits in idealer Weiſe gezeigt, wie ſich der Übergang aus dem einen in den andern Zuſtand ohne Erſchütterungen vollziehen ließ, während in Transvaal die erſtehende Goldinduſtrie plötzlich ein neues Element in das Volksleben warf, mit dem abzufinden ihm keine Zeit mehr gegeben war. Auch die natürliche Volksvermehrung hätte die geſellſchaftliche Struktur des Burenvolkes mit der Zeit gewandelt, neben die Landwirtſchaft andere Berufe geſtellt, ſeinen Geſichtskreis erweitert. Aber infolge des Krieges kam das alles plötzlich in Form einer Kataſtrophe; eine ganze kleine Welt brach zuſammen. Wird ſich dieſes Volk den neuen Verhältniſſen anpaſſen können? Seine Geſchichte wird uns darauf am eheſten zuverläſſige Antwort geben können; gerade ſie aber erzählt uns von einem Anpaſſungsprozeß ganz einziger Art, in dem das Volk ſich in die Bedingungen gefügt hat, die die ſüdafrikaniſche Natur ihm vorſchrieb. Es wäre ihm ſicherlich nicht gelungen, wenn nicht raſſenmäßige Tüchtigkeit es dazu befähigt hätte. Das rechtfertigt die Erwartung, daß es auch imſtande ſein wird, ſich in den neuen Verhältniſſen zu behaupten, wenn es erſt die kritiſche Zeit der Anpaſſung glücklich überwunden hat.

6. Kapitel.

Allerlei Rassenfragen.

Der Kampf zwischen Buren und Engländern war der Streit des letzten und vorletzten Einwanderers um den Besitz des Landes, in das sie beide eingedrungen sind. In jüngster Zeit läßt sich vernehmlich auch der Dritte hören, der der ursprüngliche Bewohner dieses Erdteils war, bevor er den Zankapfel weißer Eroberer bildete. Die Lage der Weißen in Südafrika ist ziemlich einzigartig. Überall sonst in neuen Siedelungsgebieten, die der Weiße dauernd bewohnen kann, ist die einheimische Bevölkerung dahingeschmolzen, wie Schnee in der Sonne; in Nord- und Südamerika, in Australien und Neu-Seeland spielt die Eingeborenenfrage heute keine Rolle mehr. In den Tropenkolonien, die für Besiedelung durch Weiße nicht geeignet sind, bilden diese nur eine dünne Herrenschicht, sie lassen die Eingeborenen für sich arbeiten, die Grenze des Tätigkeitsbereichs beider Rassen steht ziemlich fest. Da ist es dem Weißen auch leichter möglich, das Prestige seiner Rasse dem Farbigen gegenüber aufrecht zu erhalten, mag es auch gelegentlich einmal erschüttert werden; der soziale Abstand zwischen dem weißen Herrn und dem schwarzen Diener bleibt doch [illegible] groß, daß den Farbigen nicht leicht Zweifel darü[illegible]

kommen, ob die Herrenſtellung des Weißen auch wirklich ein unveräußerliches Attribut ſeiner Hautfarbe iſt.

In Südafrika iſt weder der erſtere Fall eingetreten, noch haben ſich die Dinge ſo entwickelt, wie in einer Tropenkolonie. Den Schwarzen Südafrikas war die Berührung mit der weißen Ziviliſation keineswegs tötlich, ſie haben ſich ſogar unter ihrem Einfluß ſtärker vermehrt, als je zuvor. Aber auch eine ſcharfe Grenzlinie zwiſchen der Tätigkeit des Weißen und der des Schwarzen hat ſich niemals ziehen laſſen. Iſt natürlich der Eingeborene auch der gegebene ungelernte Arbeiter, ſo würden doch die klimatiſchen Verhältniſſe die Leiſtung der gleichen Arbeit durch Weiße mit wenigen Ausnahmen kaum irgendwo hindern. Und tatſächlich ſchwankt die Grenze deſſen, was der Weiße in Südafrika betreibt, je nach dem augenblicklichen Stande der ihm gebotenen Arbeitsgelegenheit. Sinkt er einmal unter dem Drucke bitterer Not ſo tief, daß er, wie dies nach dem Kriege z. B. in Kapſtadt der Fall war, in Reih' und Glied mit Kaffern die Entladung von Schiffen beſorgt, dann kann man ſich wohl denken, daß der der weißen Hautfarbe anhaftende Nimbus ſo ziemlich verflogen iſt. Dieſe Umſtände geben der Raſſenfrage in Südafrika ihren eigenen Charakter; die Zuſtände im Süden der Vereinigten Staaten laſſen ſich damit noch am beſten vergleichen.

Aber es kommt einiges hinzu, um dieſen Sachverhalt noch verwickelter zu geſtalten. Man hat es nicht nur mit den Eingeborenen Südafrikas zu tun, ſondern auch mit den Angehörigen anderer Völkerſchaften, die zu verſchiedenen Zeiten in das Land eingeführt worden ſind. Schon die holländiſch-oſtindiſche Kompagnie hatte malayiſche Sklaven nach dem Kap gebracht, in den letzten Jahr-

zehnten hat ſich die Einwanderung indiſcher Kulis nach Natal und Transvaal erneuert und dort allerlei ſoziale Umwälzungen hervorgerufen. Im Weſten der Kapkolonie lebt heute eine Miſchlingsbevölkerung, zu deren Entſtehen Weiße, Hottentotten, Neger und Malayen gleichmäßig beigetragen haben. Die Hottentotten und Malayen haben mindeſtens in Kapſtadt und deſſen weiterer Umgebung ihre eigenen Sprachen verloren, und bedienen ſich im Verkehr unter ſich nur des Kap-Holländiſchen, ſo daß man hier z. B. Mohammedaner finden kann, die nur der holländiſchen Sprache mächtig ſind — jedenfalls ſehr eigenartige Mekkapilger. Der Baſtardcharakter dieſer Bevölkerung erſchwert es zum mindeſten, eine ſcharfe Grenzlinie zwiſchen ihr und den Weißen innezuhalten wenn auch wenigſtens geſellſchaftlich der Abſtand ähnlich wie in den Vereinigten Staaten einigermaßen gewahrt wird.

Ein weiteres Element der Verwirrung iſt in der Kapkolonie die Gleichſtellung der Farbigen mit den Weißen in bezug auf ſtaatsbürgerliche Rechte und das ſich daraus ergebende Wahlrecht der erſteren, eine verhängnisvolle Verirrung aus der Entſtehungszeit der kapſchen Verfaſſung. Das Wahlrecht iſt lediglich an die Vorausſetzung eines Einkommens von 1000 Mk. jährlich, das, zum mindeſten in der Weſtprovinz, ein farbiger Arbeiter leicht erreichen kann, ſowie an die Fähigkeit ſeinen Namen ſchreiben zu können, gebunden. Mit den ſteigenden Arbeitslöhnen, der vergrößerten Arbeitsgelegenheit und der Zunahme der Schulen für Farbige nimmt natürlich die Zahl der farbigen Wähl
zu; im Jahre 1903 waren von 135168
Wählern 20718 Farbige, davon etwa 90(

reiner Raſſe, 10000 Baſtards, der Reſt waren Indier uſw. Davon, die Mehrheit der Wähler zu bilden, ſind ſie gegenwärtig ja noch einigermaßen entfernt; das Wahlrecht ſelbſt bietet aber jedenfalls keine Gewähr gegen dieſe Möglichkeit. In dem Stadtrat von Kapſtadt iſt im letzten Herbſt der erſte Farbige, ein malayiſcher Arzt namens Abdurrhaman eingezogen. Seiner Wahl ging eine außerordentliche lebhafte Agitation unter der farbigen Bevölkerung Kapſtadts voraus; auf den öffentlichen Plätzen der Stadt hielt ein Neger namens Tobin wiederholt Anſprachen und machte von ſeiner Agitation viel reden. Nun liegt in beſtimmten Wahlbezirken bei den Farbigen die Entſcheidung zwiſchen der engliſchen Partei und dem Bond; man kann ſich denken, wie ſehr dies deren Selbſtgefühl ſteigert, aber auch welcher Art die Mittel ſind, die von beiden Parteien zur Gewinnung der Wähler angewendet werden.

In den Schulen fehlt dem Geſetze nach auch eine Scheidung der Raſſen; das Schulſyſtem bringt eine ſolche allerdings in der Praxis mit ſich; denn die Eltern, die die Gründer und Erhalter der Schulen ſind, während der Staat nur Zuſchüſſe leiſtet, haben natürlich das Recht zu beſtimmen, daß farbige Kinder nicht aufgenommen werden dürfen. So wird man auf dem Lande wohl kaum Schulen finden, die von Angehörigen aller Raſſen beſucht werden; aber in Kapſtadt gibt es eine ganze Reihe derartiger Schulen, insbeſondere in den ärmeren Vierteln. Ja, ich habe dort ſelbſt das beſchämende Bild vor Augen gehabt, daß in der von der äthiopiſchen Miſſion unterhaltenen Schule rein weiße Kinder mitten unter den Farbigen ſaßen und ein Nigger über ihnen als Lehrer den Bakel ſchwang. Auch folgen die Farbigen-Schulen

dem allgemeinen Lehrplan für die Schulen der Kolonie. Was dieſes Syſtem zeitigt, mag folgendes Beiſpiel lehren: In einem Vorort von Kapſtadt, in ſchöner Lage am Fuße des Devilspeaks befindet ſich das ſogenannte Kaffir-College, das von der engliſchen Hochkirche erhalten wird. Die meiſten der Zöglinge, die dort unterrichtet werden, ſind Söhne von Häuptlingen im Innern, die von den dortigen Miſſionsſtationen aus nach der Anſtalt geſchickt werden. Ein großer Teil davon iſt 18 und mehr Jahre alt; es ſoll ſehr ſchwer fallen, Kinder in jüngeren Jahren für dieſen Zweck zu erhalten. Nun bedenke man, daß nach allgemeiner Erfahrung mit dem Eintritt der Pubertät die geiſtige Entwickelung des Negers zum Stillſtand gelangt und dann eher zurück als vorwärts ſchreitet. Dieſe armen Teufel werden nun damit geplagt, mit Brüchen zu rechnen und ähnliches mehr, wobei es über eine mechaniſche Einpaukerei ja gar nicht hinauskommen kann, und der ganze Unterricht findet in engliſcher Sprache ſtatt. Dabei iſt die Sterblichkeit unter den Zöglingen ſehr groß, weil ſie den Klimawechſel und die Änderung der Lebensweiſe, insbeſondere das Tragen von Kleidern ſehr ſchlecht vertragen; ſehr viele erliegen der Tuberkuloſe, die gerade in den beiden letzten Jahrzehnten in Kapſtadt an Verbreitung ſehr gewonnen hat, ſo daß die Verhältniſſe dort jetzt in dieſer Beziehung kaum weſentlich günſtiger als in irgend einer europäiſchen Großſtadt liegen. Was dann dieſen Gefahren glücklich entgangen iſt, wird wieder zurückgeſandt in die Wildnis — als „Kulturträger“. Wenn irgendwo Mitleid angebracht iſt, ſo darf man es wirklich mit dieſen Opfern der von den Miſſionaren verbr
Kultur haben.

Das Wahlrecht der Farbigen reißt natürli

ganze Tätigkeit der Miſſionen in den Strudel der politiſchen Korruption hinein. Denn ſoweit der Miſſionar überhaupt auf ſeine Gemeinde Einfluß hat, wird er auch ihr Verhalten an der Wahlurne beſtimmen können und die Miſſionen ſind daher mehr weniger ein Werkzeug, das Stimmvieh zu den Wahlurnen zu treiben hat, was Cecil Rhodes zu beſonderer Freigebigkeit ihnen gegenüber veranlaßte. Aus dieſem Grunde entwickelt ſowohl die engliſche wie die buriſche Miſſion in letzter Zeit eine verſtärkte Tätigkeit, während die deutſchen Miſſionen, von denen wenigſtens ein Teil bemüht iſt, ſich dem unerquicklichen Treiben fern zu halten, mehr und mehr aus ihrem Tätigkeitsbereich verdrängt wird, was zunächſt die Berliner Miſſion in der Oſtprovinz beſonders ſtark zu fühlen bekommt. Ich will hier nicht die Frage des Miſſionsweſens in ihrer Allgemeinheit erörtern. Die Sache kann jedenfalls in den beſonderen Verhältniſſen Südafrikas nicht mit den Argumenten abgetan werden, mit denen ein Weißer in einer Tropenkolonie etwa begründet, warum er keinen Miſſionszögling als Diener haben wolle. Man darf nicht vergeſſen, daß bei Verhältniſſen, wie ſie in der Kapkolonie herrſchen, es nicht mehr in Frage kommt, ob man den Farbigen in ſeinem Naturzuſtand belaſſen oder mit der weißen Ziviliſation durch das Mittel der Miſſionare bekannt machen will, ſondern darum, durch Sendlinge welcher Art europäiſche Ganz- oder Halbbildung auf ihn wirken wird. Wenn der weiße Miſſionar nicht an den Farbigen herankommt, ſo wird es um ſo ſicherer dem Schwarzen der äthiopiſchen Miſſion gelingen. Soll aber irgendeine Hoffnung dafür beſtehen, daß der weiße Miſſionar einen günſtigen Einfluß auf die Farbigen ausübt, ſo muß er doch zum mindeſten

mit einem gewissen Maß von Autorität ihm gegenüber ausgestattet sein. Daß diese aber natürlich vollkommen zum Teufel geht, wenn die Missionare sich gegenseitig die Seelen abfangen und jeder, der aus der einen Gemeinschaft hinausgeworfen wird, sofort freundliche Aufnahme bei einer anderen findet, kann man sich leicht vorstellen.

Das zweckmäßigste Verhältnis zwischen Missionar und Eingeborenen und die Möglichkeit einer erziehlichen Einwirkung wird sich dann herausbilden, wenn ersterer beim 'ora et labora' auf letzteres den Nachdruck zu legen die Möglichkeit hat. Das ist aber nur denkbar, wenn ein wirtschaftliches Abhängigkeitsverhältnis, also etwa das von Grundherren und Pächter zwischen der Mission und den Eingeborenen besteht. Derartige Zustände herrschen meist bei den Missionen der Brüdergemeinde (Herrenhuter), die die erste in Südafrika tätige Missionsgesellschaft war. Aber auch hier wird eine entsprechende straffe Zucht dadurch erschwert, daß die Missionsgesellschaft sich vielfach nicht im freien Eigentum ihrer Ländereien befindet, sondern diese ihr seinerzeit von der Regierung unter bestimmten Bedingungen verliehen worden sind; nun beanspruchen die Farbigen für sich auch Besitzrechte, und es ist für die Mission sehr schwer, die Entfernung eines widerspenstigen Pächters zu erzwingen. Einige Plätze der Herrenhuter sowohl, wie auch der Berliner und der Rheinischen Mission sind indes deren freies Eigentum. In anderen Missionsgemeinden hingegen ist das Verhältnis einfach so, daß der Missionar gewissermaßen der von den Farbigen angestellte und bezahlte Geistliche ist; auch in solchen Verhältnissen mag es früher einm Persönlichkeiten gegeben haben, die sich in Respek setzen und den Abstand zu wahren verstanden

So erzählt man vom alten Superintendent Eſſelen von der Rheiniſchen Miſſion in Worceſter, er ſei des Abends an den Hütten ſeiner Gemeindemitglieder vorbeigegangen und wo er Streit oder gar Trunkenheit beobachtete, da ſei er mit dem Sjambok dazwiſchen gefahren, und habe Hiebe rechts und links ausgeteilt. Aber ſeine Nachfolger ſitzen mit den farbigen Kirchenälteſten am gleichen Tiſch, um über das Wohl der Gemeinde zu beraten.

Auf dieſem guten Nährboden iſt die äthiopiſche Bewegung erwachſen, die nach außen hin den Grundſatz vertritt, daß den Schwarzen das Evangelium nur durch Schwarze gepredigt werden ſoll, während die dahinter ſtehende nationale Doktrin: Afrika für die Schwarzen! lautet; ihrer Geſchichte, die in einer Schrift eines proteſtantiſchen, franzöſiſchen Miſſionars Namens Leenhardt[1]) eine gute und knappe Darſtellung findet, weiſt hauptſächlich auf zwei Entſtehungsurſachen hin: Die eine Quelle ſind die europäiſchen Miſſionen ſelbſt; einerſeits predigen dieſe den Farbigen das Recht auf völlige ſoziale Gleichſtellung mit den Weißen und ſtellen es als ihr Endziel hin, daß die Farbigen ſich ſchließlich auch geiſtlich ſelbſt verſorgen würden. Man kann es dieſen kaum verübeln, wenn ſie fragen: Warum nicht gleich? Die Mehrzahl des „Reverends" der äthiopiſchen Kirche ſind denn auch ſogenannte „Evangeliſten" der weißen Miſſionen geweſen; einige beſonders charakteriſtiſche Fälle, wie der des Dwane und Mzimba verliefen dabei folgendermaßen: beide waren „Evangeliſten", der erſtere einer wesleyaniſchen, der letztere einer presbyterianiſchen

[1]) Le Mouvement Éthiopien au Sud de l'Afrique de 1896 à 1899, Cahors, 1902.

Miſſionsgemeinde, beide in den Augen ihrer Miſſionare beſondere Leuchten. Als Renommierobjekte für die Leiſtungen der Miſſionen wurden ſie nach Schottland geſchickt und dort wurde ihnen natürlich der Kopf vollkommen verdreht. Reich beſchenkt mit Geldern für ihre Gemeinden kehrten ſie dann nach Südafrika zurück, ſtahlen das Geld, machten ſich nun ſelbſtändig und zogen die Mehrzahl der Gemeinden, der ſie als „Evangeliſten“ gedient hatten, zu ſich herüber. Der genannte Dwane ſuchte dann Anſchluß an die „Epiſkopale Methodiſtenkirche“ in den Vereinigten Staaten, die ganz aus Negern beſteht und einen ihrer Biſchöfe, Turner, nach Südafrika ſchickte; nun ward die ‚African Methodist Episcopal Church‘ gegründet. Turner machte Dwane zum „apoſtoliſchen Vikar“ für Südafrika. Da er aber hiezu die Erlaubnis ſeiner Synode nicht eingeholt hatte, kam es zu Zwiſtigkeiten; da auch die von Amerika verſprochenen Gelder ausblieben, trat Dwane ſchließlich aus der Methodiſtenkirche aus, die engliſche Hochkirche fing ihn für ſich ein und gründete im Rahmen ihrer Organiſation einen „Aethiopiſchen Orden“, zu deſſen erſten „Provinzial“ ſie den ſauberen Burſchen Dwane ernannte! So macht die engliſche Staatskirche vor der äthiopiſchen Bewegung ihre Verbeugung und erkennt ſie als berechtigt an.

Das hat der amerikaniſchen Kirche aber gar nichts geſchadet; es gibt nur einen Konkurrenten mehr auf dem Felde des Seelenfanges. Die politiſche Leitung der äthiopiſchen Bewegung findet zweifellos von den Vereinigten Staaten aus ſtatt; der Leitſatz: Afrika der ſchwarzen Raſſe! den der Biſchof Turner bei einem Vortrage in Kapſtadt wenig verblümt entwickelte, iſt eine Karikatur der Monroedoktrin in Anwendung

auf afrikaniſche Verhältniſſe. Die Spekulation der amerikaniſchen Nigger geht dabei darauf hinaus, daß ſie, als der fortgeſchrittenſte Teil der Negerraſſe nach Vertreibung der Weißen in Afrika die Herrenrolle zu ſpielen berufen ſeien. Aber ſoweit ſind wir ja zum Glück noch nicht; auch glaube ich nicht, daß der Schwarze lediglich für ein Schlagwort mehr weniger ideellen Inhalts in Bewegung zu ſetzen ſein wird. Er hat ſchließlich doch auch ein gewiſſes Gefühl für die wirklichen Machtverhältniſſe. Mit dem Programm allein werden die Aethiopier keine Rieſenerfolge erringen. Ihre Hauptgefahr liegt darin, daß ſie das halbgebildete farbige Proletariat, an deſſen Vermehrung Miſſionen und Regierung mit unermüdlichem Eifer arbeiten, organiſieren und dadurch insbeſondere ein Nachrichtenbureau für Eingeborene ſchaffen, das jeder Kontrolle durch die Weißen völlig entzogen iſt. Weniger wahrſcheinlich iſt, daß ein einzelner, hierzu beſonders begabter Farbiger ſich auf den Schemel der äthiopiſchen Kirchen zur einflußreichen Führerſchaft aufſchwingen könnte; denn die bisherige Geſchichte der Bewegung hat ſchon gezeigt, daß — wie leicht verſtändlich — der Schwarze ſich ſeinesgleichen nicht gerne unterordnet, ſo daß zwiſchen den verſchiedenen ſchwarzen Päpſten beſtändig Eiferſucht und Rivalität beſteht, wobei übrigens bezeichnender Weiſe die alten Stammesgegenſätze zwiſchen den Eingeborenen eine nicht unbedeutende Rolle ſpielen. Das iſt auch der Umſtand der den weißen Miſſionen zunächſt noch einigen Einfluß ſichert. Alles in allem kann man ſagen, daß die äthiopiſche Bewegung weit mehr Symptom, als an ſich eine treibende Kraft iſt; mit oder ohne die Nachhilfe der amerikaniſchen Nigger mußte etwas derartiges einfach als Wirkung einer verfehlten Ein-

geborenenpolitik, der Miſſionen, dem Vorhandenſein eines weißen Proletariats uſw. entſtehen.

Neben der Kapkolonie bilden das zweite Zentrum für die Korruption der Eingeborenen die Minen von Johannesburg. 95000 Schwarze finden ſich dort aus allen Teilen von Südafrika bis nach Britiſch-Zentralafrika hinauf zuſammen. Viele haben einen Kontrakt für ein halbes Jahr, die meiſten für ein Jahr, nur ganz wenige erneuern nach Ablauf des Jahres ihren Arbeitsvertrag. Dann gehen ſie in ihre Heimat zurück; die, die aus wenig erſchloſſenen Gegenden, wie Mozambique oder Britiſch-Zentralafrika, kommen, haben meiſt genug zurückgelegt, um ſich ein oder zwei Weiber zu kaufen, und dieſe nun als ihre Sklavinnen für Lebenszeit für ſich arbeiten zu laſſen. Davon, daß ſie ſich in der Zeit, wo ſie ſo gutes Einkommen hatten, Bedürfniſſe angewöhnt hätten, die ſie nun anſpornen könnten, weiter zu arbeiten, iſt kaum die Rede. Das einzige, was hier in Betracht kommen könnte, wäre der Alkohol. Dieſen können ſie ſich in Johannesburg freilich nicht ſo leicht verſchaffen. Dafür hat die portugieſiſche Regierung jetzt einen Weg gefunden, um etwas aus dem Goldſtrome der Johannesburger Minen auch in ihre Taſchen zu leiten. Sie hat nämlich den Verkauf des portugieſiſchen Landweins in ihrer Kolonie freigegeben und ſo geht er in ganzen Schiffsladungen dahin, um an die Eingeborenen für teures Geld losgeſchlagen zu werden. Es iſt ein Raubbau, der ſich in Zukunft ſchwer rächen muß; aber die Portugieſen ſind jedenfalls gegenwärtig ſehr vergnügt, haben ſie doch auf einmal in ihrem ſüdoſtafrikaniſchen Beſitz eine Goldquelle entdeckt, die ſowohl die Staatskaſſen wie auch die Finanzen ihrer Untertanen reichlich befruchtet. Viel-

leicht hat gegenwärtig dieſe Eingeborenen-Politik der Portugieſen die Wirkung, daß ſie den einen oder anderen Eingeborenen, der ſein Geld in Alkohol ſtatt in Weibern angelegt hat, zur Rückkehr nach Johannesburg veranlaßt. Der zur Arbeit erziehliche Einfluß der Johannesburger Weißen auf die Eingeborenen iſt jedenfalls ſehr beſcheiden. Viel bedeutungsvoller ſind die Einwirkungen übler Art; wenn irgendwo, ſo findet ſich in Johannesburg ein weißes Proletariat, deſſen Gebahren das Anſehen der weißen Raſſe bei den Schwarzen zu heben nicht geeignet iſt; ferner kommt der ſchwarze Hinterwäldler hier in Berührung mit dem vorgeſchritteneren Eingeborenen aus Transvaal oder der Kapkolonie und gibt für letzteren einen gelehrigen Schüler ab, mag ihm nun die Mißachtung des Weißen oder die Solidarität der ſchwarzen Raſſe gepredigt werden.

Zu all dem kamen nun noch die Wirkungen des Krieges. Sie machten ſich nach drei Richtungen hin geltend: erſtens war der Kampf der Weißen unter ſich natürlich ſowieſo ſchon für die Schwarzen ein beſonderes Schauſpiel, das ſie die Solidarität der weißen Raſſe in eigenartigen Lichte ſehen ließ; zum Schluß waren dann gerade diejenigen die Beſiegten, die ſie aus praktiſcher Erfahrung achten und fürchten gelernt hatten: die Buren. Zweitens taten die Engländer alles, um ſich die Farbigen zu Freunden zu gewinnen. Während die Buren vom erſten Augenblick an trotz aller verlockenden Angebote jede Beihilfe der Farbigen zurückgewieſen hatten, bewaffneten die Engländer die Schwarzen gegen die Buren. Schon zu Anfang des Krieges fand ein Überfall eines Burenkommandos durch Eingeborene im weſtlichen Teil von Transvaal ſtatt. Später hat England vorübergehend

farbige indiſche Truppen gegen die Buren verwendet, was durch ein Denkmal in der Nähe von Johannesburg dem ewigen Gedächtnis erhalten bleibt.

Nach dem Kriege wurden den Eingeborenen in Transvaal und im Freiſtaat die Gewehre wieder abgenommen, während man im Baſutoland das gleiche bis zum heutigen Tage nicht gewagt hat; denn jeder Verſuch dazu würde das Ausbrechen des Aufſtands bedeuten. Das alles mußte ein tiefes Sinken der Achtung vor den Weißen bei den Eingeborenen zur Folge haben, ſie fühlen ſich als eine den ſtreitenden Weißen gleichberechtigte Partei. Ein dritter Umſtand war das Einſtrömen einer zahlreichen Soldatenbevölkerung, die — an ſich ſchon nicht ſehr gebildet — an den Verkehr mit Eingeborenen in keiner Weiſe gewöhnt war. Den richtigen Ton hierbei zu treffen, iſt nicht leicht und vielfach erſt das Ergebnis längerer Erfahrung. Jemand, der gewöhnt iſt, mit Untergebenen zu verkehren, wird ſich aber natürlich leichter hineinfinden, als eine Klaſſe von Leuten, die auf der unterſten Stufe der ſozialen Leiter ſteht. Dieſe Soldaten traten nun mit den Eingeborenen in vielfache Berührung; ſie waren ihnen ja teils als Waffengefährten, teils als Treiber bei den Trains, Diener uſw. beigegeben. Da war ihnen der Schwarze zunächſt ein Objekt ihrer Neugierde und der komiſche Kerl, mit dem ſie ihren Spaß hatten. Sie freundeten ſich mit ihm an, Tommies Arm in Arm mit Schwarzen zu ſehen, war keine Seltenheit. Wurde der Schwarze dann aber frech, was gar nicht ausbleiben konnte, dann ſollte Brutalität das Unterordnungsverhältnis wiederherſtellen. Das Endergebnis aller dieſer Faktoren war eine völlige Zerrüttung und Untergrabung des Anſehens der weißen Raſſe in Südafrika.

Um die Farbigen in der Kapkolonie ruhig zu erhalten, machten ihnen die Engländer die unglaublichſten Verſprechungen. Die Meinung war unter ihnen verbreitet, daß nach dem Kriege die Buren ihres Beſitzes beraubt und dieſer an die Eingeborenen verteilt werden würde. Die Buren würden dann bei ihnen Knechte ſein, ſo wie ſie jetzt deren Diener wären. Endlich fanden die Farbigen während des Krieges überall reichlichen Verdienſt. Als Hafenarbeiter bekamen ſie Löhne bis zu 4 und 5 Mk. täglich, am Kriegsſchauplatze verdienten ſie als Treiber und in anderen Verwendungen mindeſtens ebenſoviel; nach dem Kriege waren ſie es, die Vieh und Geſpanne hatten, während der Bur häufig zu Fuß gehen mußte. Aber bei der mangelnden Vorſorge für den folgenden Tag, der für den Schwarzen charakteriſtiſch iſt, war das Geld bald vertan und den hochgeſpannten Erwartungen folgte die bittere Enttäuſchung. Was Wunder, daß dieſe ſich gegen die Engländer wandte, die ihnen ſo große Verſprechungen gemacht hatten.

Unter dem Eindruck, der dadurch erheblich veränderten Sachlage tauchte nun auf engliſcher Seite der Plan auf, den Eingeborenen in der Kapkolonie das Wahlrecht zu entziehen. War es ein Fehler geweſen, es ihnen jemals zu verleihen, ſo hat doch die Entziehung bereits gewährter Rechte ihre großen Schwierigkeiten, die ja überall der Rückwärtsrevidierung eines Wahlrechts, mag dieſes an ſich auch noch ſo unverſtändig ſein, entgegenſtehen. In der Art, wie dieſer Gedanke in die Öffentlichkeit gebracht wurde, lag weiterhin eine große Ungeſchicklichkeit. Zunächſt wurde in den Blättern der progreſſiven Partei in den Vordergrund geſchoben, daß das Wahlrecht der Farbigen in der Kapkolonie ein Hindernis für die bevorſtehende

und erſtrebte Einigung der ſüdafrikaniſchen Kolonien bilde. Die Buren hatten ſich in dem Friedenstraktat von Vereeniging ausbedungen, daß die Frage einer Wahlrechtsverleihung an die Eingeborenen erſt entſchieden werden dürfe, wenn die neuen Kolonien Selbſtverwaltung erhalten hätten, alſo eine Mitwirkung der Bevölkerung durch ihre gewählten Vertreter an einer derartigen Geſetzgebung ermöglicht ſei. Denn die Buren befürchteten, daß die engliſche Regierung verſuchen könnte, ſich die Mehrheit der Stimmen durch Verleihung des Wahlrechts an die Eingeborenen zu verſchaffen und ſie erkannten die darin für die Zukunft der weißen Raſſe in Südafrika liegende Gefahr. Vor dem Kriege hatten nur im Freiſtaat einige wenige Farbige das Wahlrecht, das ihnen als beſondere Auszeichnung durch die Regierung verliehen werden konnte, was praktiſch ziemlich bedeutungslos war; in Transvaal war das Wahlrecht der Farbigen durch die Verfaſſung ausdrücklich ausgeſchloſſen. Nun iſt die geſamte weiße Bevölkerung der neuen Kolonien einem Wahlrecht der Farbigen gleich abgeneigt und die engliſchen Blätter daſelbſt erklärten, es wäre ganz unmöglich zu einer Föderation der Kolonien zu gelangen, wenn ein gemeinſames Parlament aus Wahlen unter ſo ungleichen Vorausſetzungen hervorginge. Um dieſe Schwierigkeit zu beſeitigen, wurde auf der Bloemfonteiner interkolonialen Konferenz 1903 ein beſonderer Ausſchuß zur Unterſuchung der Eingeborenenfrage in allen britiſchen Kolonien Südafrikas eingeſetzt, der insbeſondere auch der Frage des Wahlrechts der Eingeborenen ſeine Aufmerkſamkeit widmen ſollte. Der Bericht dieſes Ausſchuſſes iſt [illegible] öffentlicht worden; das Auskunftsmittel, [illegible] hat, iſt, den Farbigen in einer beſonder[illegible]

eine beſtimmte Anzahl von Mandaten einzuräumen. Die Schattenſeiten dieſes Vorſchlags liegen auf der Hand: man treibt dadurch die Farbigen erſt recht zu einer Partei zuſammen, die dann das naturgemäße Beſtreben haben muß, ihre Rechte zu erweitern. Von den Weißen aber wird dadurch ein Recht der Farbigen zur Teilnahme an Geſetzgebung und Regierung förmlich anerkannt. Endlich in der Praxis vielleicht das Moment, das den ſchärfſten Widerſtand der Weißen herausfordern wird: die Schaffung dieſer Eingeborenenkurie muß notwendig zur Wahl von farbigen Abgeordneten führen, und der Gedanke, das ſchon in nächſter Zukunft erleben zu müſſen, wird für die Abgeordneten des Kapparlaments jedenfalls viel ſchrecklicher ſein, als das gegenwärtig noch nicht bedrohliche Geſpenſt einer Mehrheit farbiger Wähler. Dieſe „mittlere Linie“, die in hohem Maße den Charakter eines Verlegenheitsauskunftsmittels trägt, kann weder in der Kapkolonie noch in den ehemaligen Republiken auf freundliche Aufnahme rechnen.

Die Pogreſſiven in der Kapkolonie ſtehen aber vor allem unter dem Eindruck, daß ſie bei den nächſten Wahlen eine beträchtliche Zahl von Farbigenſtimmen verlieren werden; aus dieſer Befürchtung erklärten ſich die öffentlichen Erörterungen über die Wahlrechtsentziehung, die z. T. auf Indiskretionen Beteiligter zurückzuführen waren. Aber die Sache war nun ſchon einmal jedermann „Geheimnis“. Von ſolchen Plänen zu ſprechen, ohne ſie auch ſofort auszuführen, war jedenfalls vom Parteiſtandpunkte ein ſchwerer Fehler. Vielleicht erklärt er ſich daraus, das die Progreſſiven gehofft hatten, einen Teil der Buren für ihre Pläne zu gewinnen; dieſe waren ja grundſätzlich immer Gegner einer Eingeborenenpolitik

gewesen, die die Rechte der Farbigen so weit ausdehnte. Gelang dies, dann konnte eine gesetzgeberische Aktion auf diesem Gebiet einige Aussicht auf Erfolg haben. Aber selbst diejenigen Mitglieder des Bonds, die an sich vielleicht einem derartigen Schritt geneigt gewesen wären, waren von Mißtrauen gegen die progressive Partei erfüllt und fürchteten, daß diese nur darauf ausginge, sie in dieser Sache zu kompromittieren. Ein anderer Teil der Bondführer erklärt ziemlich offen: „Warum sollten wir jetzt gegen das Stimmrecht der Farbigen sein, wo wir die besten Aussichten haben, bei den nächsten Wahlen einen großen Teil ihrer Stimmen für unsere Partei zu gewinnen, wir mögen im übrigen prinzipiell zu der Sache stehen, wie wir wollen." So hat die progressive Partei durch ihr Verhalten dem Bond gerade ein zugkräftiges Schlagwort ausgeliefert, durch das dieser die Farbigen bei den nächsten Wahlen durch den Hinweis, daß die gegnerische Partei sich mit dem Gedanken der Entrechtung der Farbigen trage, noch mehr auf seine Seite herüberziehen kann. Auf alle Fälle bleibt aber der Wettlauf um die Stimmen der Farbigen eine unerfreuliche und gefährliche Erscheinung.

Wie verhängnisvoll das Hineintragen der politischen Parteigegensätze in die Eingeborenenfrage wirkt, zeigt auch folgendes Beispiel: In King Williamstown erscheint unter dem Titel: 'Imvo zabantsundu bomzandsi Afrika (South African Native Opinion)' eine Eingeborenen-Zeitung, die von einem gewissen Tembo Jabavu seit dem Jahre 1884 herausgegeben wird. Der größere Teil der darin erscheinenden Artikel ist in Kaffernsprache verfaßt, ein Teil englisch. Der Herausgeber gehört zwar dem Stamme der Fingos an (was so viel bedeutet wie „Hut

die im Kaffernkriege gegen die anderen Kaffernſtämme auf engliſcher Seite geſtanden hatten. Trotzdem dies ſeiner Autorität einigermaßen ſchadet, wird das Blatt doch in einer Auflage von etwa 3000 gedruckt. Der Mann hat alſo einen ſehr erheblichen Einfluß. Er macht perſönlich einen recht intelligenten Eindruck und ſpricht fließend engliſch; ich führte mit ihm ein längeres Geſpräch über ſeine politiſchen Anſichten. Er legte mir dabei dar, daß er ein ausgeſprochener Gegner der äthiopiſchen Bewegung ſei, wofür er folgende ſehr verſtändige Begründung gab: „Was wir erreichen könnten, wäre höchſtens, daß wir ein paar hundert oder vielleicht auch tauſend Weiße niedermetzeln, aber die Weißen ſind doch ſtärker als wir, ſie würden uns ſchließlich doch beſiegen, uns alle Rechte nehmen und in völlige Sklaverei bringen. Mein Ideal iſt das Zuſammenwirken der ſüdafrikaniſchen Weißen mit den Eingeborenen zum Wohle des Landes.“ Und auch er brauchte das Schlagwort: Wir können hier einträchtig das Land ſelbſt regieren, und bedürfen nicht der Bevormundung von Downing Street. Wie man ſieht, findet ſich hier die gleiche Note, wie im Programm der Afrikanderpartei, und ſo ſind denn auch die Anhänger Tembos ſtets getreue Anhänger der ſüdafrikaniſchen Partei geweſen und haben bei Wahlen für deren Kandidaten geſtimmt. Grund genug für die Progreſſiven, ihn mit großem Mißvergnügen zu betrachten: Während des Krieges gab Tembo in ſeiner Zeitung die ſehr verſtändige Loſung aus, die Eingeborenen ſollten ſich dem Kampf der Weißen fernhalten; das erregte den Verdacht der Engländer, die unter Kriegsrecht ſeine Zeitung einſtellten, wodurch er ſehr erheblichen materiellen Schaden erlitt; und auch in dem oben erwähnten Berichte der aus Engländern be-

ſtehenden Kommiſſion zur Unterſuchung der Eingeborenenfrage erhält er eine ſehr ſchlechte Note. So wird aus Parteirückſichten von der Regierung einer Bewegung entgegengearbeitet, die im Geſamtintereſſe der weißen Bevölkerung ſicherlich die ſtärkſte Unterſtützung verdiente. Aber man ſieht auch, welche Schwierigkeiten einer Entziehung des Wahlrechts der Farbigen entgegenſtehen, die wahrſcheinlicherweiſe Leute wie Tembo ſchließlich doch in das äthiopiſche Lager treiben würde. Die Miſſionare ſind natürlich im allgemeinen gegen jede Änderung des bisherigen Zuſtandes; er würde ihnen ja eine der Grundlagen ihrer Exiſtenz entziehen. Recht komiſch nimmt es ſich aber aus, wenn von dieſer Seite über den zunehmenden Alkoholismus der Farbigen geklagt und ein Geſetz gefordert wird, das verbieten ſoll, ihnen Alkohol zu verkaufen oder, wie es bei den Farmern — insbeſondere in den Weindiſtrikten — vielfach der Fall iſt, ihnen Wein als einen Teil ihrer Naturalverpflegung zu gewähren. Da zeigt ſich der ganze Widerſinn einer Geſetzgebung, die auf der einen Seite den Farbigen als freien Mann behandelt, der das Recht hat, die Geſetzgeber des Landes zu küren, während er andererſeits zu ſeinem Heile der Bevormundung durch dieſe noch recht dringend bedürftig iſt. Schließlich wird es ſicherlich zu einer Entziehung des Wahlrechts der Eingeborenen einmal kommen müſſen; aber ohne ſchwere Erſchütterungen wird es dabei nicht abgehen.

Anderer Art, als in der Kapkolonie, äußern ſich die durch den Krieg geſchaffenen neuen Verhältniſſe in den ehemaligen Republiken. Die Steigerung des Selbſtbewußtſeins der Eingeborenen und die größere Frechhe mit der ſie dem Weißen entgegentreten, zeigt ſich zu

hier ebenso wie in der Kapkolonie. Daß den Basutos der Besitz ihrer Hinterlader notgedrungen gestattet werden mußte, bildet mindestens für die wenigen Weißen, die unter ihnen leben, und für die der angrenzenden Distrikte des Freistaats eine ständige Gefahr. Die alte Transvaalregierung hatte eine sehr verständige Eingeborenenpolitik befolgt und vor allem ihr Augenmerk darauf gerichtet, daß die Farmer mit Arbeitskräften versehen waren. Durch ein im Jahre 1895 beschlossenes Gesetz, die sogen. „Plakkerwet" wurde die Hüttensteuer auf 10 Mk. festgesetzt; Eingeborene, die mehr als ein Weib hatten, mußten für jedes weitere Weib 10 Mk. bezahlen; außerdem jeder arbeitsfähige männliche Eingeborene 40 Mk. jährlich „Wegbelasting", von der jedoch derjenige, der bei einem Weißen in Dienst stand, befreit war. Um einen Mißbrauch hiebei vorzubeugen, wurde gleichzeitig bestimmt, daß jeder Bur auf einer Farm nicht mehr als fünf Eingeborenenfamilien halten durfte. Die neue Regierung setzte nun die Steuer für alle Eingeborenen auf 40 Mk. jährlich fest, die nur „Reverends", „Evangelisten", farbigen Lehrern und Erwerbsunfähigen erlassen wurde, nicht aber dem gewöhnlichen Arbeiter. Für jede Frau über eine hinaus müssen weitere 40 Mk. auf den Kopf bezahlt werden. Soweit nun dieses Gesetz überhaupt durchgeführt wird, gibt es den Farbigen nur einen Anreiz, in die Städte zu gehen, wo der höhere Geldlohn es ihnen leichter macht, den Steuerbetrag zu verdienen, von den Farmern treibt sie das neue Gesetz geradezu weg und verteuert den Buren die Arbeitskräfte. Das Schlimmste ist aber, daß es in den Eingeborenendistrikten überhaupt ganz ungenügend gehandhabt wird, denn erst kürzlich wurde — offenbar weil die Kapitalisten wegen des

ringen Erfolgs der Chinesenarbeit den Eingeborenen wieder mehr Aufmerksamkeit schenken — in den südafrikanischen Zeitungen festgestellt, daß 160 000 Eingeborene sich ohne Erlaubnis der Behörden und ohne irgendwelche Steuer zu bezahlen, auf den Regierungsländereien herumtreiben. Unter dem Drucke der öffentlichen Meinung und bei dem gesteigerten Interesse, das die Kapitalisten an der Sache nehmen, wird die Regierung wohl gezwungen sein, gegen diese Eingeborenen etwas zu tun und mit der Eintreibung der Steuern vorzugehen. Eine Schwierigkeit, die sich indes jeder energischen Eingeborenenpolitik der Regierung entgegensetzt, ist der Umstand, daß sie aus politischen Gründen Bedenken hat, den Buren den Besitz von Gewehren zu gestatten. Nach dem Kriege wurden allerdings Buren, die in bestimmten Bezirken Nord-Transvaals wohnen, nicht entwaffnet und später stellte sich das Bedürfnis heraus, die Bewohner des ganzen Zoutpansberg-Distriktes mit Gewehren zu versehen, da die Buren einfach erklärten, auswandern zu müssen, wenn dies nicht geschehe. Eine bedenkliche Gärung hatte sich unter den Schwarzen dieses Distriktes gezeigt, eine ganze Eingeborenengemeinde einer Mission war von dieser abgefallen und zu den Äthiopiern übergegangen, an verschiedenen Orten kamen die Schwarzen zu nächtlichen Versammlungen zusammen, in denen aufreizende Reden gehalten wurden. So war die Regierung gezwungen das Verlangen dieser Buren zu erfüllen und 1000 Gewehre an sie verteilen zu lassen. Solange die Buren aber nicht überall wieder im Besitze ihrer Waffen sind, kann jede schärfere Maßregel der Regierung mindestens zu lokalen Aufständen führen, und bevor eine größere Macht von Polizei oder imperialen Truppen an

Ort und Stelle iſt, bereits ein recht erhebliches Bludbad angerichtet ſein. Dies träfe kaum irgendwo die Buren allein; denn durch das ganze Land ſind auch engliſche Händler verſtreut, die und deren Läden an einſamen Plätzen wohl zuerſt einem Aufſtand zum Opfer fallen würden.

Liegt nun aber ein allgemeiner Aufſtand der Schwarzen, von dem auch in der europäiſchen Preſſe gelegentlich die Rede iſt, im Reiche der Wahrſcheinlichkeit? Wenn man hierbei häufig das Beiſpiel des Aufſtandes in Deutſch-Südweſtafrika heranzieht, ſo überſieht man leicht, daß die Verhältniſſe in beiden Teilen Südafrikas nicht ohne weiteres verglichen werden können. Zum mindeſten der Hereroaufſtand gehört zu jener Art von Aufſtänden, wie ſie das übrige Südafrika bereits zahlreich erlebt hat und die ſich meiſt nicht unmittelbar nach der Beſitznahme eines neuen Landesteils ereignet haben, ſondern erſt einige Jahre ſpäter, wo die weiße Herrſchaft ſchon einigermaßen eingelebt ſchien. Höchſtens die Rebellion der Witboys läßt ſich mit dem vergleichen, was dem britiſchen Südafrika bevorſtehen könnte; denn es ſcheint wohl feſtzuſtehen, daß der Abfall der Witboys unter dem Einfluß äthiopiſcher Ideen ſtattgefunden hat. Beſonders bezeichnend iſt es hier auch, daß die alte Stammesfehde zwiſchen den Witboys und Hereros erſtere nicht hinderte, nun mit ihnen gemeinſame Sache zu machen.

Und damit komme ich auf einen Punkt, der ſich überall, wo die weiße Herrſchaft ſich über den Eingeborenen dauernd gefeſtigt hat, früher oder ſpäter in äußerſt bedenklicher Weiſe gegen dieſe richten kann. In Aufſtänden erſterer Art, wie den Kaffernkriegen, dem Zulukriege uſw., war es den Weißen immer möglich, einen Eingeborenenſtamm gegen den anderen auszuſpielen.

In dem Maße aber, als die weiße Herrschaft sich betätigt, wird es den eingeborenen Stämmen nicht mehr möglich, ihre Streitigkeiten in blutigen Kämpfen unter sich auszutragen, unsere Zivilisation erleichtert ihnen, miteinander in Berührung zu treten, und sich zu verständigen. Diesem Ausgleich der Gegensätze und der Verständigung untereinander dient auch im hohen Grade die äthiopische Kirche. Auf schwarze Hilfsvölker können wir in künftigen Kämpfen kaum rechnen, vielleicht auf eine bescheidene Anzahl von Schwarzen, die einsichtig genug sind, zu erkennen, daß schließlich die Weißen doch im Besitze der stärkeren Machtmittel sind. Ob in einem solchen Fall die Missionen ein starker Rückhalt für die weiße Herrschaft sein werden, ist mir mehr als zweifelhaft. In gewöhnlichen Zeitläuften mag der Missionar einen gewissen Einfluß auf seine Gemeinde haben; wie es aber wird, sobald einmal die Aufruhrbewegung allgemein ist, davon hat uns Deutsch-Südwestafrika eine gute Vorstellung gegeben. Ganz ähnliche Fälle von völliger Zügellosigkeit wurden mir auch in Südafrika aus der Kriegszeit vielfach berichtet. In einer der größten Eingeborenen-Lokationen, die es in Transvaal gibt, in Saron bei Rustenburg wohnen etwa 8000 Eingeborene beisammen. Es ist ein besonders intelligenter Schlag; denn ich habe nirgends bei Schwarzen etwas Gleiches von sauberen Hütten gesehen, wie in dieser Eingeborenenstadt, die ein recht anziehendes Bild darbietet. Vor jeder Hütte befindet sich ein großer von einer niedrigen Mauer eingefaßter Hof; der Boden besteht aus gest
Lehm, der von den Weibern ebenso wie die Ra
mit sehr zierlichen Ornamenten versehen wird
den Fingernägeln eingeritzt werden. Diese L

immer blitzſauber aus. Der größte Teil der Einwohner von Saron gehört zu einer Gemeinde der Hermannsburger Miſſion. Während des Krieges brachte der Häuptling des Stammes, der ebenfalls zu dieſer Gemeinde gehört, durch eine nichtsnutzige Lüge den Miſſionar ins Gefängnis und als von der benachbarten Farm „Morgenſonne", auf der ſich früher ein Schülerpenſionat der Hermannsburger Miſſion befand, der aufſichtführende Miſſionar von den Engländern weggeführt wurde, da ſtürzten ſich die Bewohner von Saron über die Gebäude und zerſtörten alles in wahrhaft viehiſcher Weiſe. Spricht man mit Miſſionaren über derartige Vorkommniſſe, ſo ſagen ſie gewöhnlich, es ſei ganz unbegreiflicherweiſe ein böſer Geiſt über die Schwarzen gekommen.

Wer ſich freilich der Erfahrungen, wie man ſie in den Vereinigten Staaten, Haiti, Liberia uſw. gemacht hat, erinnert, dem wird die Erklärung näher liegen, daß der Schwarze in dem Augenblick, wo er von dem Zügel loskommt, der ihn leitet, auch wieder in ſeine urſprüngliche Barbarei und Wildheit verfällt. Überdies tun die Engländer wiederum aus politiſchen Rückſichten ihr möglichſtes, um die Autorität der von früherher in den neuen Kolonien beſtehenden Miſſionen, vor allem der deutſchen (Berliner und Hermannsburger), die da ſtark verbreitet ſind, zu untergraben. Denn der Einfluß dieſer Miſſionsgeſellſchaften auf die Eingeborenen iſt der engliſchen Regierung verdächtig, da zum mindeſten die Hermannsburger aus ihren Sympathien mit den Buren kaum je ein Hehl gemacht haben; ſo fördert ſie denn nach Kräften die engliſchen Miſſionen, die nach dem Kriege ins Land gekommen ſind. Auch ohne ausgeſprochenen politiſchen Zweck wäre es ja ſehr begreiflich, daß einem engliſchen Miſſionar von engliſchen Behörden mehr Wohlwollen entgegengebracht wird,

als einem deutschen; der Erfolg ist aber natürlich auch hier Minderung des Einflusses und Untergrabung der Autorität der von früherher im Lande wirkenden und mit der Eigenart der Eingeborenen besser vertrauten Missionare, ohne daß die englischen Missionare darum große Aussicht hätten, an deren Stelle zu treten. Auch hier sind die Äthiopier die lachenden Dritten. Aus all diesen Gründen bietet die Tätigkeit der Missionen kaum einen Schutz gegen einen Eingeborenenaufstand.

Sehen wir uns aber einmal an, welche Aussichten das zahlenmäßige Verhältnis zwischen weiß und schwarz einem solchen Aufstand überhaupt bietet. Man weist mitunter darauf hin, wie sehr sich die Weißen gegenüber der schwarzen Bevölkerung Südafrikas in der Minderheit befänden, man nennt gelegentlich ganz phantastische Zahlen über das Verhältnis der beiden Rassen. Es genügt, einen Blick auf folgende Tabelle zu werfen, die das Ergebnis der Volkszählung vom 1. April 1904 wiedergibt, um sich von den dabei unterlaufenden Übertreibungen zu überzeugen:

	Gesamtbevölkerung	Weiße	Farbige	Verhältnis der Weißen zu den Farbigen
Oranjefluß-kolonie	385045	143419	241626	1 : 1,7
Kapkolonie	2,409804	579741	1,830063	1 : 3,2
Transvaal	1,345200	300225	1,053975	1 : 3,5
Natal	1,108754	97109	1,011645	1 : 10
Rhodesia	605764	12623	593141	1 : 47
Betschuana-land	120776	1004	119772	1 : 120
Basutoland	348848	895	347963	1 : 386
Britisch-Südafrika	6,333191	1,135016	5,198175	1 : 4,6

Hält man ſich die letzte der hier gegebenen Verhältnisziffern vor Augen und bedenkt man, wieviel ungünſtiger das Verhältnis in früheren Zeiten war, wo die Buren bei ihren Pionierzügen nach Natal und Transvaal einer Eingeborenenmehrheit gegenüberſtanden, wie vielleicht heute die Weißen Rhodeſias, ſo berichtigt ſich ohne weiteres die Vorſtellung, als ob die Weißen durch einen allgemeinen Eingeborenen-Aufſtand gewiſſermaßen zum Lande hinausgefegt werden könnten. Freilich zeigt die Tabelle auch, daß es neben den Teilen des Landes, in denen die weiße Bevölkerung ſo ſtark iſt, daß an eine ſchwarze Erhebung gar nicht zu denken iſt, andere gibt, in denen die geringe Zahl von Weißen leicht niedergemetzelt werden könnte. Wäre die Tabelle mehr ſpezialiſiert, ſo würde ſich zeigen, daß es auch in der Kapkolonie und Transvaal trotz des im allgemeinen für die Weißen günſtigen Verhältniſſes derartige Bezirke gibt. So ſtellt ſich in der Kapkolonie das Verhältnis in Pondoland wie 1:183, im Gebiet der anderen Eingeborenenreſervate wie 1 : 27, in dem dann verbleibenden Reſt der Kolonie aber = 1 : 1,7; in Transvaal im Zoutpansbergdiſtrikt 1 : 50, im Swaziland 1 : 94. In ſolchen Bezirken ſind natürlich die Bedingungen für lokale Aufſtände überall gegeben; daß ein Ausbruch an einer Stelle auch auf andere Bezirke übergreifen wird, wenn nicht eine raſche Unterdrückung erfolgt, dafür ſpricht alle Wahrſcheinlichkeit; auch die Möglichkeit eines wohlvorbereiteten gleichzeitigen Losſchlagens in allen dieſen Bezirken ſei zugegeben. Aber eine Bedrohung größerer Orte halte ich für ausgeſchloſſen, bin auch der Überzeugung, daß die weiße Bevölkerung Südafrikas aus eigener Kraft imſtande wäre, jedes etwa ausbrechenden Aufſtandes Herr zu werden,

wenn auch ein Unternehmen wie etwa die Eroberung von Baſutoland, wo die Aufſtandsgefahr wegen der guten Bewaffnung der Eingeborenen vielleicht am nächſten liegt, ſchon wegen des gebirgigen Charakters des Landes einen erheblichen Aufwand von Menſchen und Mitteln und eine geordnete, planmäßige Kriegführung erfordern würde. Jedenfalls hätte man dabei nicht entfernt mit den Schwierigkeiten zu kämpfen, wie unſere Kriegführung in Deutſch-Südweſtafrika, denn es handelt ſich hier um viel kleinere und der Kultur weit mehr erſchloſſene Gebiete. Man halte ſich gegenwärtig, daß unſere ſüdafrikaniſche Kolonie doppelt ſo groß iſt, als Transvaal und der Freiſtaat zuſammengenommen, und daß mehr als die Hälfte des Gebiets der Schauplatz militäriſcher Operationen war. Das Eiſenbahnnetz im britiſchen Südafrika erweitert ſich von Jahr zu Jahr; Schwierigkeiten der Verproviantierung und Waſſerbeſchaffung kämen höchſtens in einem Gebiet wie Betſchuanaland in Frage, im Zoutpansbergdiſtrikt würde wohl auch das Klima einen Feldzug nur im Winter geſtatten. Die natürliche Vermehrung der Eingeborenen iſt allerdings in manchen Teilen Südafrikas ſtark und kann das Zahlenverhältnis zwiſchen Weißen und Schwarzen in Zukunft zuungunſten der erſteren verſchieben. Theal ſchätzt, daß ſich in dem Gebiet zwiſchen Tugela und Umzimbuvu die Zahl der Eingeborenen zwiſchen 1839 und 1889 von 10 000 auf eine Million vermehrt habe, ohne allerdings für die Schätzung für das Jahr 1839 Quellen anzugeben; natürlich kann es ſich auch hier nicht bloß um natürliche Vermehrung handeln. Beſſer vergleichbar ſind die Angaben, die er für Baſutoland macht, das im Jahre 1839 50 00^ 1889 200 000 Bewohner gezählt haben ſoll. Anſcha

ſind auch folgende Ziffern, die ein Bild der raſchen Vermehrung der Eingeborenen geben. Auf 100 Weiber über 15 Jahren kommen Kinder beiderlei Geſchlechts unter 15 in:

England	110
Vereinigte Staaten von Nordamerika, weiße Bevölkerung	131
Bantuneger in der Kapkolonie in näherer Berührung mit Weißen	170
Neger in den Vereinigten Staaten	172
Bantuneger in Südafrika im Urzuſtand	195

Die Vermehrung der Baſutos in den letzten 14 Jahren betrug 59%, die der Eingeborenen im Freiſtaat gar 86%, was indes z. T. auf Zuwanderung — allerdings auch wieder aus Baſutoland — beruht, wodurch ſich alſo die für Baſutoland gegebene Ziffer entſprechend erhöht. Hingegen betrug in dem gleichen Zeitraum die Vermehrung in der Kapkolonie nur 34,6%, betrug ſogar im Gebiet der Eingeborenenreſervate nur 29% bezw. 22% (in Pondoland) und 10% (in Betſchuanaland), gegenüber einer gleichzeitigen Vermehrung der weißen Bevölkerung um 51%, die freilich in der ſtarken Einwanderung ihre Urſache hat, auf deren Anhalten in gleicher Höhe kaum zu rechnen iſt. Die durchſchnittliche Vermehrung der Farbigen in der Kapkolonie kommt etwa der der Buren gleich. Über die künftige Geſtaltung des Verhältniſſes von Weißen und Schwarzen im ganzen Gebiet des engliſchen Südafrika läßt ſich etwas beſtimmtes nicht vorausſagen; denn wir kennen die künftige Höhe der weißen Einwanderung nicht, andererſeits läßt ſich auch nicht abſchätzen wie ſtark der Rückgang in der Vermehrung der Schwarzen ſein wird, der erfahrungsgemäß

bei näherer Berührung mit der weißen Ziviliſation eintritt. Eine weitere Verſchiebung zuungunſten der Weißen iſt zwar wahrſcheinlich; ſoweit dies aber auf die Sicherheit der weißen Bewohner zurückwirkt, wird es ſicherlich mehr als wett gemacht durch die weitere Erſchließung des Landes, die Ausdehnung des Eiſenbahnnetzes uſw.

Wenn ich davon ſprach, daß die weiße Bevölkerung Südafrikas aus eigener Kraft wohl imſtande ſei, mit jeder Aufſtandsbewegung der Eingeborenen fertig zu werden, ſo iſt das natürlich nur denkbar unter der Vorausſetzung, daß ſich die Buren in erſter Reihe daran beteiligen; denn ſie ſind der militäriſch tüchtigſte, kriegeriſch geübteſte Teil der Bevölkerung. Mit den 20 000 Mann imperialer Truppen in ganz Südafrika und den 5000 Mann Conſtabulary in den ehemaligen Republiken könnte man einen Aufſtand, der an verſchiedenen Stellen zu gleicher Zeit ausbricht, nicht niederwerfen, zumal man auch durch die Verſendung der Truppen in die verſchiedenen Aufſtandsgebiete viel zu viel koſtbare Zeit nutzlos verſtreichen laſſen müßte. Gerade bei einem derartigen Aufſtande käme es aber darauf an, mit raſchen Schlägen vorzugehen. Eine Bewaffnung der Buren wäre darum eine zwingende Notwendigkeit, ſie würde auch von der in Leben und Eigentum bedrohten engliſchen Bevölkerung nachdrücklichſt gefordert werden; die Regierung könnte ſich einer ſolchen Forderung gar nicht entziehen, müßte den Buren wohl auch in den niedrigeren militäriſchen Einheiten von ihnen gewählte Feldkornets als Führer zugeſtehen. Es iſt darum ein törichtes Gerede, wenn gelegentlich behauptet wird, die engliſche Regierung ſteuere auf einen Eingeborenenaufſtand los, um dadurch Engländer und Buren einander näher zu bringen. An der Bereit-

willigkeit der Buren bei der Niederwerfung eines Aufſtands durchaus loyal mit der engliſchen Bevölkerung zuſammenzuwirken, iſt nicht zu zweifeln; das entſpricht ihren ganzen Traditionen und ſchließlich geht es ja auch um ihre Haut. Sie würden auch nicht einen Augenblick erwägen, mit den Eingeborenen gegen die engliſche Herrſchaft gemeinſame Sache zu machen, um dieſe aus dem Lande zu werfen; dazu ſind ſie doch der Rückwirkung, welche eine derartige Handlungsweiſe auf ihre eigene Stellung den Eingeborenen gegenüber haben müßte, zu gut bewußt. Andererſeits wiſſen ſie ſich ſchon heute mit allen Engländern, die länger im Lande leben und deſſen Verhältniſſe kennen, in ihrer Stellungnahme zur Eingeborenenfrage ſowohl wie den Verſuchen dieſe von England aus regeln zu wollen, durchaus einig und im übrigen macht die „Raſſenverſöhnung“ zum Zwecke gemeinſamer Oppoſition gegen die engliſche Regierung ſowieſo ſchon raſchere Fortſchritte, als letzterer lieb ſein kann. Andererſeits iſt aber klar, wie gefährlich auch nur ein Verſuch, nach der Niederwerfung eines Aufſtandes mit Hilfe der Buren, dieſe zu entwaffnen, für die engliſche Herrſchaft ſein müßte. Sehen wir ganz davon ab, ob dieſe es ſich gefallen ließen; ein Schrei der Entrüſtung über eine ſolche Tat des Undanks würde durch ganz Südafrika hallen, nur wenige Engländer würden ſich von dieſer Beurteilung ausſchließen. Gelegentlich heißt es auch, daß den Randkapitaliſten ein Eingeborenenaufſtand nicht ſo ungelegen käme, um einerſeits die jetzigen Eingeborenenreſervate, in denen das Schürfen nach Mineralien unterſagt iſt, insbeſondere Baſutoland dafür frei zu bekommen, andererſeits um dadurch eine Eingeborenenpolitik zu erzwingen, die den Minen dauernd den nötigen Bedarf an

Arbeitskräften ſichert. Erſteres iſt aus dem Grunde ziemlich unſinnig, weil die Kapitaliſten auf Jahre hinaus mit dem Rande mehr als genug zu tun haben, und darum ſogar die Aufſchließung von Goldfeldern in anderen Bezirken z. B. im Zoutpansbergdiſtrikt möglichſt zu verhindern ſuchen, um die Ablenkung des Kapitals dahin zu verhindern. Der zweite Grund hat etwas mehr innere Wahrſcheinlichkeit. Wenn man aber wenigſtens die nächſte Zeit ins Auge faßt, ſo iſt nicht anzunehmen, daß die Randmagnaten irgendein Ereignis wünſchen könnten, das die ruhige Entwickelung am Rande, wenn auch nur vorübergehend, ſtört, und den Sharemarkt neuen Erſchütterungen ausſetzt.

Aber nicht nur die durch die zunehmende Zuchtloſigkeit der Schwarzen geſteigerte Aufſtandsgefahr, auch die wirtſchaftlichen Bedürfniſſe der weißen Bevölkerung Südafrikas drängen zu einer energiſcheren Eingeborenenpolitik. Und hier beſteht zwiſchen den Intereſſen der Farmer und denen der Mineninduſtrie kaum irgendein Gegenſatz, wenn auch gegenwärtig die Minen als unerwünſchte Wettbewerber den Farmern gegenüber auf dem Arbeitsmarkte auftreten. Sollte die engliſche Regierung den berechtigten Wünſchen der weißen Bevölkerung Südafrikas dauernd Widerſtand entgegenſetzen, ſo wird ſich viel eher die Folge daraus ergeben, daß ſich die ganze weiße Bevölkerung Südafrikas gegen England erhebt, als die, daß Engländer und Buren ſich in Südafrika ſelbſt über dieſe Frage entzweien.

Vom volkswirtſchaftlichen Standpunkt iſt ſowohl die Einfuhr von Chineſen wie auch die von Schwarzen aus dem portugieſiſchem Gebiet, von wo gegenwärtig etwa die Hälfte der Minenarbeiter herkommt, gleich un-

erwünſcht. Nicht minder ſind die Preiſe für die Arbeit der Schwarzen ganz unverſtändig hoch. Es iſt unſinnig, einem Kaffern als Minenarbeiter 50 bis 60 Mk. oder gar als gewöhnlichen Dienſtboten — wie dies in Johannesburg der Fall iſt — 60 bis 80 Mk. monatlich bei voller Verpflegung zu bezahlen. Der Einwand, daß doch auch die weiße Arbeit hier ſo viel höher bewertet iſt, iſt nicht ſtichhaltig; denn dies iſt durch die beſſere Lebenshaltung der Weißen und die höheren Preiſe ſeiner Bedarfsartikel gerechtfertigt. Der Schwarze verharrt aber ſo gut wie ganz in ſeiner niedrigen Lebensführung. An ſich könnte die Geſamtbevölkerung von über 5 Millionen Eingeborenen in ganz Britiſch-Südafrika vielleicht genügen, um den Bedarf dieſes Gebiets an ungelernten Arbeitern ſowohl für Landwirtſchaft wie für Minenbetrieb zu decken; übermäßig reichlich iſt dieſe Zahl aber freilich nicht, wenn man bedenkt, daß allein die Mineninduſtrie ihren Bedarf auf etwa 300 000 ungelernte Arbeiter veranſchlagt. Im Vergleich zu dem großen Gebiet iſt dieſe ſchwarze Bevölkerung ſehr dünn; ſind auch der Ausdehnung des landwirtſchaftlichen Betriebes in Südafrika engere Grenzen gezogen, als man gemeinhin annimmt, ſo kann das Land natürlich doch eine viel größere Zahl von Schwarzen ernähren, als dies jetzt der Fall iſt, ohne daß die Eingeborenen eine ſehr erhebliche Mehrarbeit zu leiſten brauchten. Sie trotzdem dazu zu zwingen, müßte die Aufgabeeiner verſtändigen Eingeborenenpolitik ſein.

Der ſympathiſcheſte und volkswirtſchaftlich wohl auch erwünſchteſte Weg dazu wäre es, wenn man die unſchädlichen Bedürfniſſe der Eingeborenen derart ſteigern könnte, daß dies ſie zu dauernder Arbeit zwänge. Man hat

bisher auf diesem Wege noch keine sonderlichen Fortschritte gemacht. Es möchte manchmal so scheinen, wenn man in Johannesburg die Schwarzen in europäischem Anzug, mit gelben Schuhen, hohen Stehkragen und einer knallroten Kravatte herumlaufen sieht. Aber dieser Prunk reicht doch nicht hin, um ihm die Arbeit auf den Minen dauernd erwünscht zu machen. Man kann den Minengesellschaften den Vorwurf nicht ersparen, daß von ihrer Seite nicht alles versucht worden ist, um den Eingeborenen einen Anreiz dazu zu geben. Selbst wenn der Neger einen inneren Antrieb zur Arbeit hätte, könnte man es ihm nicht übelnehmen, wenn ihm der dauernde Aufenthalt in einem Minen-Compound nicht gerade verlockend erschiene. Der beste und auch für die Minen wirtschaftlichste Zustand wäre eine andauernd ansässige Bevölkerung von schwarzen Minenarbeitern, die mit ihren Familien in nicht allzu großer Entfernung vom Arbeitsplatze lebte. Bei manchen Minen ist der zur Verfügung stehende Raum allerdings so klein, daß die Anlage von Arbeiterlokationen nicht möglich erscheint, was insbesondere von den Minen in und um Johannesburg gilt, wo auch der Boden für eine solche Verwendung zu wertvoll wäre. Bei Minen in weiter abgelegenen Distrikten stände aber einem solchen Versuch kaum etwas im Wege. Von den Minenleitern wird gewöhnlich eingewendet, daß man gegenwärtig mit Arbeitern, die mit ihren Familien in der Nähe der Minen wohnen, sehr schlechte Erfahrungen mache, diese sich häufig nur damit abgeben, in ihren Hütten Kaffernbier zu brauen und es an die anderen Arbeiter zu verkaufen, wodurch sie sich bisher geradezu als Schädlinge erwiesen hätten. Dies mag natürlich bei den gegenwärtigen Verhältnissen, wo es nur eine kleine

Anzahl derartiger Familien gibt, vollkommen zutreffen, in dem Augenblick aber, wo etwa die ganze Arbeiterbevölkerung einer Mine in dieſer Weiſe untergebracht iſt, hört dies doch naturgemäß auf. Ich glaube, daß dieſe Frage mindeſtens einer praktiſchen Erprobung bedarf, ehe man das ganze Syſtem verwirft. Vielleicht könnte auch hier am leichteſten ein Verſuch einſetzen, das Weib in anderer Weiſe als es bisher der Fall iſt, als einen arbeitfördernden Faktor zu verwenden.

Gegenwärtig herrſcht nämlich folgender grotesker Zuſtand in Südafrika: die Sklaverei der Männer iſt verboten und jede Maßregel, die nur irgendwie in der Phantaſie der Leute von Exeter-Hall eine Erinnerung daran auslöſen könnte, darf auf jedes Maß möglicher Entrüſtung in England rechnen; die Beſchränkung der Freizügigkeit der Eingeborenen und eine Art von Hörigkeitsverhältnis auf den Burenfarmen trug den Buren den Vorwurf ein, ſie trieben Sklaverei. Aber gegen die ſchwarzen Damen iſt man in England wenig galant, die Sklaverei der Weiber ſteht nach wie vor in vollſter Blüte. Weiber kann ſich der Schwarze kaufen, ſoviel er bezahlen kann. So geht er denn hin und beißt zunächſt in den ſauren Apfel, ein Jahr in den Minen zu arbeiten. Mit dem was er ſich da erſpart hat, kehrt er dann nach Haus zurück, kauft ſich ein oder mehrere Weiber — je nach dem Inhalt ſeiner Börſe und dem augenblicklichen Preiſe der Ochſen und Schafe, in denen der Wert eines ſchwarzen Mädchens ausgedrückt zu werden pflegt — und nun läßt er ſeine Weiber wie Tiere auf dem Felde und im Hauſe arbeiten, während er faulenzt und höchſtens darauf bedacht iſt, eine zahlreiche Nachkommenſchaft zu erzeugen, deren weiblicher Teil ja wiederum ein aus-

gezeichneter Handelsartikel ist. Es ist natürlich nicht leicht für die Behörden in derartige überlieferte Sitten und Gebräuche der Eingeborenen einzugreifen und eine geeignete Form der „Frauenemanzipation“ für die Schwarzen auszusinnen. Die Erfolge der Missionare auf dem Gebiete der „Erziehung zur Einehe“ sind auch nur sehr bescheiden. Die Steuer auf die Vielweiberei, die schon unter der Transvaalregierung bestand, und von der neuen Regierung erhöht wurde, kann nur allzuleicht zur Abwälzung auf die Weiber führen, die dann desto mehr zu arbeiten haben. Am ehesten führt noch das Leben in den halbzivilisierten Verhältnissen einer Eingeborenenlokation in der Nähe einer weißen Ansiedlung zu einem Wandel. Die grobe Feldarbeit fällt hier weg, der Mann ist nicht in gleichem Maße Herr der Frau wie mitten unter seinem Stamme. Und wenn die Gattin die Gelegenheit hat, sich ungestraft auch anderswo ein Glück zu suchen, dann wird der Herr Gemahl wohl auch Veranlassung haben, galant zu sein und ohne Murren die „Schneiderinnenrechnung“ zu bezahlen. Die Weiber der schwarzen Soldaten in Deutsch-Ostafrika führen, auf schwarze Verhältnisse übertragen, ganz das Leben unserer Gesellschaftsdamen; und der erste Abzug, den der Mann von der Gage machen muß, ist der für eine neue „Toilette“ seiner „Bibi“.

Neben der Wiedereinführung des alten transvaal-Systems der Besteuerung würde ein weiteres, sehr wirksames Mittel zur Erziehung der Schwarzen zur Arbeit, die Einschränkung ihrer Reservate sein, so daß sie gezwungen sind, für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten. Die zunehmende weiße Bevölkerung drängt auch von selbst zur Verminderung des Eingeborenenlandes

um Teile davon der Besiedelung durch Weiße freizugeben. Der Eigentümer des Landes ist sowieso der Staat und die Grundsätze von Recht und Billigkeit sprechen wohl dafür, daß der Staat jedem Eingeborenen nur soviel Land überläßt, als er zu seiner und seiner Familie Unterhalt bedarf, unter der Voraussetzung, daß er selbst auch dafür arbeitet. Den Eingeborenen soviel Land zu überlassen, daß sie ohne jegliche Anstrengung lediglich durch die Arbeit ihrer Weiber ein Faulenzerleben führen können, dafür sprechen weder rechtliche noch erziehliche Grundsätze.

Davon, ob die Regierungen der englischen Kolonien Südafrikas in diesem Sinne ihre Eingeborenenpolitik einrichten werden, wird die wirtschaftliche Zukunft und das Gedeihen Südafrikas in hohem Maße abhängen. Sieht man von den Mineralschätzen Südafrikas ab, so ist es alles eher, als ein reiches Land. Und es ist ein unsinniger Zustand, daß die Arbeit des Eingeborenen hier höher bezahlt wird, als die des Weißen in vielen Ländern Europas.

Südafrika erfreut sich übrigens eines solchen Reichtums schwieriger Probleme, daß mit der Eingeborenenfrage die Zahl der Rassenfragen, die gegenwärtig dort brennend sind, sich keineswegs erschöpft. Gerade jetzt beschäftigt man sich mehr denn je mit den Indiern, die in ganz Südafrika schlechthin als „Kulis" bezeichnet werden. Diese Kulis wurden zuerst nach Natal eingeführt als man dort Zuckerplantagen anlegte und sehr bald sah, daß die Eingeborenen zur Arbeit auf diesen nicht zu brauchen seien. So wurden denn Lohnarbeiter aus Indien eingeführt; diese Arbeitskräfte sind insbesondere für südafrikanische Verhältnisse sehr billig, der

Lohn beträgt 10 Mk. monatlich und die Naturallieferung von Reis, ſo daß die Geſamtkoſten 15 Mk. im Monat kaum überſteigen. Bedingung für die Erlaubnis zur Einfuhr dieſer Arbeiter war aber, daß den Indiern, die nicht unter dieſen Kontraktbedingungen nach Natal kamen, der freie Aufenthalt, Handelsbetrieb uſw. im ganzen Lande geſtattet würde. Die Zahl der Indier ſtieg infolgedeſſen von 17 000 im Jahre 1879 auf 80 000 im Jahre 1903. Die Indier haben heute in Natal nicht nur den ganzen Kleinhandel in ihren Händen, ſondern beſitzen auch große, ſtattliche Geſchäfte mit ſchönen Spiegelſcheiben in den beſten Straßen von Durban und anderen Orten. Von Natal aus verbreiteten ſie ſich natürlich auch über das übrige Südafrika. Im Freiſtaat führte dies bald zu derartigen Mißſtänden, daß die Regierung nicht nur weitere Einwanderung verbot, ſondern auch den vorhandenen Indiern ihre Geſchäfte ablöſte und ſie des Landes verwies. In Transvaal war man aber in einer weit ſchwierigeren Lage, da der Londoner Vertrag allen britiſchen Untertanen freien Aufenthalt und Handelsbetrieb im Gebiet der Republik zuſicherte. So mußte ſich die Regierung darauf beſchränken, den Indiern das Wohnen und den Handelsbetrieb nur in beſtimmten Vierteln — den Indierbaſaren — zu geſtatten. Aber damit gab ſich die engliſche Regierung nicht zufrieden und gerade die Frage der Behandlung dieſer Indier bildete einen der Beſchwerdepunkte, mit denen ſie den Buren das Leben ſo ſauer wie möglich zu machen ſuchte. Daß jetzt die engliſchen Bewohner von Transvaal ſo ziemlich einmütig in bezug auf die Behandlung der Indier noch weit ſtrengere Maßregeln fordern, als die alte Transvaalregierung ſelbſt durchzuführen in der Lage war,

bietet einen humorvollen Zug in dem Bilde des politiſchen Lebens unter der neuen Herrſchaft.

Daß der Indier ein Wettbewerber iſt, gegen den der Europäer gar nicht aufkommen kann, liegt auf flacher Hand. Ich weiß nicht, ob das, was man in den Indierlokationen auf Zuckerplantagen in Natal ſieht, das typiſche Bild einer Indierhütte iſt; im Vergleich zu dieſen erſcheinen aber ſelbſt die Behauſungen der Kaffern als luxuriöſe Gebäude. Zu dieſer Anſpruchsloſigkeit geſellen ſich aber Eigenſchaften, die zu denen der Eingeborenen im ſchroffen Gegenſatze ſtehen. Der Indier iſt arbeitsſam, fleißig, nüchtern und ſparſam. Der Beſitzer einer Orangenfarm in den Magaliesbergen, nicht weit von Pretoria, erzählte mir, ein Indier, der ſelbſt Orangen feilhaltend in den Straßen von Pretoria umherziehe, habe ihm ſeine ganze Ernte am Baume abgekauft; da es ſich dabei um einen Betrag von etwa 18000 Mk., den der Indier bezahlen ſollte, handelte, habe er dieſen um einen Ausweis über ſeine Kreditfähigkeit gebeten. Er machte darauf die Angabe, die ſich vollkommen beſtätigte, daß er ein Guthaben von etwa 120 000 Mk. auf der Bank habe; das habe er ſich in den wenigen Jahren, die er in Transvaal war, bereits erſpart; ſobald er 200 000 Mk. habe, was er in kurzer Zeit zu erreichen hoffe, wolle er ſich nach Indien zurückziehen. Dieſes Geld verdiente er hauptſächlich dadurch, daß er eine ganze Anzahl armer Kulis, die eben ins Land gekommen waren, ſeine Orangen verkaufen ließ; trotzdem lief er auch ſelbſt nach wie vor mit dem Korbe herum und zeichnete ſich durch keinerlei Luxus von ſeinen Landsleuten aus. Bei dem hohen Zwiſchenhändlergewinn, der gerade beim Handel mit Lebensmitteln erzielt wird, erſcheint dies alles durchaus

glaubhaft. Dabei hat der Mann natürlich so gut wie gar keine Unkosten, denn irgendeine elende Bretterbude dient ihm sowohl als Wohnung, wie auch als Warenlager. In Natal sieht man zwar gelegentlich reichere Indier mit etwas besserer Lebenshaltung, die aber doch natürlich hinter der eines englischen Kaufmanns in gleicher Vermögenslage weit zurückbleibt. Und auch hier geht das Streben der Indier wohl fast ausnahmslos dahin mit den erworbenen Reichtümern nach Indien zurückzukehren, wo die Leute doch natürlich mit ihrem Gelde eine ganz andere soziale Stellung zum mindesten inmitten ihrer Landsleute einnehmen, als in Südafrika. Eine auf den Ausweisen der Post beruhende Schätzung des Präsidenten der Handelskammer von Pretoria, Loveday veranschlagt die Geldsendungen, die die Kulis jährlich nach Indien machen, auf 10 Millionen Mk.

Es ist dieselbe Erfahrung, die man an der ganzen afrikanischen Ostküste macht. In Ostafrika, in Zanzibar, im portugiesischen Gebiet, überall weiß der Indier das Geld, das ins Land kommt, in seine Tasche zu leiten und von da fließt es nach Indien ab. Bisher waren diese Indier zwar meist die Kunden der europäischen Einfuhrhäuser, die oft mit den gewährten Krediten das Nachsehen hatten, während die Indier sich bereicherten. Der Vertreter eines europäischen Hauses an der portugiesischen Ostküste sagte mir: „Die Tage unserer Existenz hier sind gezählt, ich bin überzeugt, daß sich in zehn bis fünfzehn Jahren kein einziger europäischer Kaufmann mehr an diesem Platze befinden wird. So weit wir noch Waren einführen, werden wir um das Geld dafür von den Indiern geprellt, mehr und mehr gehen diese aber dazu über, die Einfuhr durch ihre eigenen Handelshäuser

besorgen zu lassen." Als nun nach dem Kriege die Indier volle Freiheit bekamen, sich in Transvaal niederzulassen, wo sie wollten, bekamen dies die weißen Kaufleute sehr bald in empfindlichster Weise zu fühlen. In Potschefstroom betrug die Zahl der indischen Kaufleute vor dem Kriege 12, jetzt sind es ihrer 64, in kurzer Zeit gingen denn auch 14 weiße Kaufleute zugrunde und von deren Läden wurden 8 von Indiern übernommen. Der Umsatz der Kuliläden in diesem Orte betrug in einem Jahre nahezu 2 Millionen Mk. In Pietersburg bestanden vor dem Kriege 13 Indiergeschäfte, jetzt sind es 49, im Zoutpansbergdistrikt 14, jetzt 48. War die Stimmung infolge des flauen Geschäftsganges und des bereits früher geschilderten Überflusses an neuen Geschäften in der Kaufmannsschaft sowieso schon nicht rosig, so steigerte dieser, als unlauter empfundene Wettbewerb die Erbitterung noch außerordentlich.

Die Regierung sah sich zunächst gezwungen, dem weiteren Zufluß von Indiern dadurch zu steuern, daß keine neuen Zuzügler mehr die Erlaubnis zur Einwanderung bekamen, was sich auf administrativem Wege durchführen ließ, da zum Betreten der ehemaligen Republiken ein Erlaubnisschein notwendig ist. Aber die Indier wußten dies ganz geschickt zu umgehen. Denn die, die bereits im Lande waren, konnte man von der Rückkehr nach Transvaal nach vorübergehender Abwesenheit nicht ausschließen. So zogen denn die Kulis, die ihr Schäfchen bereits im Trockenen hatten, nach ihrer Heimat ab, und machten ihr letztes gutes Geschäft auf Kosten Transvaals in Bombay durch den Verkauf ihres Erlaubnisscheins, der einen Wert bekommen hatte, wie irgendein börsengängiges Papier. Die Identität

des neuen Einwanderers festzustellen, war natürlich für die Behörden recht schwierig. Mitunter fiel wohl einer herein, wenn der Beamte ihn ganz ruhig, als wäre es die natürlichste Sache von der Welt, fragte, wo er den Erlaubnisschein gekauft habe. Eine große Zahl schlüpfte trotzdem durch, das Magervieh, das nun auf die fette Transvaalsche Weide losgelassen wurde.

Mit dieser so wenig wirksamen Maßregel konnten sich die weißen Kaufleute nicht zufrieden geben und sie forderten daher schärfere Maßnahmen. An allen Orten fanden Protestversammlungen statt und im November vorigen Jahres trat eine „Nationalkonvention" in Pretoria zusammen, die aus dem ganzen Lande beschickt und deren Mindestforderung die Wiederherstellung des alten Zustandes in der Krügerschen Zeit war. Viele verlangten aber einfach die Säuberung des ganzen Landes von den Kulis und ein radikales Einwanderungsverbot. An Orten, wie Potschefstroom wurden noch viel schärfere Beschlüsse gefaßt; eine Vereinigung von Hausbesitzern verpflichtete sich, nicht an Indier zu vermieten, ja, es wurde sogar den Einfuhrhäusern, die an Indier verkauften, mit dem Boykott gedroht. Man bedenke nun, daß die Leute, die von dem Wettbewerb der Kulis getroffen werden, so gut wie ausschließlich Engländer oder Juden sind, da die Buren sich bisher im Handel nur sehr wenig betätigen. Es war wiederum der kleine weiße Mann, der die Kosten der englischen Politik zu bezahlen hatte. Lord Millner sah wohl ein, was hier auf dem Spiele stand, und befürwortete entsprechende Maßregeln. Der englische Kolonialsekretär Lyttelton erklärte aber, er hoffe, „Transvaal werde die Ehre des britischen Empires wahren". Aber auch in der liberalen Presse in England

fand die Bewegung gegen die Indier zum Teil Verurteilung und der Ausſchließung dieſer „braven, britiſchen Untertanen“ wurde die Einführung der Chineſen gegenüber geſtellt. Man kann ſich nun wohl denken, welchen Eindruck dieſer Appell des britiſchen Kolonialſekretärs auf Leute macht, die vor dem völligen Ruin ſtehen. Die Ehre des britiſchen Empires mag ja ſonſt eine ſchöne und erhabene Sache ſein; in dieſem Falle aber entbehrt ſie einer recht weſentlichen Eigenſchaft — der Nahrhaftigkeit, und deshalb bildet ſie keinen geeigneten Gegenwert für die Vernichtung einer wirtſchaftlichen Exiſtenz.

Der bereits erwähnte Präſident der Handelskammer von Pretoria, Loveday, ein angeſehener engliſcher Kaufmann, der bereits ſeit mehr als 20 Jahren im Lande lebt und bei der erwähnten „Nationalkonvention“ den Vorſitz führte, frug bei dieſer Gelegenheit, was man wohl in England ſagen würde, wenn man dort indiſche Kulis zur Unterbietung des engliſchen Kaufmanns, Handwerkers oder Arbeiters einführen wollte; ob man wohl auch nur eine einzige Parlamentsſeſſion verfließen ließe, ohne daß ſofort geſetzgeberiſche Maßnahmen gegen dieſe Einwanderung ergriffen würden. Kolonien mit Selbſtverwaltung wie Auſtralien und Neuſeeland hielten ſich dieſe Einwanderung fern; Chamberlain hätte immer wieder verſichert, ſie wären nicht minder frei, weil ſie gerade in einer Kronkolonie lebten. Warum müßten nun gerade ſie für die Ehre des britiſchen „Empires“ bluten? Einen Ausweg, der die Inderfrage löſen ſoll, ſcheint die Regierung nun auf dem Wege über die Kapkolonie in Transvaal einführen zu wollen. Dort hat das Miniſterium — allem Anſchein nach auf eine Anregung von London hin — ein Geſetz eingebracht, das

die Verleihung einer Lizenz zur Eröffnung eines Handelsbetriebes von der Zuſtimmung beſonders zu bildender örtlicher Ausſchüſſe abhängig macht; dieſe Ausſchüſſe können ihre Zuſtimmung unter anderem verweigern, wenn der Lizenzbewerber nicht imſtande iſt, in einer europäiſchen Sprache Bücher zu führen. Wenn dieſes Geſetz einige Zeit in der Kapkolonie zur Zufriedenheit gewirkt hat, ſoll es wohl einem gleichen in Transvaal als Muſter dienen. Aber erſtens vergeht bishin doch wohl eine geraume Zeit; und ſchon jetzt erheben engliſche Blätter ihre Stimme, daß man in der Kapkolonie mit dem Plane umgehe, britiſche Untertanen zugunſten eingewanderter ruſſiſcher Juden zu benachteiligen. Allzuleicht wird die Löſung des Problems nicht werden, beachtenswert iſt aber, wie hier der Zuſammenhang mit England und deſſen Rückſichten auf eine ſeiner größten und ertragreichſten Kolonien die Bewohner von Transvaal hindert, ihre eigenſten materiellen Belange zu wahren. Und nach den Ideen der ‚Greater Britain'-Politiker vom Schlage Chamberlains ſollten es doch nur Roſenketten ſein, die das große Reich noch enger zuſammenſchließen.

Die Erfahrungen, die man mit den Indiern gemacht hat, erklären auch zum guten Teile das Mißtrauen das man den Chineſen entgegenbringt. Weil dieſes aber ſtets rege bleibt, iſt es nicht wahrſcheinlich, daß Regierung oder Kapitaliſten es jemals wagen ſollten, die Beſchränkungen, denen gegenwärtig die Einfuhr und die Verwendung der Chineſen unterliegt, jemals zu durchbrechen. Darum glaube ich nicht, daß die Chineſen ſtändige Bewohner Südafrikas werden und die Chineſenfrage dort den gleichen Charakter annehmen könnte, wie in den Vereinigten Staaten. Manche Liebespfänder der

„Himmliſchen“ werden wohl im Lande zurückbleiben und die menſchliche Farbenkarte am Rande um einige neue Abtönungen bereichern; aber ein bißchen mehr oder weniger Baſtardgeſindel, darauf kommt es in Johannesburg wirklich nicht mehr an. Eine Nebenwirkung, die die Einführung der Chineſen am Rande in einer anderen Ecke des britiſchen Weltreichs ausgelöſt hat, verdient hier übrigens Erwähnung, weil ſich auch daran die ungeheuren Schwierigkeiten ermeſſen laſſen, die den Chamberlainſchen Plänen entgegenſtehen. Während des Burenkrieges und auf dem erſten Kolonialkongreß in London tat ſich der Premierminiſter von Neuſeeland, Seddon, als beſonders hitziger Imperialiſt hervor. Im vergangenen Herbſt faßte nun das neuſeeländiſche Parlament eine ſehr ſcharfe Entſchließung gegen die Chineſeneinfuhr in Südafrika und Herr Seddon hielt eine Rede, die faſt wie eine Abſage an den Herrn Seddon von einſt klang. Die engliſchen Blätter in Südafrika aber behandelten Seddon als eine komiſche Figur, denſelben Seddon, der früher die beſten Ausſichten hatte, zum Erben von Rhodes als ‚Empire-builder‘ erklärt zu werden.

Ein eigenartiger Circulus vitiosus, in dem ſich das Wirtſchaftsleben Südafrikas bewegt, ſei übrigens angemerkt. Wenn man von Transvaal nach Natal kommt, ſo fällt ſofort auf, wieviel billiger das Leben in letzterer Kolonie iſt. Durban gilt als die billigſte Stadt Südafrikas, die Preiſe in den Hotels ermäßigen ſich, dieſe ſelbſt ſind dabei, mit ſüdafrikaniſchem Maßſtab gemeſſen, recht gut, mindeſtens beſſer als durchſchnittlich in der Kapkolonie oder Transvaal; an die Stelle der weißen oder ſchwarzen Dienerſchaft treten hier Kulis. Die Kupfermünze, deren Gebrauch man ſonſt in Südafrika

kaum kennt, tritt wieder in Geltung. Kein Zweifel, daß dies alles auf dem Vorhandenſein billiger Arbeitskräfte beruht, daß die Indierläden die Warenpreiſe allgemein herunterdrücken, uſw. So bringt dies den einzelnen Weißen in Transvaal in ein eigenartiges Dilemma; er könnte billigere Bedienung haben, wenn die Kulis frei ins Land dürften, man könnte die Häuſer billiger bauen bei Verwendung indiſcher Handwerker, der indiſche Schneider könnte einem für denſelben Pappenſtiel Kleider machen wie in Zanzibar, man würde billiger einkaufen, kurz die ganze Lebenshaltung würde ſich außerordentlich verbilligen. Aber niemand wäre ſicher, wann er an die Reihe käme und der allgemeinen Verbilligung der Lebenshaltung zum Opfer fiele, d. h. wann er ſelbſt durch einen Chineſen oder Indier erſetzt werden würde. Wenn man bedenkt, wie weit hinauf in der indiſchen Beamtenhierarchie die Stellen von Eingeborenen verſehen werden, dann kann man ſich einen Begriff machen, wo die Grenze weißer und farbiger Arbeit läge, wenn bloß die Fähigkeit, ſie zu leiſten, beſtimmend wäre. Und dieſe Möglichkeit iſt ſo bedrohlich, daß ſie jedes Sonderintereſſe ſchweigen heißt und alle „erſetzbaren“ Weißen zum ſolidariſchen Zuſammenſchluſſe zwingt. So ſtehen zwei Prinzipien ſich entgegen: das eine wird laut hinausgeſchmettert: Südafrika, ein Land des weißen Mannes! Wirtſchaftliche Geſetze aber drängen zur Leiſtung der Arbeit durch den, der am wenigſten dafür beanſprucht. Das iſt das ſtille Ideal der Kapitaliſten, zu dem ſie ſich freilich nicht offen bekennen können: die Türen des Landes weit auf, Menſchen, Lebensmittel, Waren ſollen in ſo großer Menge herein kommen, wie nur möglich, ſollen ſich Wettbewerb machen, wer es am billigſten leiſten kann,

bleibt Sieger; das bedeutet billige Lebenshaltung, billige Arbeit, niedrige Arbeitskoſten, hohe Dividenden. Beide Programme laſſen ſich nicht gleichzeitig erfüllen, hinter jedem ſtehen lebendige Kräfte. Der Gang der Ereigniſſe wird eine mittlere Linie ziehen, der Kampf der beiden Tendenzen ſelbſt kann aber ſicherlich nicht ſo bald zur Ruhe kommen.

Überblickt man alle dieſe Verhältniſſe, ſo ſieht man eine Reihe von Momenten, die eine Intereſſengemeinſchaft zwiſchen der großen Mehrheit der weißen Bevölkerung Südafrikas ſchaffen; von der Solidarität der weißen Raſſe in Südafrika iſt auch in Anſprachen und Zeitungsartikeln viel die Rede. Ob ſie aber allen Prüfungen ſtandhalten wird, ſcheint mir etwas zweifelhaft. Es würde vielleicht nahe liegen an den Gegenſatz von Engländern und Buren zu denken. Aber dieſe ſchließe ich ausdrücklich von einer Betrachtung unter dem Geſichtspunkte des Raſſengegenſatzes aus; die Kriege zwiſchen Buren und Engländer waren Unabhängigkeitskriege, keine Raſſenkriege. Zum Teil hatte ich ſchon Gelegenheit, den Beweis dafür zu erbringen, auf die Zukunftsausſichten werde ich noch zu ſprechen kommen. Aber etwas anderes könnte wohl in nicht zu ferner Zukunft die Solidarität der weißen Raſſe in Südafrika durchbrechen: die Judenfrage. Sie nimmt nicht, wie man zunächſt meinen könnte, von der Gegnerſchaft gegen die Randkapitaliſten ihren Ausgang; ſoweit hier insbeſondere die liberale engliſche Preſſe das Feuer ſchürt, pflegt ſie die deutſchen Namen der meiſten Vertreter des Großkapitals am Rande beſonders zu unterſtreichen, was jedenfalls beim engliſchen Publikum viel wirkſamer iſt. Der Bur ſeinerſeits warf bisher alles, was mit der Randinduſtrie

zuſammenhängt, in den einen Topf der „Litländer“, um an dieſen ſelbſt vergleichende Studien zu machen und einen Teil davon mit geſteigerten Antipathien zu bedenken, dazu fehlte ihm die nähere Berührung mit dieſen Elementen. Nun kommt er aber mit den kleinen jüdiſchen Händlern, meiſt ruſſiſcher Herkunft, die das ganze Land überſchwemmen, in enge Berührung. Man kann nicht ſagen, daß die Juden früher, wo ſie mehr vereinzelt ins Land kamen, bei der Bevölkerung auf beſondere Vorurteile ſtießen. Für den ungebildeten Buren war in früherer Zeit „Jude“ und „Deutſcher“ gleichbedeutend. Von einem deutſchen Kaufmann, der alles eher als jüdiſche Geſichtszüge beſitzt, wurde mir erzählt, wie er vor vielen Jahren in einem kleinen Neſte bei einem deutſchen Kaufmann als Kommis eintrat, um einen Vorgänger, der in ſeinem Äußeren von der Natur etwas ſtiefmütterlich bedacht war, zu erſetzen. Als eine dicke, alte Burentante, die eine gute Kundin war, das nächſte Mal vorſprach, wurde er ihr vom Beſitzer des Geſchäfts pflichtſchuldigſt vorgeſtellt. „Ach, ſieh da, was für ein netter Jude!“ waren die freundlichen Worte, mit denen ſie ihn begrüßte und eine beſondere Schmeichelei zu ſagen glaubte. Gelegentlich äußerten ſich auch die Geſchichtskenntniſſe eines Buren in der Behauptung, die Juden müßten doch eine ſehr tapfere Nation ſein, weil ſie die Franzoſen ſo verhauen hätten. Im übrigen hebt ſich in dem kolonialen Leben, wo niemand aus ſeinem Beſtreben möglichſt raſch reich zu werden ein Hehl zu machen ſucht, der ſtark ausgeprägte Erwerbsſinn der Juden nicht beſonders von ſeiner Umgebung ab; insbeſondere die Schotten, die als kleine Händler in ganz Südafrika verbreitet ſind, ſollen den Juden in dieſer Beziehung nichts nachgeben. Bei ihrer

geringer Zahl hatten die Juden auch leichter die Möglichkeit, sich ihrer Umgebung anzupassen, sich zu [illegible].

Aber nun [illegible] das kulturell [illegible] russisch-jüdische Element in Russen [illegible]; die Volkszählung von 1891 wies in der Kapkolonie etwa über 3000 Juden, die von 1904 19 509 aus, was eine Vermehrung um etwa [illegible] entspricht. In Kapstadt bilden sie bereits [illegible], der weißen Bevölkerung, in Johannesburg — für das Ziffern mir nicht vorliegen — sicherlich ein Drittel oder ein Viertel; der äußere Anblick der Goldstadt spricht jedenfalls nicht gegen diese Annahme. In Kapstadt ist in den jetzigen Zeiten wirtschaftlichen Niederganges das arme Judentum geradezu zu einer öffentlichen Kalamität geworden. Das Einwanderungsgesetz, von dem ich bereits gesprochen habe, hatte offenbar auch den Zweck, die Kolonie vor diesem unerwünschten Zuzug zu schützen. Die Bestimmung betreffs der Geldmittel, über die sich der Auswanderer ausweisen muß, kann übrigens leicht umgangen werden, während die Forderung des Bildungsnachweises (Lesen und Schreiben in einer Kultursprache) zu einem merkwürdigen Streitfall Anlaß gab: Eine Anzahl von russisch-jüdischen Einwanderern gab als ihre Kultursprache 'Yiddish', d. h. das verhunzte Deutsch an, das von den russischen Juden gesprochen wird. Die Verwaltungsbehörden wollten mit Recht von dieser neuen Kultursprache nichts wissen, die Sache kam schließlich vor den Oberrichter, der wunderbarerweise entschied, daß 'Yiddish' eine Kultursprache sei. Der Wettbewerb, den diese jüdischen Einwanderer als Kleinhändler den angesessenen Kaufleuten bereiten, wird natürlich in Zeiten wirtschaftlichen Niederganges wie

jetzt, doppelt drückend empfunden. Das bereits erwähnte Gesetz über die Verweigerung von Lizenzen an Kaufleute, das seine Spitze in erster Linie gegen die Indier richtet, wird sicherlich in der Praxis auch gegen jüdische Händler Anwendung finden. Vielleicht gesellen sich dazu weitere Maßnahmen gegen unerwünschte Einwanderung. Ich werde im folgenden Kapitel noch zeigen, daß der Spielraum wirtschaftlicher Betätigung in Südafrika verhältnismäßig sehr eng begrenzt ist; darum wird der Zeitpunkt, wo man die Tore gegen die freie Einwanderung gänzlich schließen wird, sicherlich hier viel früher eintreten, als z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Schon heute bedeuten der gute Wille und die „starken Arme" für den Einwanderer als einziges Vermögen eine sehr bescheidene Mitgift, die vor dem Hungerleiden keineswegs schützt.

Diese flüchtige Skizze südafrikanischer Rassenfragen hat wohl gezeigt, daß ihrer eine Fülle vorhanden sind; kaum irgendwo empfindet man es so wie hier, daß alles in diesem Lande noch im Flusse und im Werden ist. Und einesteils deshalb, andererseits weil die Psyche uns ferne stehender Völker zu ergründen, eine Aufgabe ist, die kaum dem zu lösen gelingen mag, der jahrelangen Umgang mit ihnen gehabt und sich trotzdem in den Anschauungen seines eigenen Volkes und seiner Rasse zu erhalten verstanden hat — was vielleicht schwieriger ist als man gemeinhin annimmt —, empfindet man alle Voraussagen auf diesem Gebiet als besonders problematisch; das Unwahrscheinliche kann hier sehr wohl zur Wirklichkeit werden, auf Überraschungen muß man immer gefaßt sein.

7. Kapitel.

Wirtschaftliche Zukunftsaussichten.

Es scheint eine Eigenart des kolonialen Menschen zu sein, daß er den Wert seiner Person und die Zukunft seines Landes besonders hoch einschätzt. Der Amerikaner hat seiner Meinung nach alles, was Bedeutung und Zukunft hat, in seinem Lande; dem altersschwachen Europa billigt er höchstens noch eine Galgenfrist zu um freiwillig abzudanken; dann übersiedelt das Zentrum menschlicher Kultur unweigerlich nach der neuen Welt. Der Kanadier, der Australier, der Neuseeländer zeichnen sich durch ein besonders gesteigertes Selbstgefühl aus und mit dem Jingoismus des Australiers kommt das Mutterland häufig nicht mit. Wer wollte dem Kolonialmenschen auch das Recht, auf seine Leistungen stolz zu sein, bestreiten? Wir, in Europa, sind die Erben tausendjähriger Kulturarbeit, unsere fernen Vorfahren haben durch den Boden schon Furchen gezogen, den wir heute beackern. Das kleine Teilchen, um das der einzelne bei uns, der die Masse nicht um Haupteslänge überragt, unsere Kultur vorwärtsbringen kann, läßt sich kaum messen, während der Koloniale an der Lebensgeschichte von Vater und Großvater nachweisen kann, welche Riesenschritte die Erschließung seiner Heimat gemacht hat. Hier ist alles

neu geschaffen, das lebende Geschlecht lebt noch in der Erinnerung, wie die Wildnis der Zivilisation des weißen Mannes unterjocht worden ist.

Auch dem Südafrikaner fehlt es an diesem Selbstgefühl nicht. Er mag Bur oder Brite sein, im persönlichen Verkehr, in Ansprachen und Zeitungsartikeln ist immer wieder von der gewaltigen Zukunft die Rede, die dem Lande und seinen Bewohnern bevorsteht. Und blickt man auf die letzten drei Jahrzehnte zurück, so scheint es wohl, als ob ein guter Grund für diesen Stolz vorläge. Zu Anfang der siebziger Jahre hatte Südafrika kaum ein paar Meilen Eisenbahn, gegenwärtig durchziehen Schienenstränge in einer Gesamtlänge von mehr als 10 000 Kilometer das Land, während sich weitere 1000 im Bau befinden. Transvaal war damals kaum mehr als eine Wildnis, in der weit verstreut ein paar tausend Buren als bescheidene Pioniere der Zivilisation lebten, heute hat es 300 000 weiße Bewohner und man rühmt von Johannesburg, daß man dort keinen Komfort einer europäischen Großstadt zu entbehren brauche. Die weiße Bevölkerung der Kapkolonie betrug im Jahre 1875 237 000, heute zählt sie weit mehr als das Doppelte. Vor dreißig Jahren hatten sämtliche südafrikanische Kolonien und Staaten kaum nennenswerte Schulden, heute betragen diese etwa 2 Milliarden Mk., wozu in absehbarer Zeit noch die 600 Millionen Kriegsentschädigung Transvaals kommen werden; außerdem haben Städte und Kreisverbände Schulden in der Höhe von 400—500 Millionen, was alles vielleicht kein Beweis gesunder finanzieller Zustände, so doch des Vertrauens ist, den Südafrika auf dem Geldmarkt genießt. Nicht nur Besitz sondern auch Schulden steigern heutzutage die Kreditfähigkeit.

Nun steht ja freilich diesen Schulden auch ein ansehnliches Vermögen gegenüber, das in des Bodens Tiefe schlummert. Wenn man von wirtschaftlichen Zukunftsaussichten Südafrikas spricht, so muß man in erster Linie von diesen Schätzen reden, deren Erschließung das Wirtschaftsleben des Landes so gründlich umgestaltet hat. Der erste wirtschaftliche Aufschwung der Kapkolonie setzt mit der Entdeckung der Diamantfelder in Kimberley ein; dies und später die Goldfelder Transvaals bringen die rasche Zunahme der Bevölkerung und die Steigerung des Verkehrs mit sich. Wenn wir von den Mineralien absehen, dann wäre Südafrika ein im wesentlichen Viehzucht treibendes Land, die ganze Ausfuhr würde aus Wolle, Straußenfedern, Häuten, etwas Früchten und Wein bestehen und den Wert von 100 Millionen Mk. jährlich sicherlich nicht um viel übersteigen. Man hätte weder das Geld, noch den Kredit um eine Einfuhr im Werte von über 1100 Millionen Mk., wie sie das Jahr 1903 aufwies, zu bezahlen.

Womit bezahlt man sie eigentlich jetzt? Im Jahre 1904 ist die Einfuhrziffer wiederum auf 716 Millionen Mk. gefallen, immer noch steht dem bloß eine Ausfuhr im Werte von 497 Millionen gegenüber, das Passivum der Handelsbilanz ist aber doch von rund 600 Millionen im Jahre 1903 auf rund 200 Millionen im Jahre 1904 heruntergegangen. Ja in Transvaal ist die Handelsbilanz 1904 sogar mit 83 Millionen aktiv geworden, während sie im Jahre vorher noch mit 129 Millionen passiv war. Das scheint also so, als ob wenigstens diese eine Kolonie sich bereits in einem sehr gesunden wirtschaftlichen Zustande befinde und bereits aus seiner regelmäßigen Produktion seine Einfuhren bezahle. Eine

genauere Unterſuchung lehrt freilich, daß es dahin noch gute Wege hat und daß die Erzeugung von Gold und Diamanten noch ganz anders ſteigen muß, bevor dieſes Ziel erreicht werden wird. Denn der ſpringende Punkt, den man bei Betrachtung des wirtſchaftlichen Auf und Nieder in Südafrika nie außer acht laſſen darf, iſt, daß ſeit Jahrzehnten dem Lande immer von außen Geld zugefloſſen iſt; jede Blüteperiode ſtammte von einem beſonders reichen europäiſchen Geldzufluß und in dem Augenblick, wo dieſer Strom ſich nur vermindert — aufgehört hat er ja in der ganzen Zeit niemals —, ſtellt ſich ſofort eine wirtſchaftliche Kriſe ein. Es iſt heute noch gar nicht abzuſehen, wann das Land aus dieſem Stadium in das wirklicher Produktivität treten, wann das viele von Europa aus inveſtierte Kapital dazu übergehen wird, ſich in vollem Umfange zu verzinſen. Das in Transvaalſchen Goldminen angelegte Kapital beträgt etwa 1700 Millionen Mk., mit dem Aufgeld, mit dem die Anteile ausgegeben worden ſind, über zwei Milliarden, nach dem gegenwärtigen Kursſtand aber nahezu $4^1/_2$ Milliarden. Wieviel nun wirklich in den Boden an Arbeit und Material geſteckt worden iſt, läßt ſich kaum berechnen; wahrſcheinlich iſt eine Milliarde bereits viel zu hoch gegriffen, das übrige floß in die Taſchen der Gründer. Die Geſamtheit des bis jetzt am Witwatersrand geförderten Goldes ſtellt einen Wert von etwas über $2^1/_2$ Milliarden vor, wovon etwa $^1/_4$ als Dividenden wohl zum größten Teil nach Europa gefloſſen iſt. Aber das direkt in Minen geſteckte Kapital bildet ja nur einen Bruchteil deſſen, was in Südafrika angelegt worden iſt. Nach einer Schätzung, die der Wahrheit ſicherlich nahe kommt, ſtellen allein die Gebäude und

öffentlichen Anlagen von Johannesburg — die Minen nicht eingerechnet — einen Wert von 800 Millionen Mk. dar. Die Schulden der Stadt Johannesburg betragen 60 Millionen Mk. und augenblicklich ist man im Begriffe, eine noch viel höhere Schuld für eine großartige Wasserleitungsanlage, die den ganzen Rand versorgen soll, aufzunehmen. Im Jahre 1903 wurden nach einer Mitteilung des Direktors der Standard-Bank auf deren Generalversammlung allein von südafrikanischen Gemeinwesen kommunale Anlehen in der Höhe von 300 Millionen Mk. aufgenommen. Auf einer anderen Generalversammlung erklärte Reyersbach, einer der Teilhaber der Firma Wernher, Beit & Co., Transvaal würde für Durchführung von Verbesserungen und modernen Einrichtungen in seinen Städten noch ein Kapital von 1600 Millionen Mark nötig haben; der Kapitalsbedarf der Goldindustrie für ihre weitere Entwickelung wird auf weitere zwei Milliarden geschätzt. Wenn die Kriegsanleihe, woran kaum zu zweifeln ist, in der Höhe von 600 Millionen Mk. von Transvaal übernommen wird, dann wird diese Kolonie 1300 Millionen Mk. Staatsschulden haben, wozu noch die Kommunalschulden kommen werden, alles in allem etwa 10 000 Mk. auf den Kopf seiner weißen Bevölkerung. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß allen Bedürfnissen genüge getan ist; denn Gelder für neue Eisenbahnen, Straßen usw. sind dabei noch nicht vorgesehen. All das muß aber schließlich mit dem Golde, das im Lande ruht, bezahlt werden. Und es sind zum größten Teil keine Meliorationsanleihen, durch deren zweckmäßige Verwendung eine dauernd gesteigerte Rente zu erzielen ist, sondern es sind Vorschüsse auf ein vorhandenes Kapital, das keine Kunst und keine Arbeit der Welt größer oder

kleiner machen kann. Es ist das Gold, das im Boden ruht, bei dem es allerdings von Verbesserungen der Technik und Verbilligung der Arbeitskräfte abhängt, bis zu welchem Grade es abgebaut werden kann. Aber immer bleibt es Kapital mit dem man die gemachten Aufwendungen zurückzahlen und verzinsen muß.

Da ist es natürlich sehr wesentlich, sich, wenn auch nur annähernd, eine Vorstellung darüber bilden zu können, welche Menge von Gold der transvaalsche Boden enthält. Man ist zwar wenigstens in bezug auf den Rand in einer günstigeren Lage, als irgendwo anders; trotzdem schwanken die Schätzungen sehr beträchtlich. Als eine untere Grenze wird man es immerhin annehmen können, daß, wie Michaut in einer sehr nüchternen und vorsichtigen Schrift: L'Industrie aurifère au Transvaal, son passé — son avenir, schätzt, der Wert des abbauwürdigen Goldes am Rande etwa 32 Milliarden Mk. beträgt. Ist es wirklich nicht mehr, dann ist die Summe, so hoch sie auch an sich erscheint, doch unverhältnismäßig klein zu den gemachten Aufwendungen. Ich habe aber auch mit sehr vorsichtigen Fachleuten gesprochen, die zu weit höheren Anschlägen allein für den Rand kommen, die beispielsweise meinen, daß selbst bei einer Produktion von 800 Millionen Mk. jährlich der Rand erst in hundert Jahren abgebaut sein würde. Außerdem ist Michaut in bezug auf die Tiefbauminen, die über eine Tiefe von 1200 m herausgehen, sehr skeptisch; vermutlich für die nächsten zehn oder zwanzig Jahre durchaus mit Recht; wie sich aber die Dinge in fernerer Zeit gestalten werden, darüber wären Prophezeiungen gegenwärtig doch recht gewagt, denn wir können uns heute weder von den Fortschritten der Technik in den nächsten Jahrzehnten noch

auch von dem Grenzpunkt, bis zu dem sich die Arbeitslöhne ermäßigen lassen werden, eine Vorstellung machen.

Hat man am Rand Anhaltspunkte für eine annähernde Schätzung seines Goldreichtums mindestens nach unten hin, so ist dies für das übrige Transvaal oder gar für das ganze Südafrika völlig ausgeschlossen. Bekanntlich waren es die Dekaapschen Goldfelder im Barbertondistrikt, die zuerst in Transvaal in Arbeit genommen wurden. Einige der dortigen Minen — wie die Sheba — lieferten einen enorm reichen Ertrag. Aber das Goldvorkommen ist da ebenso wie im Lydenburgdistrikt unregelmäßig und an Quarzgänge gebunden. Wenn man aber bedenkt, daß es in dieser Beziehung kaum anders dasteht, als die meisten Goldminen in anderen Erdteilen, so folgt daraus natürlich gar nichts für oder gegen die Abbauwürdigkeit dieser Vorkommen; es ist sogar durchaus wahrscheinlich, daß auch diese Distrikte eine Zukunft im Goldbergbau haben, dessen Bedeutung sich freilich nicht voraussagen läßt. Es gibt Leute, die behaupten, es wäre in den Zoutpansbergen viel mehr Gold als am Rande, die Kapitalisten unterdrückten aber absichtlich die Erschließung dieses Gebietes, um das Kapital nicht vom Rande abzulenken. Schließlich bestehen die mineralischen Reichtümer Südafrikas aber auch nicht allein im Golde. Seit Jahren waren die Kimberleyer Minen die größten Diamantproduzenten der Welt; sie haben seit ihrer Entdeckung etwa für 2200 Millionen Mark Diamanten gefördert. Der beispiellose Reichtum der Premiermine, der auch dem transvaalschen Staatssäckel in so hohem Maße zugute kommt, war für Transvaal ein kaum erwartetes Geschenk, trotzdem man nach Lage der Dinge überall in Südafrika mit der

Möglichkeit von Diamantvorkommen rechnen muß; und die ganze Geſchichte der Premiermine läßt vermuten, daß wir hier erſt am Beginn von Entdeckungen ſtehen, deren Endergebnis ſich in keiner Weiſe vorausſagen läßt. In letzter Zeit machten auch Zinnvorkommen, insbeſondere im Norden von Pretoria viel von ſich reden; wie weit ſie wirklich abbauwürdig ſind, werden die nächſten Jahre erweiſen. Das Vorkommen von Blei iſt in Transvaal feſtgeſtellt, über ganz Südafrika findet ſich auch Kupfer, das bis jetzt allerdings auch nur in Ookiep an der Weſtküſte ſüdlich vom Oranjefluß mit Erfolg abgebaut wird. Der Reichtum an Kohlen ſteht über allem Zweifel feſt; ſie dienen bisher nur für den Gebrauch des eigenen Landes und im beſcheidenen Maß für die Verſorgung von Schiffen in Durban und Lorenzo Marques. Endlich iſt an überaus reichen Eiſenvorkommen nicht zu zweifeln, die bisher praktiſch ſo gut wie bedeutungslos ſind. Der Erfolg muß erſt lehren, ob die Eiſenwerke, die man jetzt — das eine in Transvaal, das andere im Norden von Natal, wo Kohle und Eiſen dicht beiſammen liegen — im Betrieb ſetzt, ſchon in den nächſten Jahren zahlbar gemacht werden können.

Aber ſehen wir zunächſt von allem ab, was mehr weniger als Zukunftsmuſik erſcheinen mag. Wie ſtehen die Ausſichten für die nächſten Jahre und welchen Gewinn kann das Land ſelbſt aus der Entwickelung der Minen ziehen, die gegenwärtig bereits im Werke oder geplant iſt? Da kommen wir immer wieder auf die Goldinduſtrie des Randes als allein ſichere Baſis zurück; denn die Diamanten, die ein ſehr weſentlicher zweiter Faktor im Wirtſchaftsleben von Südafrika ſind, bleiben doch wechſelnden Weltmarktkonjunkturen unterworfen und man

könnte hier keineswegs, selbst wenn eine Reihe neuer Minen bereits erschlossen wäre, eine bestimmte Vorausberechnung über die Steigerung der Produktion auf Jahre hinaus machen. Die Pläne der Goldindustrie am Rande lassen sich aus verschiedenen Äußerungen dahin zusammenfassen, daß die Kapitalisten als Ziel etwa eine Erzeugung im Werte von 1000 bis 1200 Millionen Mark jährlich ansehen. Wenn man bedenkt, daß vor dem Kriege bei Zugrundelegung der letzten Monatsziffer, die sich noch auf vollem Betrieb bezieht, mit einer Arbeiterzahl von etwa 100 000 Schwarzen, für 370 Millionen Mk. Gold gefördert worden wären, so müßten mit den 300 000 Arbeitern, die die Kapitalisten zu benötigen vorgeben, unter Berücksichtigung der fortdauernd auf Herabdrückung der Arbeitskosten bedachten Technik leicht 1200 Millionen Mark gefördert werden können. Wird dieses Programm aber auch durchgeführt werden können? Nehmen wir selbst an, daß die weitere Beschaffung von Chinesen auf keinerlei Schwierigkeiten stößt, so scheint doch die Kapitalbeschaffung nicht ganz glatt vor sich zu gehen. Ich habe schon auf die Gründe hingewiesen, die das Vertrauen des europäischen Kapitalistenpublikums so sehr erschüttert haben; obwohl der internationale Geldstand flüssig ist, finden doch fortgesetzt Verkäufe von südafrikanischen Minenanteilen insbesondere in Paris statt und drücken das Kursniveau beständig herab. Auch zeigte sich folgende Erscheinung, als im Herbst 1904 der Minenmarkt etwas größere Lebhaftigkeit aufwies: eine Anzahl von Gruppen, die nicht zu den großen Finanzhäusern gehören, benützte diese Gelegenheit sofort, um die Anteile ihrer Gesellschaften, hauptsächlich spekulativer Natur, an den Markt zu bringen. Es heißt, das darum zwischen den Minen-

häuſern ſehr ernſthafte Zwiſtigkeiten entſtanden, da die Eckſteingruppe vor allem darauf ausgeht, ihre Tiefbauminen in Gang zu bringen oder mindeſtens die Anteile wieder auf den Stand vor dem Kriege hinaufzutreiben. Es wird aber natürlich von dem Zeitraum, in dem neues Geld beſchafft werden kann, abhängen, wann das Ziel einer Produktion von 1200 Millionen Mk. Gold jährlich erreicht werden wird.

Um ſich einen Begriff davon zu machen, in welchem Maße eine derartige Produktionsſteigerung dem Lande ſelbſt zugute kommen wird, iſt ein Überblick über die Verwendung nötig, die die gegenwärtige Erzeugung findet. Von der Goldproduktion bildet ein Viertel bis ein Drittel den reinen Gewinn, der zur Dividendenverteilung verfügbar iſt. In den Jahren nach dem Kriege wurde allerdings nicht ſoviel ausgeſchüttet, da die Geſellſchaften vielfach aus den Gewinnen die Koſten von Wiederherſtellungen und Neuanlagen beſtritten haben oder größere Summen zu ihrer Verfügung halten. In normalen Zeiten wird man wohl mit einem Gewinn von einem Drittel des Rohertrages rechnen können; ein Steigen über dieſen Anteil hinaus iſt deshalb unwahrſcheinlich, weil jede Verminderung der Arbeitskoſten ſtets den Anreiz geben wird, minderwertiges Erz, das man bisher überhaupt nicht bearbeitet hat, auszubeuten. Die Dividenden ſtrömen zum größten Teil außer Landes; denn ſoweit das Publikum in Südafrika ſelbſt Minenpapiere beſitzt, ſind es meiſt ſolche ſpekulativer Art, alſo von Geſellſchaften, die noch nicht in das dividendenzahlende Stadium eingetreten ſind. Ganz oder zum Teil im Lande zu bleiben hat nur der Anteil der Golderzeugung Ausſicht, der die Erzeugungskoſten deckt. Nehmen wir

nun diese mit 20 Mk. für die Tonne an (in der Tat ist der Durchschnitt etwas höher), so gehen davon rund 5 Mk. oder ein Viertel auf Löhne farbiger Arbeiter. Von diesem Gelde wandert ein Teil nach China mit den heimkehrenden Chinesen; einen Teil verdienen die Schiffe, die sich mit dem Transporte der Kulis befassen. Für die Ernährung der Chinesen kommt Reis und Trepang gleichfalls aus China und muß daselbst bezahlt werden. Von den farbigen Arbeitern stammt weit mehr als die Hälfte aus dem portugiesischen Gebiet und aus Britisch-Zentralafrika; von dem Gelde, das diese Leute verdienen, geht daher wiederum der größte Teil außer Landes und wird dort in Alkohol oder Weibern angelegt. Jedenfalls wird nur ein kleinerer Teil aller in den Johannesburger Minen an farbige Arbeiter bezahlten Löhne an Ort und Stelle verbraucht und ein gleichfalls nur bescheidener Teil später innerhalb der englischen Kolonien Südafrikas. Verhältnismäßig am meisten wird wohl von dem anderen Viertel der Produktionskosten, den Löhnen für Weiße im Lande verbraucht werden. Aber auch hier gibt es Abflußquellen, an die man nicht ohne weiteres denkt. Nach der Statistik über das letzte Jahr vor dem Kriege waren von sämtlichen weißen Minenarbeitern 64% ledig und 36% verheiratet, von letzteren hatten aber 45% ihre Familien nicht bei sich, sondern in England, Neuseeland oder sonst wo. An diesem Zustande hat sich auch nach dem Kriege nichts geändert. Wieviel Geld zur Erhaltung dieser Familien außer Landes fließt, läßt sich nach der Poststatistik, wenn auch nicht genau schätzen, so doch ahnen, wenn man liest, daß im Budgetjahre 1903/04 allein mittelst Postanweisung fast 19 Millionen Mk. mehr außer Landes gegangen sind, als dahin auf diesem

Wege zurückkamen; von dem weggeſchickten Gelde gingen 11,5 Millionen nach England. Wenn man nun bedenkt, wie ausgebildet das Scheckweſen in England und wie ſehr der Engländer an ſeinen Gebrauch gewöhnt iſt, ſo wird man ſich eine beiläufige Vorſtellung davon machen können, welche Summe jährlich auf dieſem Wege außer Landes fließt.

Von der zweiten Hälfte der Produktionskoſten muß wiederum ein guter Teil für Bedarfsartikel der Minen, die aus Europa oder Amerika ſtammen, verwendet werden. Maſchinen, Förderſeile, aber auch Holz jeder Art, Wellblech, Kerzen, alles wird importiert; nur die Sprengſtoffe werden zum Teil im Lande erzeugt. Dieſes Geld bildet nun zwar wohl einen vollen Gegenwert in der Ausfuhr gegenüber der Einfuhr, aber dem Umlauf im Lande iſt es natürlich entzogen. Sollte alſo ſelbſt die Goldproduktion im Laufe der nächſten fünf oder zehn Jahre auf das Dreifache der jetzigen ſteigen, ſo darf man ſich doch keineswegs einen ſo fabelhaften Aufſchwung des Landes damit verbunden denken, wie ihn die Phantaſie mancher Leute in Südafrika ſich und anderen vormalt. Die Zahl der weißen Arbeiter in den Minen wurde von der Minenkammer für März 1905 auf 16 225 angegeben, gegen 12 000 im Auguſt 1899. Daß nun bei annähernd gleicher Goldproduktion in den beiden Vergleichsmonaten (ſie war 1899 ſogar etwas größer als 1905) die Zahl der weißen Arbeiter um mehr als 4000 geſtiegen iſt, erklärt ſich nur dadurch, daß gegenwärtig viel Aufſchließungsarbeiten gemacht, neue Tagbauten, Behauſungen für Chineſen hergeſtellt werden uſw. Auch hat die Minenkammer alles aufgeboten, um dieſe Ziffer möglichſt hoch hinaufzuſchrauben, um dadurch die vermehrte Arbeits-

gelegenheit für Weiße infolge der Chineseneinfuhr beweisen zu können. Aber in dem Maße, wie mit steigender Versorgung der Minen mit farbigen Arbeitskräften der Abbau intensiver wird, wird sich auch das Verhältnis der weißen zu den farbigen Arbeitern und zu der produzierten Goldmenge fortdauernd zuungunsten der ersteren verschieben. Die gleiche Tendenz wird die fortschreitende Technik haben, denn es ist ganz unmöglich, das von Georges Albu in Aussicht gestellte Ziel einer Verminderung der Produktionskosten auf 12,50 Mk. zu erreichen, ohne den Anteil weißer Arbeit daran erheblich herabzudrücken. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß der Bedarf der produzierenden Minen selbst bei einer Erzeugung, die das Dreifache der jetzigen beträgt, durch die doppelte Zahl der jetzt angestellten Weißen reichlich gedeckt sein wird. Ist man einmal überhaupt so weit, dann wird die Mineninduſtrie am Rande wohl in eine Art Beharrungsstadium eintreten; die Zeit, die vorwiegend der Erschließung gewidmet war, wird vorüber sein; nur in dem Maße, wie einzelne Minen sich erschöpfen, wird das in ihnen angelegte Kapital für neue Anlagen verwendet werden. Zieht man noch in Betracht, wieviel weiße Arbeiter nicht allein in den Minen bei Neuanlagen beschäftigt sind, sondern auch in der Stadt Johannesburg beim Bau von Häusern, öffentlichen Werken usw., bedenkt man ferner, daß auch jetzt bereits der Arbeitsmarkt in Johannesburg überfüllt und an Arbeitslosen kein Mangel ist, so wird man übertriebene Vorstellungen über die Zunahme der Bevölkerung, die die voraussichtliche Vermehrung der Goldproduktion und die damit verbundene Steigerung der Arbeiterzahl in den Minen mit sich bringen könnte, leicht berichtigen. Eine Zunahme

der weißen Bevölkerung wird wohl eintreten, mit der der Goldproduktion selbst aber sicherlich nicht Schritt halten. Es ist auch für die Beurteilung der politischen Zukunft des Landes von Bedeutung, sich diese Tatsache klar gemacht zu haben, obwohl natürlich die Einschränkung hiebei gemacht werden muß, daß unerwartete Entdeckungen von Mineralien in anderen Teilen Südafrikas das Bild einigermaßen verschieben können. Wie bescheiden aber die Volkszunahme ist, die beispielsweise die Diamantminen in Kimberley oder die Premiermine mit sich gebracht haben, darauf habe ich früher bereits hingewiesen.

Eine andere Frage, die gleichfalls des politischen Interesses nicht entbehrt, ist die, in welcher Weise sich das im Lande verbleibende Geld verteilt und den einzelnen Kolonien Südafrikas zugute kommt. Es ist ein alter Gegenstand der Fehde, wer den größten Anteil an dem Durchfuhrhandel nach Johannesburg haben solle. Diese Frage hatte stets einen hochpolitischen Charakter und war für das Verhältnis der Kapkolonie und der dortigen Buren zum Transvaal von großer Bedeutung. Die erste Eisenbahn, die im Jahre 1892 Johannesburg erreichte, wurde von der Kapkolonie aus durch den Oranje-Freistaat gebaut; die Entfernung beträgt nach Kapstadt 1629, nach Port Elisabeth 1146, nach East London 1069 Kilometer. Das Streben Transvaals, einen von England nicht kontrollierten Zugang zum Meere zu besitzen, führte zum Bau der Delagoabay-Eisenbahn, und erst nachdem diese vollendet war, wurde der Anschluß an die Natalschen Bahnen nach Durban zu fertig gestellt; beide Strecken wurden im Jahre 1895 eröffnet. Die Entfernung Johannesburg—Durban stellt sich auf 777, die von Johannesburg nach Lorenzo Marques an

der Delagoabai auf 607 Kilometer. Der Verkehr gewöhnte ſich raſch an die neuen Wege; von 1896 auf 97 nahm die Einfuhr nach Transvaal über Natal um 20%, über Delagoabai um 60% zu, während ſie über die Häfen der Kapkolonie um 30% abnahm. Lorenzo Marques hat alle Vorzüge der Nähe für ſich, die ſich durch den Bau der Swaſilandbahn noch ſteigern werden, da dieſe die Entfernung um ein weiteres Stück verkürzt und auch viel geringeren Terrainſchwierigkeiten begegnet als die beſtehende Strecke, die zum Teil als Zahnradbahn geführt iſt. Durch eine Tarifkonvention, auf die ich noch zurückkommen werde, iſt Lorenzo Marques bis jetzt verhindert worden, dieſe Vorteile voll auszunutzen. Trotzdem ging der Anteil der Kapkolonie am Durchfuhrhandel nach Transvaal weiter zurück und betrug 1904 nur mehr 17,8% der Geſamteinfuhr gegen 23% im Jahre 1903, während er in der Zeit von 1892 bis 1895 80 % betragen hatte. Auf die Dauer wird kein künſtliches Tarifſyſtem mehr die Ausnützung natürlicher Vorzüge verhindern können, die in Lorenzo Marques außer ſeiner Nähe zu Johannesburg auch in dem Beſitz ſeines prachtvollen Hafens liegen. Wenn dann die Kapkolonie in ihren wirtſchaftlichen Beziehungen zu Transvaal auf jenes beſcheidene Maß zurückgeſetzt ſein wird, das die natürlichen Bedingungen vorſchreiben, ſo wird ſich ihr Durchfuhrhandel wohl auf folgendes beſchränken: Kapſtadt wird nach wie vor der nächſte Anlaufhafen für die von Europa kommenden Schiffe und daher die kürzeſte Verbindung mit Europa ſein. Der Weg von Lorenzo Marques nach Neapel iſt zwar etwa um eine Tagereiſe kürzer als der von Kapſtadt nach England. Rechnet man dazu, daß die Poſt gegenwärtig von Johannesburg nach Kapſtadt fünfzig Stunden

braucht, von dort nach Lorenzo Marques nach Vollendung der Swaſilandbahn indes ſicherlich nicht mehr als zwölf, ſo könnte ſich unter Zurechnung der Entfernung von Neapel oder Brindiſi nach England eine Zeiterſparnis von einem Tag für die Poſt ergeben unter der Vorausſetzung, daß die Dampfer mit gleicher Geſchwindigkeit fahren, wie die Poſtdampfer an der Weſtküſte. Durch Anſchluß an die indiſche Poſt in Aden ließe ſich vielleicht noch ein weiterer Tag ſparen: Aber die Höhe der Gebühren durch den Suezkanal könnte eine Poſtdampferlinie an der Oſtküſte nur unter hoher ſtaatlicher Subvention leiſtungsfähig machen, und für die nächſte Zeit iſt an eine Bereitwilligkeit Englands dazu nicht zu denken. Der Bau einer Bahn von einem Punkte der Weſtküſte etwa von Port Alexander nach Johannesburg iſt vorläufig wohl ad Kalendas graecas verſchoben und wann die Kap—Kairobahn vollendet ſein wird, ſteht ebenſo in den Sternen, wie die Frage, ob ſie auch nur für den Poſtdienſt der Dampferverbindung von England nach Kapſtadt einen Wettbewerb wird bereiten können. Die Reiſe an der Oſtküſte erfreut ſich zwar ſteigender Beliebtheit, aber nur in den Monaten, wo die Temperatur im roten Meere erträglich iſt; und für den der es eilig hat, iſt die Reiſe gegenwärtig doch zu lang. So hat Kapſtadt für eine abſehbare Zukunft nichts zu fürchten; ſeine Stellung als Landungshafen für die Poſt und den größten Teil der Reiſenden aus Europa wird ſo leicht nicht erſchüttert werden. Damit kommt natürlich auch etwas von dem in Johannesburg erworbenen Gelde in das Land, Kapſtadt und ſeine Umgebung gehört auch landſchaftlich zum Schönſten, was Südafrika aufzuweiſen hat. Auch mag der eine oder andere, der ſein Geld

in Johannesburg gemacht hat und Südafrika doch nicht dauernd den Rücken kehren möchte, Kapstadt oder einen seiner Vororte zum dauernden Aufenthalte wählen. Von dem Durchfuhrhandel wird der Teil, bei dem es auf rasche Beförderung ankommt, und Qualitätswaren, bei deren Wert die Fracht keine erhebliche Rolle spielt, wohl auch in Zukunft den Weg über Kapstadt wählen; aber damit wird sich der Anteil der Kapkolonie am Durchfuhrhandel nach Transvaal in dem Augenblick erschöpfen, wo er von keiner künstlichen Tarifpolitik mehr unterstützt wird. Früher oder später wird dieser Zeitpunkt eintreten müssen. Hieraus ergiebt sich, daß auch ein starker Aufschwung der Goldindustrie in Transvaal der Kapkolonie nur einen sehr bescheidenen Nutzen bringen wird, und diese auf die Erschließung der Hilfsquellen, die ihr im eigenen Lande zur Verfügung stehen, wird bedacht sein müssen. Diese eigene Produktion ist aber — wenn man von den Diamanten absieht — fast ausschließlich landwirtschaftlich. Sie kann bis zu einem gewissen Grad von einer Bevölkerungszunahme in Transvaal Gewinn ziehen; aber auch in dieser Beziehung muß man sich vor Überschätzung hüten.

Wenn man eben nach Südafrika gekommen ist und das herrliche Klima mit besonderem Behagen genießt, so neigt man leicht zum Optimismus und glaubt, wenn die Bevölkerung nur wollte, könnte alles Denkbare aus diesem Lande gemacht werden. Aber wer in diesem Lande geboren ist oder es durch langen Aufenthalt kennt, der wird aus seiner Erfahrung heraus genugan-führen können, um diesen überschwänglichen Enthusiasmus zu belehren. Man meint, wenn man die Wunder sieht, die einige kräftige Regenschauer in der Karroo hervor-

bringen, das Waſſer wäre das einzige, was dem Lande fehle, und wenn man es auf künſtliche Weiſe beſchaffen könnte, dann würde der Boden jede ihm gewidmete Fürſorge tauſendfach heimzahlen. Wäre dies ſelbſt richtig, ſo würde es noch nicht beweiſen, daß das Waſſer auch überall zu beſchaffen iſt. Das Bohren führt nicht ſtets zum Ziele und auch, wo es Erfolg hat, darf man ſich nicht vorſtellen, daß man aus einem unermeßlichen unterirdiſchen Reſervoir ſchöpfe, das gar nicht geleert werden könne. Die Idee, daß man nur eine genügende Anzahl von Windmühlen in der Karroo aufzuſtellen brauche, um aus der Wüſtenei, die ſie jetzt vorſtellt, ein lachendes Ährenfeld zu machen, bedarf keiner ernſthaften Widerlegung. Auch der an ſich naheliegende Gedanke, daß es doch ſchließlich in den meiſten Teilen Südafrikas im Laufe des ganzen Jahres genügend regne, der Regen aber nur zu ungleich über die einzelnen Jahreszeiten verteilt ſei, man ihn daher nur zur rechten Zeit auffangen müſſe, um das koſtbare Naß das ganze Jahr über zur Verfügung zu haben, läßt ſich nicht ohne weiteres verwirklichen. Denn die ſtarke Verdunſtung, der durchläſſige Boden machen nicht jeden Platz geeignet, um darauf einen „Damm“, die in Südafrika beliebteſte Form der Bewäſſerungsanlagen, zu errichten. Trotzdem iſt in den letzten Jahren für künſtliche Bewäſſerung außerordentlich viel geſchehen. In der Kapkolonie waren im Jahre 1891 146 085 Kapſche Morgen unter künſtlicher Bewäſſerung, 1904 waren es 196 400; die Zahl der künſtlichen Brunnen ſtieg in der gleichen Zeit von 617 auf 2168. Die Produktion hat aber keineswegs im Verhältnis zu dieſen Aufwendungen zugenommen. Selbſt unter den günſtigſten Verhältniſſen, etwa bei Bewäſſerung aus den

wenigen, das ganze Jahr über gefüllten Flüſſen Südafrikas, wird die Irrigation immer eine Verteuerung der Produktionskoſten zur Folge haben. Und wenn man bedenkt, wie leicht es der Erzeugung anderer Länder fällt, an Ort und Stelle als Wettbewerber aufzutreten, wie wenig die Schiffsfrachten ausmachen, dann ſtellt ſich ſehr leicht die Frage kritiſch genug, ob der Ackerbauer in Südafrika noch Ausſicht hat, auf ſeine Koſten zu kommen. Es wird bei den verſchiedenſten Anläſſen gerne dem ſüdafrikaniſchen Farmer vorgerechnet, in welcher Höhe landwirtſchaftliche Produkte, die im Lande ſelbſt erzeugt werden könnten, dahin eingeführt werden; es wird eine Summe von etwa 120 Millionen Mk. jährlich genannt. Ich entnehme der Kapſchen Einfuhrſtatiſtik, daß z. B. im Jahre 1903 eingeführt wurde: für 6,4 Millionen Mk. Butter und Margarine, 2,2 Käſe, 5,4 Mehl, 7,6 Mais, 4,4 Hafer, 26,0 Weizen, 1,8 Eier, 31,0 gefrorenes und konſerviertes Fleiſch, 5,6 konſervierte Milch, 2,8 Kartoffel, uſw. Ein Teil dieſer Einfuhr ging nach den ehemaligen Republiken durch; auch wenn man in Rückſicht zieht, daß der Bedarf in dieſem Jahre ungewöhnlich hoch war und die Erzeugung infolge der Nachwehen des Krieges noch ſtark danieder lag, bleibt es eine anſehnliche Ziffer.

Alles hier Genannte kann und wird auch im Lande ſelbſt erzeugt. Aber nehmen wir z. B. das Brotgetreide, alſo vor allem Weizen, und wir erhalten folgendes typiſche Bild ſüdafrikaniſcher landwirtſchaftlicher Verhältniſſe: im weſtlichen Teil der Kapkolonie, der Winterregen hat, insbeſondere im Malmesburydiſtrikt, ferner in dem an Baſutoland angrenzenden Teilen des Freiſtaats gedeiht der Weizen ohne künſtliche Bewäſſerung. Sonſt kann er unter künſtlicher Bewäſſerung überall gebaut

werden, ist jedoch stets vom Rost bedroht, gegen den alle möglichen Mittel nicht immer mit Erfolg angewendet werden. Zu den Krankheiten kommen die Heuschrecken, die manchmal die Hoffnung auf Ernte vernichten. Die wechselnden Ziffern der Getreideeinfuhr spiegeln am deutlichsten die außerordentlichen Schwankungen der Ernte wieder. So führte die Kapkolonie 1883 für 9 Millionen Mark Getreide und Mehl ein, 1885 für 5, 1889 nur für eine halbe, 1890 wieder für 5, 1894 für 2, 1898 für 20, Natal 1894 für 400 000 Mk., 1896 für 6 Millionen, während der Freistaat 1896 für 3 Millionen, 1898 für 800 000 Mk. ausführte. Dies zeigt zur Genüge, wie wenig der Ackerbauer auf eine halbwegs regelmäßige Ernte zählen kann. Dort, wo die Regen im Sommer fallen, bildet der Mais die Hauptfrucht, die gebaut wird. Er wächst ohne künstliche Bewässerung, sein Gedeihen ist aber auch hier von einer ganzen Reihe von Zufälligkeiten abhängig. Wenn der erste Sommerregen nicht bis Mitte Dezember gefallen ist und den Boden zu pflügen gestattet, ist es fast überall auf dem Hochplateau zur Aussaat zu spät. Vor dem Kriege, insbesondere in der ersten Zeit, wo das Bahnnetz noch nicht so ausgebaut war, bekam der Bur in Johannesburg für seinen Mais bis zu 25 Mk. für den Sack. Im letzten Jahr sank der Preis auf 6 bis 7 Mk. infolge einer vorhergegangenen guten Ernte und starker Übereinfuhr durch die Händler. Der Bur verkauft zu diesem Preise bereits mit Schaden, sobald er irgend erhebliche Transportspesen hat. Der Maisproduzent in den Südstaaten Amerikas hat aber noch einen schönen Gewinn, wenn er den Sack Mais für 3,50 Mk. los wird. Er kann noch auf dem Johannesburger Markt konkurrieren, wenn ein

Farmer, der 40 Kilometer von Johannesburg ohne Bahnverbindung dahin lebt, bereits ausgeschaltet ist. Ohne den Schutz entsprechender Zölle und einer geeigneten Tarifpolitik ist der Ackerbau Südafrikas dem Auslande gegenüber nicht wettbewerbsfähig. Aber selbst unter diesen Voraussetzungen wird er stets unter großen Schwankungen im Ertrag zu leiden haben und höchstens in sehr guten Jahren den Bedarf der Bevölkerung decken. Von einem Wettbewerb auf dem Weltmarkt wird kaum je die Rede sein können.

So bleibt für absehbare Zeit die Viehzucht derjenige landwirtschaftliche Betrieb in Südafrika, der die meisten Aussichten auf Erfolg hat. Aber auch hier kämpft der Farmer mit einer Reihe von Schwierigkeiten, die in der Natur des Landes liegen, und, wenn überhaupt, nur langsam überwunden werden können. Dies zeigt sich bereits äußerlich in folgenden Ziffern: Bereits im Jahre 1875 betrug die Ausfuhr an Schafwolle aus der Kapkolonie 40 000 000 engl. Pfund im Werte von 57 Millionen Mk., 10 Jahre später ging der Export auf 34 000 000 Pfund zurück und hielt sich dann in den 90 er Jahren zwischen 60 und 70 000 000 Pfund. Von den Kriegsjahren weist nur das Jahr 1900 einen beträchtlichen Rückgang in der Wollausfuhr auf. Die Viehzählung des Jahres 1904 zeigt in der Kapkolonie fast in allen Viehgattungen eine Verminderung gegenüber 1891; das Hornvieh ging von 2 210 834 auf 1 750 742, Pferde, Maultiere und Esel von 540 492 auf 395 984, der Schafbestand von 16 706 106 auf 11 436 788 zurück; bloß die Zahl der Strauße vermehrte sich von 154 880 auf 357 412. Auf den Kopf der Bevölkerung kamen im Jahre 1891 8,93 Wollschafe, 1904 nur mehr 3,91.

Gewiß iſt dieſer Rückgang zum Teil als Wirkung des Krieges zu betrachten, der einerſeits zu direkten Verluſten in den Bezirken führte, die der Schauplatz kriegeriſcher Operationen waren, dann durch den Verkauf von Vieh an die Truppen und nach dem Friedensſchluß an die von Vieh völlig entblößten neuen Kolonien den Viehbeſtand der Kapkolonie verminderte. Aber allein kann das die Urſache nicht ſein, wenn man insbeſondere die beſcheidene Vermehrung der Wollproduktion in den Jahrzehnten vor dem Kriege in Betracht zieht. Mit der ſonſtigen raſchen Entwickelung der Kapkolonie hat jedenfalls die Viehzucht, die den ausſichtsreichſten landwirtſchaftlichen Betrieb Südafrikas vorſtellt, keineswegs Schritt gehalten. Dieſe Tatſache erklärt ſich aus den fortgeſetzten Schädigungen, die der Viehzüchter in Südafrika durch Viehſeuchen und Dürre erleidet. Kurz vor dem Kriege hatte das Rotwaſſerfieber faſt den ganzen Viehſtand von Transvaal vernichtet. Gegenwärtig wütet das Küſtenfieber in Rhodeſia und Transvaal und droht, ſich weiter nach Süden auszubreiten, für die Buren gerade jetzt ein beſonders ſchwerer Schlag, wo ſie eben beginnen wollen den Viehſtand wieder etwas in die Höhe zu bringen. Die lange Trockenheit der letzten Jahre hat in der Karroo die Schafherden ſtark dezimiert, die teilweiſe auch ſchon durch den Krieg gelitten hatten. Glücklicherweiſe konnten ſich die Schafburen diesmal teilweiſe dadurch helfen, daß ſie entweder ſelbſt nach dem Freiſtaat zogen und dort Grund für ihre Herden pachteten oder dieſe dahin verkauften, ſo daß der Schafbeſtand des Freiſtaats verhältnismäßig raſch wieder auf 2 Millionen anwuchs. Nun läßt ſich der Dürre wenigſtens zum Teil durch Anlage von Brunnen begegnen, da wunderbarer-

weise trotz jahrelanger Trockenheit die Büsche der Karroo den Schafen immer noch Nahrung geben und diese direkt durch das Versiegen der Trinkstellen eingehen. Aber die durch die Dürre der letzten Jahre verursachten Entmutigung ist doch so groß, daß viele Schafzüchter beabsichtigen, die Zucht des Merinoschafes aufzugeben und zu der des widerstandsfähigeren Afrikanderschafes überzugehen, das überhaupt keine Wolle gibt, trotzdem gut bezahlt, so lange die Fleischpreise ihre jetzige Höhe behaupten.

Die zweite Plage der südafrikanischen Viehzucht, die Krankheiten, haben keineswegs in klimatischen Bedingungen ihre Ursache; denn sie sind sämtlich durch eingeführtes Vieh im Lande verbreitet worden. Und es ist sehr wohl möglich, daß man durch Vervollkommnung der Schutzmaßregeln und Verbesserung der Veterinärpolizei schließlich der Seuchen ebenso wird Herr werden können, wie man dies in den Kulturstaaten Europas heute nahezu erreicht hat. Aber in allzu naher Aussicht steht dies nicht, denn es setzt einen großen Aufwand von Geldmitteln voraus; eine andere Schwierigkeit ist die, bei der Bevölkerung, insbesondere bei den Eingeborenen, ein solches Maß von Einsicht zu verbreiten, wie es zu verständnisvoller Zusammenarbeit mit den Behörden unerläßlich ist. Jedenfalls sind die Schwierigkeiten hier ganz anders groß, als in unseren alten Kulturländern; einen Begriff davon geben die Erfahrungen, die man in der Kapkolonie bei der Bekämpfung der verhältnismäßig unschuldigen Schafräude gemacht hat, wo man trotz Aufwendung recht beträchtlicher Mittel bisher nur wenig vorwärtsgekommen ist.

Die Viehpreise in Südafrika sind gegenwärtig noch

außerordentlich hoch, der Preis eines Ochsen beträgt 2—300 Mk., der eines Pferdes 4—500 Mk. und mehr, der eines Schafes 20—30 Mk. Wer unmittelbar nach dem Kriege mit einigem Kapital die Viehzucht wieder zu beginnen in der Lage war und von Seuchen verschont geblieben ist, hat gegenwärtig jedenfalls günstige Aussichten. Große Kosten wird immerhin noch die Einzäunung der Farmen verursachen, die für die Bekämpfung der Viehkrankheiten ganz unerläßlich und bis jetzt nur im Freistaat vollkommen durchgeführt ist. Noch im Jahre 1903 wurde nach der Kapkolonie und Transvaal gefrorenes und konserviertes Fleisch im Gesamtwerte von über 50 Millionen Mark eingeführt. Es steht natürlich außer Zweifel, daß Südafrika in normalen Zeitläuften vollkommen in der Lage ist, seinen eigenen Bedarf an Fleisch selbst zu decken. Wenn man aber bedenkt, daß das gefrorene Fleisch, das aus Neuseeland, Australien und Argentinien kommt, nach den südafrikanischen Häfen für 25 Pf. für das englische Pfund geliefert werden kann, dort allerdings infolge der hohen Preise des einheimischen Viehes für 60—70 Pf. verkauft wird, so zeigt sich klar, wie tief die Preise des selbsterzeugten Viehes noch sinken müssen, bevor dieser Wettbewerb völlig aus dem Felde geschlagen werden kann. Trotz der an sich nicht ungünstigen Bedingungen für die Viehzucht und der hohen Preise verlangen die Farmer aller südafrikanischen Kolonien sehr nachdrücklich die Wiedereinführung des Zolls von 16 Pf. auf das Pfund, mit dem der Viehzüchter vor dem Kriege beschützt war. Man kann daraus ermessen, wie fern die Möglichkeit noch liegt, daß der südafrikanische Viehzüchter mit dem argentinischen oder australischen auf dem Weltmarkt

konkurriere; denn ſelbſt wenn wir von den Viehſeuchen abſehen, iſt er dem Herdenbeſitzer am La Plata gegenüber im Nachteil, der Grund und Boden iſt viel teurer, es fehlen die Waſſerwege zur See. Es kommt dazu, daß die Abſatzmöglichkeit für gefrorenes Fleiſch doch nur beſchränkt iſt, da alle Länder, England nicht ausgenommen, ihr Möglichſtes tun, um die eigene Viehzucht zu ſchützen und ihre Leiſtungsfähigkeit möglichſt zu ſteigern. Wenn aber das Ziel der ſüdafrikaniſchen Viehzüchter für irgend abſehbare Zeit nicht höher geſteckt werden kann, als den eigenen Markt mit Fleiſch zu verſorgen, dann iſt auch der Entwickelungsmöglichkeit dieſes Zweiges der Landwirtſchaft eine Grenze geſetzt, die zwar noch weit über der Stufe ihrer gegenwärtigen Leiſtungsfähigkeit ſteht, aber keineswegs einer Steigerung der in der Landwirtſchaft beſchäftigten Bevölkerung unbegrenzte Perſpektiven ſtellt.

Dem Farmer in Südafrika bleibt ſicherlich noch viel zu tun übrig in bezug auf die Verbeſſerung der von ihm gezogenen Viehraſſen und die Steigerung des erzielten Produktes, insbeſondere der Wolle und des Mohairs durch eine ſorgfältige Nachbehandlung. Es iſt nicht in Abrede zu ſtellen, daß von der engliſchen Regierung in dieſer Richtung durch Anlage von Muſterfarmen und Einführung von gutem Zuchtvieh mancherlei getan worden iſt. Freilich fällt auch hier die ſtarke Verſchwendung auf, die mit den vorhandenen Mitteln getrieben wird, ſowie ferner eine gewiſſe Einſeitigkeit, die von den bishin gemachten Erfahrungen keinen Gebrauch machen und alles möglichſt genau nach heimiſchem Muſter regeln will. Insbeſondere die Vorliebe der Schotten für alles, was aus ihrer Heimat kommt, iſt rührend, bei dem großen

klimatiſchen Gegenſatz zwiſchen Schottland und Südafrika aber nicht immer erfolgverſprechend. Daß dabei manches Lehrgeld bezahlt werden muß, kann nicht ausbleiben. Die Verwendung von Molkereiprodukten bietet dem Farmer auch noch die Möglichkeit, ſeine Einnahme beträchtlich zu ſteigern, aber er kämpft auch hier mit der Schwierigkeit, daß das ſüdafrikaniſche Vieh nur wenig Milch gibt, und auch eingeführte Tiere bei der Haltung im freien Feld ſehr bald dieſelbe Eigenſchaft annehmen, ſelbſt wenn es ſich von Hauſe aus um gute Milchraſſen handelt. Stallfütterung lohnt ſich aber in ſüdafrikaniſchen Verhältniſſen nur in der Nähe großer Städte, wo die Milch ſofort zu guten Preiſen Abſatz findet.

Noch viel mehr als die Viehzucht iſt der Gemüſebau natürlich rein auf den nächſten Markt angewieſen. Und man darf hiebei nie vergeſſen, wie ungemein beſchränkt dieſer ſelbſt im günſtigſten Falle, wie zum Beiſpiel in Johannesburg iſt. In der Umgebung von Johannesburg wird von Italienern, Portugieſen und indiſchen Kulis ſehr ausgiebig Gemüſebau getrieben. Die hohen Preiſe der Lebensmittel in der Goldſtadt könnten zu der Annahme verführen, daß es ſich hier um einen höchſt einträglichen Beruf handle. An der Hand ſehr draſtiſcher Ziffern und Beiſpiele weiſt aber Owen Thomas nach, wie dieſer Gewinn hauptſächlich in die Taſchen der Händler fließt, die mit einem Profit von 300—600 % zu arbeiten gewohnt ſind, und wie leicht hier eine Überproduktion eintritt, die die Preiſe unter die Erzeugungskoſten herabdrückt und insbeſondere einen Wettbewerb in einer irgendwie erheblichen Entfernung von Johannesburg bereits zu einem Ding der Unmöglichkeit macht. Nur die verhältnismäßige Anſpruchsloſigkeit, der große

Fleiß und die langjährige Vertrautheit mit dem Gartenbau ſeitens der Leute, die ihn bei Johannesburg treiben, macht dies Geſchäft für ſie lohnend, für einen Menſchen mit höheren Anſprüchen aber wirft er nicht genug ab, und einen Betrieb mit Arbeitern verbieten die hohen Arbeitslöhne. Freilich trifft man in der Nähe von Johannesburg Gärtnereianlagen, die in größerem Stil mit zahlreichen Arbeitern betrieben werden; ich erinnere mich einer ſolchen am Sachſenwald, die einem Deutſchen gehört, und ſicherlich guten Gewinn abwirft. Aber ein ſolches Geſchäft, das hauptſächlich der Befriedigung von Luxusbedürfniſſen dient, hat noch einen viel beſchränkteren Markt, als die gewöhnliche Gemüſezucht und natürlich iſt hier noch viel weniger daran zu denken, daß eine größere Anzahl von Menſchen von derartiger Tätigkeit leben könnte. Der Verſuch, Kleinbauern in Südafrika lebensfähig zu erhalten, iſt wiederholt gemacht worden und in den meiſten Fällen geſcheitert; wo man einen Erfolg verzeichnen konnte, wie z. B. in Wynberg Blakte bei Kapſtadt und Neu-Deutſchland bei Durban handelte es ſich charakteriſtiſcherweiſe meiſt um Deutſche, die unter beſonders günſtigen Bedingungen in der Nähe von größeren Orten und vor allem infolge ihres großen Fleißes und ihrer Anſpruchsloſigkeit nach anfänglich ſehr harten Zeiten ſchließlich doch zu Beſitz und Wohlſtand gelangten. In einem anderen Falle in dem deutſchen Dorfe Kroondal bei Ruſtenburg gelang es deutſchen Bauern durch die Kultur von Tabak zu einigem Wohlſtand zu gelangen; auch hier waren es ganz beſondere Verhältniſſe, die das Gelingen ermöglichten. Kulturen wie die des Tabaks ſind gewiß noch weiterer Ausdehnung fähig. Aber auch hier bedarf es ſorgfältiger

Berückſichtigung der gegebenen Bedingungen, wenn man Fehlſchläge vermeiden will; ſo iſt z. B. die Tabakernte der Kapkolonie von 10 933 100 engl. Pfund im Jahre 1891 auf 5 309 300 im Jahre 1904 zurückgegangen. In beſonders günſtigen Lagen, wie in den Magaliesbergen, dann auch im Norden von Transvaal in der Gegend von Pietersburg gedeiht ein guter Tabak, der ohne Fermentation einfach getrocknet und von den Bewohnern Südafrikas in der kurzen Pfeife geraucht und ſehr geſchätzt wird. Wie weit er ſich aber zur Verwertung auf dem Weltmarkt eignet, iſt bisher noch nicht erprobt; auch hier wird Südafrika anderen Produktionsländern gegenüber infolge ſeiner hohen Arbeitslöhne in empfindlichem Nachteil ſein.

Es ſind nur wenige landwirtſchaftliche Produkte Südafrikas, die ſich bereits auf dem Weltmarkt einen ſicheren Abſatz erobert haben, das ſind Straußenfedern, friſches Obſt und — in ſehr beſchränktem Maße — Wein. Die Straußenzucht wird gegenwärtig vor allem in der ſogenannten kleinen Karroo im Oudtshoorndiſtrikt in ziemlich ausgedehntem Maßſtab betrieben, die Ausfuhr an Straußenfedern ſtellte in den letzten Jahren durchſchnittlich einen Wert von 18 Millionen Mk. jährlich vor. In den ſiebziger Jahren fand zuerſt ein engliſcher Farmer durch die Anwendung von Brutmaſchinen eine rationelle Methode der Straußenzucht; nun wurden für Land, das ſich hierfür eignete, ganz übertrieben hohe Preiſe bezahlt, ſo daß ſich zunächſt auch bald ein Rückſchlag geltend machte. Iſt dieſer auch gegenwärtig überwunden und hat die Zahl der Strauße, wie die oben angegebenen Ziffern lehren, auch in den letzten Jahren eine ſehr beträchtliche Zunahme erfahren, ſo iſt doch klar, daß es ſich hier um einen Luxusartikel handelt, in dem

eine Überproduktion sehr leicht eintreten kann. Zudem hat die Straußenzucht mit einer steigenden Konkurrenz auf dem Weltmarkt zu rechnen, denn ebenso gut wie Egypten, wo sie auch bereits in größerem Maßstab getrieben wird, eignen sich beispielsweise unsere ost- und südwestafrikanischen Kolonien dazu. In beiden Ländern kommen die Vögel wild vor, so daß der Ausfuhrzoll von 2000 Mk. für einen lebenden Vogel und 100 Mk. für ein Ei, durch das die Kapkolonie ihre Straußenzucht zu schützen sucht, für die Zucht kein Hindernis sind. Mit Früchten haben bisher vor allem die für Obstzucht so außerordentlich geeigneten Distrikte der westlichen Kapkolonie auf dem europäischen Markt Erfolg gehabt, und die Ausfuhr dahin ist im Steigen begriffen. Der Umstand, daß dieser Teil des Landes seine sicheren Winterregen und trockenen Sommer vor allem ohne Gewitter, die das reifende Obst schädigen könnten, besitzt, läßt hier im Verein mit dem heißen Klima ein herrliches Obst gedeihen. Überdies fällt die Reifezeit in die Monate Januar und Februar, wo wir in Europa frische Früchte besonders entbehren. Die Dampferfahrt von 16 Tagen bildet, da die Schiffe mit Kühlkammern gut versehen sind, für den Export kein Hindernis; aber schließlich sind es doch vor allem die hohen Preise, die um diese Zeit gezahlt werden, die die Ausfuhr lohnend machen. Mag diese Ausfuhr selbst auch noch beträchtlich gesteigert werden können, so werden die kapschen Pfirsiche, Trauben und Pflaumen in unseren Wintermonaten doch immer ein Luxusgegenstand für die Tafeln der begüterten Klassen in England oder auf dem Kontinent bleiben; der Markt dafür wird also wohl stets ziemlich beschränkt sein. Ob Südafrika je mit getrockneten Früchten und Konserven in gleicher

Weiſe, wie gegenwärtig Kalifornien, dereinſt den Weltmarkt überſchwemmen wird, muß dahingeſtellt bleiben. Jedenfalls iſt der Bezirk, wo Früchte in ſo ausgezeichneter Weiſe gedeihen, verhältnismäßig beſchränkt, wenn auch natürlich für eine Ausdehnung der Obſtkultur noch ſehr viel Boden vorhanden iſt.

Auch der Kapwein hat ſich auf dem europäiſchen Markt ſchon einen gewiſſen Namen gemacht. Wenn die Ausfuhr dahin aber immerhin noch ſehr beſcheiden iſt, ſo liegt dies an natürlichen Verhältniſſen, die kaum ſo leicht einen Wandel erfahren werden. Der Wein entſpricht infolge der klimatiſchen Bedingungen des Landes den Weinen, wie ſie im ganzen Süden Europas und auch in Kalifornien erzeugt werden. Der allgemeine Geſchmack iſt dieſen überaus kräftigen Weinen nicht ſehr geneigt und die Erzeugung genügt mehr als hinreichend der Nachfrage. Die wenig ſorgfältige Behandlung, die man dem Kapwein bisher angedeihen ließ, machte ihn überdies ohne Spritzuſatz nicht haltbar; die Regierungsfarm in Groß-Konſtantia bei Kapſtadt, ſowie die Rhodesſchen Farmen im Drakenſteinthal bemühen ſich jedoch einen reinen Naturwein herzuſtellen — wie verſichert wird, mit Erfolg. Das Höchſte, was damit erreicht werden kann, dürfte ſein, daß der Wein in Südafrika ſelbſt einen ſtärkeren Abſatz findet und dem engliſchen Nationalgetränk — Whisky und Soda — etwas mehr Wettbewerb bereitet.

Schließlich ſind noch einige Produkte zu erwähnen, die in der ſubtropiſchen Zone Transvaals zwiſchen Pietersburg und dem Limpopo den allgemeinen klimatiſchen Bedingungen zufolge wohl gedeihen können. So hatten Deutſche unter der alten Transvaalregierung in Spelonken

nördlich von Pietersburg Kaffeeplantagen angelegt, die nach dem Kriege von einer englischen Gesellschaft übernommen wurden, durch Krankheiten aber vollständig vernichtet sein sollen. Über das Gedeihen von Baumwolle und Kautschukpflanzen fehlt es noch an genügenden Erfahrungen. In Natal gibt es Zuckerrohrplantagen, die aber trotz der billigen Arbeitskräfte, die ihnen in den indischen Kulis zur Verfügung stehen, nur Südafrika selbst versorgen können, und auch dann nur einigermaßen Aussicht auf Verdienst haben, wenn ihr stärkster Wettbewerber, Mauritius eine schlechte Ernte gehabt hat. Schon dieser Fall weist darauf hin, daß es nicht allein darauf ankommt, ob eine bestimmte Pflanze in einer Gegend gedeiht, sondern auch darauf, ob sie so gut gedeiht und mit so billigen Arbeitskosten gezogen werden kann, daß man auch wirklich imstande ist, mit den Ländern, die unter den günstigsten Bedingungen produzieren, in Wettbewerb zu treten, eine Lehre, die auch uns in Ostafrika mit dem Kaffee in sehr schmerzlicher und eindringlicher Weise erteilt worden ist. Es gibt nur wenige Produkte der tropischen und subtropischen Zone, die heute nicht im Übermaß erzeugt werden; und wenn auch vorübergehend für das eine oder andere ein guter Markt besteht, so wird dem Bedarf durch gesteigerten Anbau meist bald genügt und nur die Länder, die über die günstigsten Bedingungen und die billigsten Arbeitskräfte verfügen, haben Aussicht auf Erfolg.

In Phantasien über die Zukunft Südafrikas spielt auch die Forstwirtschaft keine kleine Rolle. Wenn man im Schatten der prachtvollen Eichenalleen, die seinerzeit die Holländer angelegt hatten, am Fuße des Tafelbergs wandelt oder wenn man nach Johannesburg mit der

Vorſtellung kommt, dort eine Goldgräberſtadt auf ödem Felde zu finden, und zu ſeiner angenehmen Überraſchung die ſtauberfüllte City der Goldſtadt von lieblichen Villenvororten umgeben findet, in denen rieſige Eukalyptusbäume zum Himmel ragen, ſtattliche Eichen die Wege ſäumen und jede Art von Zierhölzern in den Gärten gedeiht, und wenn man dabei bedenkt, daß all das noch nicht zwanzig Jahre alt iſt, und der Boden Johannesburgs vorher das gleiche öde Feld war, wie es ſich dem Auge auf der Straße nach Pretoria kaum eine Stunde außerhalb der Stadt darbietet, wenn man die Beſtände des Sachſen- und Frankenwaldes ſieht, deren Anlage noch in viel jüngere Zeit zurückgeht, dann könnte man wohl meinen, es bedürfte nur der ſorgſamen Hand des Menſchen, um ganz Südafrika mit üppigen Wald zu bedecken. Man wirft den Buren gewöhnlich vor, daß ſie Feinde des Waldes ſeien und zu ſeiner Vernichtung ihr Möglichſtes beigetragen hätten. Daß die vorhandenen kümmerlichen Beſtände von Dornbäumen gelitten haben, iſt wohl zutreffend; aber es war der Zwang der Verhältniſſe, der dazu geführt hat. In der erſten Zeit war dichtes Gebüſch den Viehzüchtern nicht erwünſcht, weil es das Verſteck wilder Tiere bildete; die Not zwang das vorhandene Holz zur Feuerung zu verwenden, da ſonſt getrockneter Dünger das einzige vorhandene Brennmaterial war. Die Grasbrände tun ihr übriges, um Nachwuchs nicht aufkommen zu laſſen. Die Möglichkeit Wald in ausgedehntem Maße in Südafrika zu erhalten, iſt zwar erwieſen. Aber die Beweiskraft der gemachten Experimente wird nach zwei Richtungen überſchätzt. Zunächſt kann ein Baum bis zu einem gewiſſen Alter recht gut gedeihen, kommen aber ſeine

Wurzeln einmal durch die mehr oder weniger dicke Schicht des Humus und verwitterten Geſteins hindurch und ſtoßen auf den nackten Fels, den ſie nicht zu ſprengen vermögen, dann ſtirbt der Baum ab, wovon man mannigfache Beiſpiele ſehen kann; mir iſt insbeſondere eins in den Amatolasbergen in der öſtlichen Kapkolonie gut in Erinnerung. Eine zweite Frage iſt die, bis zu welchem Grad dieſe Wälder überhaupt produktiv zu machen ſind. In den Urwäldern die in ganz geringen Reſten im Knysnadiſtrikt, im Pearyboſch und an wenigen anderen Stellen erhalten ſind, finden ſich wohl einige nutzbare Hölzer. Das Holz der Eukalypten, die wegen ihrer Fähigkeit ſich mit ſehr wenig Waſſer zu begnügen, mit beſonderer Vorliebe in Südafrika gepflanzt werden, iſt gerade nur als Brennholz zu verwerten, auch das Eichenholz iſt dort, wo der Baum raſch wächſt, ſehr minderwertig. Vielleicht daß es mit der Zeit gelingt, Hölzer ausfindig zu machen, die auf ſüdafrikaniſchem Boden gezogen, bis zu einem gewiſſen Grad die jetzige Einfuhr von Holz aus anderen Ländern erſetzen können. Aber wenn auch dieſer Bedarf nicht ganz unbedeutend iſt, ſo iſt doch klar, daß er nie dazu führen kann, auch nur einen erheblichen Teil des Landes in Forſtkultur zu nehmen. Und daß eine derartige Kultur mit Rückſicht auf die gegenwärtigen Landpreiſe und die Möglichkeit, das Holz zu verwerten, überhaupt rentabel gemacht werden kann, dafür gibt es in Südafrika eigentlich nur ein Beiſpiel; das iſt die Gerberakazie (black-wattle), die in Natal in ſtarker Ausdehnung gepflanzt und deren Rinde als Gerbſtoff ausgeführt wird. Der Sachſen- und Frankenwald in der Nähe von Johannesburg ſind aber reine Luxusanlagen, die mit großen Koſten hergeſtellt

ſind und in bezug auf die Ertragfähigkeit der Forſtkultur keinesfalls irgend etwas beweiſen.

Aus dieſen Gründen iſt es wenig wahrſcheinlich, daß in Südafrika jemals Wälder in ſolcher Ausdehnung entſtehen, daß ſie das Klima weſentlich beeinflußen können. Daß der Wald die Verdunſtung der Bodenfeuchtigkeit verzögert, und dadurch waſſererhaltend wirkt, iſt an ſich einleuchtend und zweifellos die allgemeine Regel, von der es aber in Südafrika paradoxe Ausnahmen gibt. So wurde mir in Natal ein Beiſpiel erzählt, daß eine Quelle, die unter einem mit Gerberakazien bepflanzten Walde entſprang, in dem Maße ſchwächer wurde und ſchließlich ganz verſiegte, als die Bäume heranwuchſen, weil dieſe alle Feuchtigkeit an ſich zogen. Sucht man nach Erfahrungen darüber, in wieweit vorhandene Wälder den Regenfall geſteigert haben, ſo begegnet man recht verſchiedenen Urteilen. Während die einen behaupten, daß der recht erhebliche Baumbeſtand in und um Johannesburg das Klima dieſes Ortes bereits augenfällig verändert habe und das Hochfeld am Rande jetzt einer der regenreichſten Teile des Landes ſei, während es früher zu den regenärmſten gehört habe, behaupten andere Leute gerade das Gegenteil. Selbſt zuverläſſige meteorologiſche Meſſungen würden hier übrigens auch keine ganz ſicheren Schlüſſe geſtatten, da der viele Rauch, der jetzt in dieſer Gegend erzeugt wird, eine Steigerung der Niederſchläge mit verurſacht haben kann. Von manchen Leuten hörte ich ſogar die zum Zweifel ſtark herausfordernde Behauptung, daß Farmen in der Karroo, wo man um das Haus herum einen etwas größeren Beſtand von Bäumen angelegt habe, ſich bereits eines merklich ſtärkeren Regenfalles erfreuen.

Trotzdem wäre es ausgeschlossen, daß selbst bei erwiesener günstiger Wirkung die Regierung imstande wäre, ausgedehnte Flächen des Landes mit Wald zu bestocken. Und der Farmer wird so lange nichts tun, als das nackte Feld ihm als Weide noch eine bescheidene Rente abwirft, als Wald aber nicht. Es gibt Leute, die in bezug auf die Zukunft Südafrikas besonders pessimistisch sind, und die behaupten, das Land trockene langsam aus. Ich habe sie gelegentlich damit getröstet, daß wir in Deutschland häufig in den letzten 15 Jahren die Befürchtung gehabt hätten, allmählich ertrinken zu müssen, bis uns der letzte Sommer fast zu viel des Trostes in entgegengesetzter Richtung gespendet habe. Wie bei uns auf der nördlichen Hemisphäre Perioden größerer Feuchtigkeit mit solchen größerer Trockenheit abwechseln, so wird es auf der südlichen auch sein, und die guten Zeiten mit dem reichlichen Regen, von denen die alten Leute dort erzählen, werden wieder ihren Einzug halten in das von so vielen Plagen heimgesuchte Land.

Wenn man all dies überblickt, dann kann man nur zu dem Schlusse kommen, daß die landwirtschaftlichen Zukunftsmöglichkeiten Südafrikas ziemlich eng begrenzt sind; damit erledigt sich der Gedanke, daß es ein Land für Masseneinwanderung sei, das nur der fleißigen Hände bedürfe, um es zu erschließen und einen Faktor in der Weltproduktion daraus zu machen, der sich Kanada, den Vereinigten Staaten oder Argentinien an die Seite stellen könnte. Die starke Einwanderung der letzten Jahre, der wirtschaftliche Aufschwung, die Anlage großer Kapitalien war eine Vorwegnahme der Zukunft, eine Spekulation auf weit überschätzte Möglichkeiten des Landes. Nur langsam wird es in ein Gewand hinein-

wachsen, daß man ihm viel zu weit zugeschnitten hat. Millionen von Kapital werden noch ins Land kommen müssen, um seinen Mineralreichtum zu erschließen, erst in Jahren wird ein wirtschaftlicher Gleichgewichtszustand erreicht sein, der die Handelsbilanz Südafrikas auf eine gesunde Grundlage stellt. Gerade jetzt zeigt sich aber, daß die Beschaffung neuen Kapitals in Europa für die Goldminen Transvaals durchaus nicht so einfach ist; das Vertrauen des Publikums ist zu sehr erschüttert und muß erst durch eine solidere Geschäftsgebarung bei der Kapitalisierung der Minen wieder gewonnen werden. In wieweit über die durch die Erweiterung der Mineninduſtrie gezogenen Grenzen hinaus eine Steigerung der Produktion Südafrikas denkbar ist, wird im wesentlichen eine Frage der Arbeitslöhne sein. Der Markt, den irgendeine Industrie in Südafrika selbst findet, ist infolge der geringen Zahl seiner Bewohner sehr beschränkt. Die Tendenz der Schiffsfrachten neigt eher zum Sinken als zum Steigen; die Waren können ohne großen Frachtaufschlag von den Orten billigster Erzeugung auf den südafrikanischen Markt geworfen werden. Wie sollte ein Land diesem Wettbewerb die Spitze bieten können, in dem man dem gelernten weißen Arbeiter 15—20 Mk. und selbst dem Eingeborenen, der weiter nichts als seine Körperkraft zur Verfügung stellt und dem man keine Arbeit überlassen kann, die auch nur das geringste Maß von Verantwortlichkeitsgefühl voraussetzt, bis zu 2,50 Mk. täglich bezahlen muß; wie wenig Aussichten eröffnen sich da erst auf dem Weltmarkt! Die Schätze von Kohlen und Eisen, die Südafrika in bequemster Abbaufähigkeit nebeneinander besitzt, wiegen diese Nachteile nicht auf; wie wenig schließlich darauf ankommt, sehen wir ja am besten

bei unſerer deutſchen Eiſeninduſtrie, die ihre Erze zum großen Teil aus Schweden und Spanien bezieht. Die Landwirtſchaft wird zunächſt Mühe haben, dem eigenen Bedarf des Landes nachzukommen. Eine fernere Zukunft mag vielleicht das Idealbild verwirklichen, daß unter weſentlich verbilligten Lebensbedingungen eine ſtark angewachſene, intellektuell und ſittlich gehobene, dabei aber von den weißen Herren des Landes in Abhängigkeit und Zucht gehaltene Eingeborenenbevölkerung die Produktionskoſten auf allen Gebieten ſo vermindert hat, daß das Land einen großen Teil ſeines eigenen Bedarfes auch an Induſtrieprodukten ſelbſt deckt, in manchen Zweigen ſogar zur Ausfuhr befähigt iſt; keinesfalls kommt aber eine ſolche Möglichkeit für die nächſten Jahrzehnte in Betracht.

Für die politiſche Zukunft Südafrikas ergeben ſich daraus ſehr beachtenswerte Folgerungen. Wenn man die Einwanderung nach Transvaal in den fünfzehn Jahren vor dem Kriege als Maßſtab nimmt, wo nach kurzer Zeit die früher faſt allein vorhandene Burenbevölkerung einer Ausländerbevölkerung von doppelter Zahl gegenüber ſtand, dann möchte man glauben, daß ſehr bald der eingeſeſſene Bur rein zahlmäßig völlig beiſeite geſchoben ſein müßte. Aber von einer Steigerung der Einwanderung in gleichem Maße kann in der Zukunft gar nicht die Rede ſein. Die Buren ſelbſt haben bisher eine ſtarke Vermehrung aufgewieſen und ihre Zahl in je dreißig Jahren verdoppelt. Nehmen wir an, daß darin infolge der Einſchränkung ihrer wirtſchaftlichen Bewegungsfreiheit, die ihre natürliche Vermehrung in gleicher Weiſe wie die Umgeſtaltung der Verhältniſſe durch die Goldinduſtrie und den Krieg mit ſich gebracht hat, eine

Verlangſamung eintritt; geben wir ſelbſt zu, daß ein Teil dieſes Bevölkerungszuwachſes ſich den dünner bevölkerten Teilen Südafrikas zuwendet, ſo kann es doch niemals ſo werden, daß die Buren auch nur zahlmäßig zu einer bedeutungsloſen Größe in Südafrika herabſinken. Andererſeits gibt das verlangſamte Tempo der Einwanderung den Zuwanderern Zeit, ſich den Verhältniſſen des Landes anzupaſſen; in ihrer Nachkommenſchaft wächſt eine neue, im Lande geborene Generation heran, die beſſere Vorausſetzungen für eine Verſtändigung mit deſſen eingeſeſſenen Bewohnern in ſich birgt, als eine ſtets wechſelnde, von außen hereinſtrömende Bevölkerung.

Mitunter wird wohl auch ein anderes Bild der wirtſchaftlichen Zukunft Südafrikas entrollt: die Minen werden ausgearbeitet ſein, der Strom der Gold- und Glückſucher wird das Land wieder verlaſſen und über den Trümmern der hohen Kamine, zwiſchen den Bergen ausgearbeiteten Erzes, auf den Ruinen der luxuriöſen Villen von Johannesburg wird der Bur wieder auf dem einſamen Feld ſeine Herden weiden. Andere wieder glauben, es würde kommen wie in Kalifornien: das Land, das die Goldſucher verlaſſen haben, ſoll zum blühenden Ackerfelde und Fruchtgarten werden, nachdem die Goldgräber ihre unbeabſichtigte Pionierarbeit geleiſtet hätten. Ich brauche nach allem, was ich ausgeführt, kaum ausführlich zu beweiſen, daß zum mindeſten letzteres eine haltloſe Phantaſie iſt, der die tatſächlichen Verhältniſſe keine Stütze bieten. Vielleicht könnte erſteres eintreten, wenn die Mineralſchätze des Landes wirklich in 20 oder 30 Jahren ſchon erſchöpft wären. Aber dafür ſpricht keine Wahrſcheinlichkeit. Wenn dies aber einmal

nach hundert Jahren der Fall sein wird, wer wollte heute zu prophezeien wagen, wie sich dann die Verhältnisse der Weltwirtschaft gestaltet haben.

Freilich, wie ein düsteres Symbol ragen die gigantischen Ruinen von Simbabwe in Südafrikas neue Zeit hinein. Schon einmal muß ein Kulturvolk in diesem Lande gearbeitet haben; vielleicht waren es Ägypter, Phönizier, Juden, die hintereinander dahin kamen, um mit Hilfe der zu Sklavenarbeit gezwungenen Ureinwohner des Landes dem Boden seine Goldschätze abzuringen. Aber ohne irgend eine dauernde Spur zu hinterlassen, sind diese Völker wieder von dannen gezogen, die Barbarei der Wildnis schlug über dem Lande wieder zusammen, und der Busch wuchert über riesenhaften Bauwerken, die dem Verfalle preisgegeben doch Jahrtausende überdauert haben. Wir müssen der Überlegenheit unserer höheren Kultur vertrauen, daß uns gelingt, was jenen Völkern nicht beschieden war. Aber wenn man an Johannesburg denkt, so gibt es genug Vergleichspunkte, die die Erinnerung an jene Expeditionen lebendig werden lassen, die weiland König Salomo nach dem Lande Ophir ausrüsten ließ.

8. Kapitel.

Auf dem Wege zu den „Vereinigten Staaten von Südafrika“.

Der Gang der geschichtlichen Entwickelung Südafrikas führte von der politischen Einheit zur Vielgestaltigkeit. Ursprünglich war nur das eine Zentrum weißer Siedelung am Vorgebirge der Guten Hoffnung vorhanden, von hier aus wurde erst von Buren Natal besiedelt, wohin die englische Herrschaft ihnen folgte; die Schwierigkeiten des Verkehrs mit der Kapkolonie führten zur Loslösung dieser Siedelung und Unterstellung unter das Reich als eigene Kronkolonie. Dann kam es zur Gründung der unabhängigen Burenrepubliken. Der englische Erobererdrang führte weiter nach dem Innern, schuf zuerst das Griqualand-Protektorat und hißte den Union Jack über dem Betschuanaland; das Organisationstalent von Cecil Rhodes erschloß endlich das gewaltige Reich, das nach ihm seinen Namen führt, der weißen Zivilisation. Die verschiedenen Neubildungen waren kaum entstanden, als sich schon auch der Drang geltend machte, sie wiederum unter einer Herrschaft zu vereinigen. Die Politik der milden Hand unter Sir Georges Grey suchte schon in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Kolonien und Freistaaten Südafrikas zum Zusammenschluß

zu bewegen; eine Fortsetzung der Politik dieses erleuchteten englischen Staatsmannes hätte vielleicht auf vollkommen friedlichem Wege zu diesem Ziele geführt. Aber er fand damals nicht die Unterstützung und Zustimmung Englands zu diesem Werk. Der erste Premierminister der Kapkolonie unter verantwortlicher Regierung, John Molteno, verfolgte gleiche Ziele. Seine genaue Kenntnis des Landes und seiner Bewohner hatte in ihm die Überzeugung gefestigt, daß mit Gewalt hier nichts zu erreichen sei, und man nur langsam bei vorsichtiger und schonender Behandlung der Verwirklichung des Gedankens näher kommen könne. Ihm schwebte vor, daß die Einführung möglichst freier politischer Einrichtungen in der Kapkolonie eine Verlockung für alle übrigen Staatsgebilde Südafrikas sein sollte, in den Schoß der alten Stammkolonie wieder zurückzukehren. Es war ihm nur vergönnt, einen einzigen Schritt in dieser Richtung durch die Einverleibung von Westgriqualand durchzuführen; schon während seiner Amtszeit hatte er mit Förderationsplänen ganz anderer Art zu kämpfen, die Südafrika vom grünen Tisch des englischen Kolonialamts durch Lord Carnarvon aufgezwungen werden sollten. Ein gut Teil der Kraft Moltenos verbrauchte sich im Kampfe gegen die Politik des englischen Kolonialamts, das durch seinen Sendling, den Historiker Froude, dessen Fähigkeiten auf alles eher als auf die Betätigung in der praktischen Politik hinwiesen, viel Verwirrung in das politische Leben der Kapkolonie trugen. Die Politik Carnarvons, die er durch den Statthalter Bartle Frere in kurzer Zeit dem Lande aufzuzwingen suchte, führte dann zur ersten Besetzung Transvaals und dem darauf folgenden ersten Unabhängigkeitskrieg der Buren. Die Möglichkeit einer

friedlichen Erreichung des Zieles war nun wieder auf lange Zeit hinausgeſchoben; denn zu klar hatte ſich den Buren gezeigt, wie man ſich auf engliſcher Seite die Föderation vorſtellte: als Fortſetzung einer Politik der Eroberung und Unterdrückung. Man organiſiert auf der Burenſeite die Abwehr zur Verteidigung des nationalen Beſtandes und der politiſchen Unabhängigkeit. Nicht mehr der Präſident des Freiſtaats, Brand, der ſich mit England freundſchaftlich zu verſtändigen ſucht, ſondern Paul Krüger verkörpern die neue Ära der Burenpolitik. Noch einmal verſucht Cecil Rhodes mit Liſt und Schmeichelei das Burentum für ſeine Pläne eines vereinigten Südafrika zu gewinnen; aber ſeine Art war es nicht, eine Frucht in Ruhe reifen zu laſſen, und als er in Transvaal keine Gegenliebe fand, griff er ohne Bedenken zur Gewalt, um zum Ziele zu gelangen. Der Sendling dieſer Politik der Vereinigung Südafrikas war Lord Milner. Mit der Niederwerfung der Buren und der Vernichtung der Selbſtändigkeit der Republiken ſchien der erſte und weſentlichſte Schritt auf dieſem Wege getan. Die Bahn iſt frei, was ſoll nun weiter folgen?

Zunächſt zeigt ſich für eine Vereinigung Südafrikas ein ſchweres Hindernis formeller und politiſcher Natur. Es iſt nicht möglich, in einer ſolchen Vereinigung die Rechte irgend eines der Beteiligten unter das Maß der bisher genoſſenen Freiheit herunterzudrücken. Die Kapkolonie und Natal ſind Kolonien mit Selbſtverwaltung, Transvaal und der Freiſtaat Kronkolonien, wozu dann noch die ganz eigenartige Verfaſſung von Rhodeſia, unter dem von der engliſchen Regierung gewährten Freibrief der 'British South Africa Company' kommt. Der Gedanke einer vollſtändigen Vereinigung aller Kolonien, etwa durch

eine allmähliche Einbeziehung in die Kapkolonie, wie ſie Molteno vorſchwebte, hat gegenwärtig kaum irgend welche Anhänger in Südafrika, obwohl er an ſich die ſchlechteſte Löſung des Problems nicht wäre; aber es fiele allzu ſchwer hier die gegeneinanderſtehenden lokalen Intereſſen zu überwinden; z. B. hätte Kapſtadt eine ſehr ungünſtige Lage als Hauptſtadt, Bloemfontein wäre der gegebene Mittelpunkt, was an ſich ſchon den heftigſten Widerſtand der Kapkolonie hervorrufen würde. Aber auch der engliſchen Regierung wäre eine einzige ſüdafrikaniſche Kolonie etwas unheimlich, denn deren parlamentariſche Vertretung wäre eine Macht, die man nicht ſo leicht beiſeite ſchieben könnte. Es iſt im Intereſſe Englands die Selbſtändigkeit der einzelnen Kolonien in Südafrika nicht zu ſehr zu ſchwächen, weil es dadurch die Handhabe behält, um vermittelſt einer vorwiegend engliſchen und beſonders loyalen Kolonie wie etwa Natal in die ſüdafrikaniſche Politik einzugreifen, wenn die anderen Kolonien zu ſtarke Selbſtändigkeitsgelüſte zeigen ſollten. Aber auch alle Vorbilder innerhalb des engliſchen „Empires“ weiſen auf eine Föderation und nicht auf eine Aufſaugung durch eine der beſtehenden Kolonien. So liegt alſo das Ziel in einem Zuſammenſchluß, der nach dem Muſter von Kanada enger oder dem der auſtraliſchen „Commonwealth“ lockerer gedacht werden kann.

Betrachtet man die in Südafrika gegebenen natürlichen Bedingungen, ſo zeigt ſich, daß eine Föderation hier viel dringender iſt, als in Auſtralien, wo die Zentren des Wirtſchaftslebens an der Peripherie des Kontinents an der See liegen, während das wirtſchaftliche Rückgrat Südafrikas Johannesburg mitten im Lande bildet, von wo aus die Verkehrsſtraßen nach der Küſte in Natal und der Kapkolonie führen. Die Viehſeuchen-

frage ist ohne einheitliche, von einer Stelle aus geleitete Regelung gar nicht zu lösen. Die Behandlung der Eingeborenen erfordert gleichfalls einheitliche Maßnahmen, jeder Mißgriff in der Eingeborenenpolitik einer Kolonie kann die schwersten Nachteile für alle anderen zur Folge haben. Lord Milners Politik war es nun eine parlamentarische Vertretung einer südafrikanischen „Commonwealth" möglichst lange hinauszuschieben, da er ja für die Haltung einer solchen Körperschaft wenig Garantie hatte, inzwischen aber unter Ausnutzung der augenblicklich England gegebenen Macht möglichst viel an föderativen Einrichtungen unter dem Gesichtspunkte der Festigung englischer Herrschaft so einzuführen, daß später nicht leicht daran gerüttelt werden könnte. Vor allem galt es Milner den Widerstand der Kapkolonie zu brechen, oder vielmehr zu verhindern, daß sie in der Föderationsfrage die Führung übernehme, was ihr ja nach Größe, Bevölkerungszahl und politischer Erfahrung wohl zukäme. Hier hatte er sie in einer Zwangslage, wie er sie günstiger gar nicht wünschen konnte. Im Frühjahr 1903 berief Milner nach Bloemfontein eine Konferenz von Vertretern der Kapkolonie, Natals und der beiden neuen Kolonien behufs Regelung der gemeinsamen Zoll- und Eisenbahnangelegenheiten zusammen. Er vertrat dabei die neuen Kolonien vollkommen nach Gutdünken und konnte auf die Unterstützung Natals ziemlich unbedingt rechnen; die Kapkolonie war also an sich schon vereinsamt. Aber er hatte außerdem noch eine starke Schraube in der Hand, um auf sie zu drücken. Es war in der Zeit, wo man sich in der Kapkolonie goldene Berge von dem Aufschwung versprach, der in Transvaal bevorstehen sollte, und von dem Durchfuhrhandel nach dem Rande alles Heil für

das eigene Wirtschaftsleben erhoffte. Milner brauchte also bloß Lorenzo Marques und Durban gegenüber den Häfen der Kapkolonie auszuspielen, um deren Vertreter gefügig zu machen; wenn die Kapkolonie den Zolltarif nicht annehmen wollte, so stand ihr dies natürlich frei, aber sie blieb damit außerhalb der Zollgemeinschaft, was die Durchfuhr nach Transvaal und den Absatz kapscher Ackerbauprodukte schwer schädigen mußte. In bezug auf die Eisenbahntarife wurde die Übereinkunft geschlossen, daß die Bahnen der Kapkolonie und Natals trotz der verschiedenen Längen der Linien zum gleichen Preise von den Häfen nach Johannesburg verfrachten sollten, der Delagoabahn aber wurde eine Ermäßigung von 15 Mk. auf die Tonne zugestanden, was ja allerdings zu dem Vorteil, den diese Linie infolge ihrer größeren Kürze besitzt, in gar keinem Verhältnisse steht. Trotzdem wird diese Begünstigung in der Kapkolonie auf das Heftigste angegriffen. In Zukunft wird sich dieses Verhältnis aber noch weiter zuungunsten der Kapkolonie verschieben, um so mehr als die neue Swasilandbahn die Leistungsfähigkeit von Lorenzo Marques noch steigern wird; auf die Dauer läßt sich der Verkehr eben nicht in künstliche Bahnen zwängen. Unter demselben Drucke setzte Milner auch den 25% Vorzug für englische Waren für die nach dem Wert verzollten Güter durch.

In kleinerem Stil verfuhr Milner nach dem gleichen Rezept im sogenannten interkolonialen Rat, dem eine Anzahl Transvaal und dem Freistaat gemeinsamer Angelegenheiten untersteht, nämlich Eisenbahnwesen, Constabulary, usw. Er konnte zwar in den ehemaligen Republiken nach Gutdünken schalten, denn eine Auflehnung des von ihm ernannten gesetzgebenden Rats war ganz aus-

geſchloſſen. Indeß erſt die Transvaal verliehene neue Verfaſſung zeigte den tieferen Sinn dieſer Einrichtung, denn der gewählten geſetzgebenden Körperſchaft Transvaals bleibt die Beſchlußfaſſung über die Dinge, die bisher der interkoloniale Rat entſchieden hatte, entzogen. Da aber der ehemalige Freiſtaat noch keinerlei Verfaſſung erhalten hat, weil dort die Buren eine zu ſtarke Mehrheit beſitzen, ſo wird die Regierung in dieſer Körperſchaft noch jahrelang einen gefügigen Helfer finden. Daß daher auch in den neuen Kolonien die Begeiſterung für dieſe Einrichtung, die ein gemeinſames Band um die ehemaligen Republiken ſchlingen ſoll, nicht ſehr groß iſt, läßt ſich leicht verſtehen. Ein Werk der Bloemfonteiner Konferenz iſt endlich die von ihr eingeſetzte Kommiſſion zur Unterſuchung der Eingeborenenfrage, die eine gleichartige Regelung des Eingeborenenwahlrechts vorbereiten und dadurch die Durchführung der Föderation mit parlamentariſcher Verfaſſung ermöglichen ſoll; auch deren Vorſchläge ſtoßen infolge ihrer Halbſchlächtigkeit nirgends auf Gegenliebe. Mit ganz beſonderem Mißtrauen betrachtet man aber in Südafrika alle Föderationspläne der Regierung mit Hinblick auf Rhodeſia. Die Chartered Company iſt mit ihren Geldmitteln ſo ziemlich fertig; ihren Bankrott will die Regierung unter allen Umſtänden vermeiden, aber England ſelbſt möchte auch nicht allzutief in ſeine Taſche greifen. So ſcheint der beſte Ausweg der, Rhodeſia einer der beſtehenden Kolonien anzuhängen, die dazu das Grundkapital der Geſellſchaft, das nur zum Teil für das Land in nutzbringender Weiſe verwendet wurde, als Staatsſchuld übernimmt; die Geſellſchaft ſoll aber dann wohl ihr Landeigentum und die Mineralrechte behalten und von der Laſt der Verwaltung befreit, ſtiege

ſie nach dieſer Vernichtung ihrer Selbſtändigkeit wie ein Phönix aus der Aſche. Der Gedanke an dieſes Danaergeſchenk erweckt wenig Begeiſterung. Elegiſch bemerkte einmal Milner, in der Theorie ſeien die Bewohner der ſüdafrikaniſchen Kolonien alle begeiſterte Föderaliſten, in der Praxis aber die ärgſten Partikulariſten. Vielleicht hat er doch vergeſſen, den Gründen dafür ein wenig nachzugehen; dieſe aber ſind, daß die von Milner befolgte Methode nicht den Beifall der Bevölkerung Südafrikas findet, weil man dort weniger als irgendwo geneigt iſt, ſich von oben oder gar von außen her Maßregeln aufzwingen zu laſſen. Erſt wenn aus dem freien Willen der Bevölkerung heraus eine Föderation geſchaffen worden iſt, wird dieſe auf dauernden und geſunden Grundlagen ſtehen. Der Wille der Bevölkerung aber muß in parlamentariſchen Formen die Möglichkeit finden, ſich auszuſprechen. Dieſen Bedingungen genügt gegenwärtig nur die Kapkolonie und Natal, während Transvaal eben eine repräſentative Verfaſſung erhalten hat, ein Mittelding zwiſchen der abſoluten Verwaltung einer Kronkolonie und der Selbſtverwaltung, wie ſie die Kapkolonie und Natal genießen. Eine Betrachtung der politiſchen Verhältniſſe Transvaals, ſo wie ſie ſich im Parteiweſen und der öffentlichen Meinung ſpiegeln, muß den Weg zeigen, den ſeine politiſche Entwickelung in der nächſten Zukunft nehmen wird; dieſe wird auch für die Ausſichten der Föderation in hohem Maße mitbeſtimmend ſein.

Die Bildung der Burenpartei ‘Het Volk’ habe ich bereits beſprochen; auf engliſcher Seite hat das Mißtrauen gegen die Randmagnaten und die mit ihnen verbündete Regierung zur Bildung der ‘Partei für ver-

antwortliche Regierung' kurz die 'Reſponſibles' genannt, geführt. Die Leiter dieſer Partei ſtehen durchaus nicht etwa im ſchroffen Gegenſatz zum Kapitalismus, wohl aber zu beſtimmten Kapitaliſten; manche, wie Harry Solomon, gehören gewiſſermaßen zur zweiten Garnitur derſelben. Eben deshalb gehört ihnen aber nicht in gleichem Maße das Ohr des Gouverneurs, wie den Vertretern der großen Randhäuſer und um eine Rolle zu ſpielen, bedürfen ſie des parlamentariſchen Apparats. Es kam etwas naiv heraus, als bei dem Bankett, auf dem die Partei der 'Reſponſibles' begründet wurde, einer der Freunde von Harry Solomon dieſen gleich nach deſſen programmatiſcher Eröffnungsrede als den einzig möglichen Premierminiſter der Zukunft feierte; der Dank, mit dem dieſer dafür quittierte, war darum nicht minder aufrichtig. Vor allem verſuchen die 'Reſponſibles' natürlich möglichſt viele Anhänger zu gewinnen, und ihr Programm bemüht ſich, ſoweit es über den Hauptpunkt: die ſofortige Einführung verantwortlicher Regierung hinausgeht, möglichſt allen Unzufriedenen etwas zu verſprechen. In gewiſſen Dingen, wie zum Beiſpiel der Chineſenfrage, legen ſie ſich allerdings Zurückhaltung auf und verlangen zunächſt nur eine eingehende Unterſuchung der Frage. In bezug auf die Indier ſtehen ſie auf dem Standpunkt der Nationalkonvention von Pretoria; im übrigen reden ſie dem allgemeinen Stimmrecht das Wort. Im allgemeinen hat man freilich den Eindruck, daß die Gewinnung der Macht und die Einführung der Selbſtregierung weitaus im Vordergrunde ihrer Beſtrebungen ſteht.

Die von der engliſchen Regierung Transvaal gewährte Verfaſſung hat die 'Reſponſibles' nun veranlaßt,

mit der Burenpartei ein Wahlkompromiß zum Zwecke gemeinsamen Vorgehens beider Parteien abzuschließen. Die Buren haben dabei von den ‘Responsibles’ das nationale Zugeständnis erhalten, daß die Unterrichtssprache in den nnteren Jahrgängen der Volksschulen auf Verlangen der Eltern holländisch sein sollte. Hingegen gaben die ‘Responsibles’ in einem anderen Punkte, der für die Buren von großem Belange ist, nämlich der Verteilung der Wahlkreise nicht nach. Die neue Verfassung stellt sich nämlich auf den Standpunkt, daß die Wahlkreise möglichst gleich viel Wähler umfassen sollen, und zu diesem Zweck vor jeder Wahl eine Neueinteilung der Kreise stattzufinden habe. An sich haben die Buren natürlich recht, wenn sie es als Ungerechtigkeit empfinden, daß die Stimme eines Farmers mit großer Familie nicht mehr bedeuten soll, als die eines seit kurzem erst am Rande angesessenen unverheirateten Mannes. Aber der Streit über Vernünftigkeit oder Unvernünftigkeit von Wahlsystemen ist stets ziemlich unfruchtbar und in diesem Falle hat das von der englischen Regierung Vorgeschlagene jedenfalls den äußeren Schein, gut demokratisch zu sein, für sich. Die Regierung bezweckte natürlich dadurch das zahlenmäßige Übergewicht der englischen Bevölkerung recht zur Geltung zu bringen. Und die ‘Responsibles’ müßten Selbstmord an ihren eigenen Parteiinteressen begehen, wenn sie sich gegen dieses ihnen auch zugute kommende System auflehnen wollten. Mit dieser Wahlordnung und der Tatsache, daß sie sich zahlenmäßig in der Minderheit befinden, werden sich die Buren abfinden müssen. Ursprünglich erklärten sie mit großem Nachdruck, sie würden sich an den Wahlen für eine Volksvertretung unter repräsentativer Regierungsform überhaupt nicht beteiligen; verantwortliche

Regierung sei ihnen in Friedensvertrag zugesichert worden, sie wollten diesen Zeitpunkt abwarten, vorher aber nicht die Verantwortlichkeit für Maßregeln übernehmen, auf die sie keinen genügenden Einfluß hätten. Indeß beweist bereits das Abkommen mit den 'Responsibles', daß die Leiter der Burenpartei entschlossen sind, ihren Anhängern die Beteiligung an der Wahl zu empfehlen; und wenn der Parteikongreß im Juli auch die Entscheidung bis zu dem Zeitpunkte verschoben hat, wo die vollzogene Einteilung der Wahlkreise eine Übersicht über die Aussichten der Buren bei den Wahlen gestattet, so ist dies sicherlich nicht mehr als ein geschickter taktischer Schachzug; die endgültige Entscheidung wird doch zugunsten der Wahlbeteiligung ausfallen. In der Tat wäre die Wahlenthaltung ein schwerer Fehler und die Burenführer sind zu klug, um das nicht einzusehen. Geben sie die Losung der Wahlenthaltung aus, dann würde es der Regierung nicht schwer fallen, eine, wenn auch kleine, opportunistische Burenpartei zu schaffen, die sich auf ihre Seite stellt; ferner hätten die 'Responsibles' dann wenig Aussichten, viele Vertreter ihrer Partei in die gesetzgebende Versammlung zu bekommen und die Regierung bekäme in dieser Versammlung eine überwältigende Mehrheit.

Unabhängig von 'Het Volk' und den 'Responsibles' sind die weißen Arbeiter in Gewerkschaften nach englischem Muster organisiert, die ihrerseits wieder eine gemeinsame Spitze im „Trades and Labour Council" haben; etwa 5000 weiße Arbeiter am Rande gehören dieser Organisation an, die politisch als Arbeiterpartei selbständig bleiben, im übrigen aber mit 'Het Volk' und den 'Responsibles' zusammenwirken will. Außerhalb des

Rands hat die Partei keine Bedeutung, hier aber wird sie zweifellos im Verein mit den verbündeten Parteien einige Kandidaten aufstellen.

Diesen drei verbündeten Parteien stehen nun die Anhänger der Regierung und der Randmagnaten gegenüber, die sich zu der ‘progressiven Partei’, dem Seitenstück der gleichen Partei in der Kapkolonie, zusammengeschlossen haben. Wenn man lediglich nach der Stimmung der Massen urteilen wollte, so könnte man meinen, daß dies eine Partei von Offizieren ohne Soldaten sei. Aber man darf nicht vergessen, daß sie Machtmittel genug besitzt, um für die Wahl Soldaten zu pressen und deshalb ist ein Erfolg der drei verbündeten Oppositionsparteien am Rande alles eher als sicher. Da nun der Verfassungsentwurf bestimmt, daß im ganzen 30 bis 35 Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung gewählt und 6 bis 9 von der Regierung ernannt werden sollen, so kann man unter Abrechnung der Ausländer annehmen, daß im Gesamtdurchschnitt auf je 19 000 weiße Einwohner 1 Abgeordneter kommen wird. Am Rande wird die Zahl der Wähler im Verhältnis zur Bevölkerung viel größer sein als in den übrigen Bezirken, da hier eine große Zahl von unverheirateten Leuten vorhanden ist, die die Bedingungen für das Wahlrecht (Grundbesitz im Werte von 2000 Mk. oder 200 Mk. Mietsertrag oder ein Einkommen von 2000 Mk. jährlich) erfüllen; es dürften demnach auf das Gesamtgebiet des Johannesburger Minendistriktes (also mit Einschluß von Krügersdorp) mit seinen 125 000 weißen Bewohnern mindestens 16 bis 18 Sitze entfallen. Nun können nicht nur die Angehörigen der Constabulary, sondern auch Soldaten und Offiziere der imperialen Truppen Wähler sein;

machen sie von diesem Rechte Gebrauch, dann wird die freie Wahl überhaupt illusorisch, denn es handelt sich hierbei um etwa 15 000 Mann, die sämtlich das für Wähler vorgeschriebene Mindesteinkommen besitzen. Indeß ist die Erbitterung über diese Bestimmung auch in englischen Kreisen so groß, daß man annehmen kann, Lord Selborne, der bisher die Rolle des Friedensengels zu spielen bemüht ist, werde einen Ausweg finden, der dieses Wahlrecht gegenwärtig nicht in Wirksamkeit treten läßt, ohne es grundsätzlich preiszugeben. Aber selbst in diesem Falle sind die Aussichten der Progressiven nicht gerade ungünstig; und es genügt schon, wenn sie 12 Sitze am Rande erobern, um im Verein mit den von der Regierung ernannten Mitgliedern eine Mehrheit zu bilden. In allen anderen Distrikten des Landes haben die mit den 'Responsibles' vereinigten Buren gute Aussichten, in den meisten davon auch ohne erstere wohl die Mehrheit. Es wird aber ein politisch kluger Schachzug von ihnen sein, wenn sie im Zugeständnis von Mandaten den 'Responsibles' gegenüber möglichst entgegenkommend sind, denn einerseits kommt es, wenn sie doch eine Minderheit bilden, für sie nicht so sehr darauf an, ob sie einen etwas größeren oder geringeren Anteil davon ausmachen, andererseits weist ihr Interesse nachdrücklich darauf hin, die 'Responsibles' und damit die ganze Oppositionsbewegung gegen die Regierung im englischen Lager möglichst zu stärken.

Scheinen nun auch die Aussichten der englischen Regierung das Land mit Hilfe einer gefügigen Mehrheit in der neuen gesetzgebenden Versammlung auch fernerhin ziemlich unbeschränkt zu beherrschen, nicht gerade schlecht, so leidet die Sache doch an zwei bedenklichen Schwächen: zunächst schreit eine Verfassung, wie die jetzt gegebene,

an ſich ſchon nach Umgeſtaltung im liberalen Sinne. Nach dieſer Verfaſſung ſind eine Reihe von Gegenſtänden, die dem interkolonialen Rat vorbehalten bleiben, von der Beſchlußfaſſung durch die geſetzgebende Verſammlung ausgeſchloſſen; und dazu gehören nun gerade ſo wichtige Dinge, wie das Eiſenbahnbudget, das die Haupteinnahmequelle des Landes bildet und für deſſen Wirtſchaftsleben von der größten Bedeutung iſt, die Verfügung über die Conſtabulary, uſw. Aber das Budgetrecht der Verſammlung unterliegt noch weiteren Beſchränkungen; der Vorſitzende wird nicht gewählt, ſondern es iſt der Gouverneur oder ſein Stellvertreter; ſchließlich behält ſich die Regierung noch vor, die Verfaſſung zu verändern oder zu widerrufen; kurz und gut, ſie kann nach wie vor machen, was ſie will. Dieſes Parlament muß einen natürlichen Hang haben, ſeine Rechte zu erweitern und jedes Streben danach iſt der Volkstümlichkeit von vornherein ſicher. Der zweite, noch viel empfindlichere Punkt iſt indeß, daß die Regierung ſich auf ihre Bundesgenoſſen, die Kapitaliſten und deren Anhang keineswegs unbedingt und für alle Zeiten verlaſſen kann. Kommt eine liberale Regierung in England ans Ruder, ſo hat dieſe zwei Wege vor ſich: entweder ſie tut wirklich etwas im Sinne der großen Reden, die ſie in der Wahlzeit geführt hat; die Chineſeneinfuhr am Rande iſt ja eines ihrer zugkräftigſten Schlagworte. Es iſt freilich nicht anzunehmen, daß eine liberale Regierung nun ſofort mit ſcharfen Mitteln, wie etwa dem Verbot weiterer Chineſentransporte dazwiſchenfahren wird; einige liberale Führer haben ja ſchon angedeutet, daß ſie ſich das Hintertürchen einer Kommiſſion, die die Sache unterſuchen ſoll, offenhalten wollen. Aber auch dies ſtört die geſchäftlichen Berech-

nungen der Randkapitaliſten ſehr empfindlich, und beunruhigt den Sharemarkt, ſo daß die Kapitaliſten ſich zum mindeſten nach Bundesgenoſſen bei den anderen politiſchen Parteien Transvaals umſehen werden, um ihren Vorſtellungen bei der engliſchen Regierung größeren Nachdruck zu geben. Ein anderer Ausweg iſt der, daß die Liberalen die Verantwortung überhaupt von ſich abwälzen und Transvaal verantwortliche Regierung zugeſtehen. Dann ſind die Kapitaliſten erſt recht darauf angewieſen, ſich Bundesgenoſſen zu ſuchen, die dann die wegfallenden ernannten Mitglieder der geſetzgebenden Verſammlung erſetzen müſſen. Auch in dieſem Falle ſind gewiſſe Eingriffe der engliſchen Regierung, die von den verſchiedenſten Seiten in Transvaal unangenehm empfunden werden würden, nicht ausgeſchloſſen. In der engliſchen liberalen Partei finden allerlei politiſche Einſpänner ihre Unterkunft. In bezug auf Geſchloſſenheit kann ſie ſich in keiner Weiſe mit der konſervativen vergleichen. Zweifellos iſt bei den Liberalen auch der Einfluß der Miſſionskreiſe von Exeter Hall recht beträchtlich. Eine Einmiſchung in die Eingeborenenfrage in Südafrika, für die ſich dem Statthalter insbeſondere mit Rückſicht auf ſeine Befugniſſe in den Territorien mannigfache Handhaben bieten, kann nicht nur die geſchäftlichen Intereſſen der Randkapitaliſten verletzen, ſondern auch den Widerſpruch der überwältigenden Mehrheit der weißen Bevölkerung Südafrikas hervorrufen; kurz und gut, es ſind eine Reihe von Gründen vorhanden, die den Kapitaliſten die Frage nahe legen können, ob es denn für ſie nicht viel verſtändiger ſei, ſich durch Verbindung mit anderen Parteien in Transvaal ſelbſt dauernden Einfluß auf die Leitung der Kolonie zu ſchaffen, mag dies auch nur gegen

Zugeſtändniſſe ihrerſeits möglich ſein, als auf die wechſelnden Regierungen in England ihre ganze Politik aufbauen zu müſſen.

Es iſt nicht ohne Intereſſe zu unterſuchen, wo die Kapitaliſten dann am eheſten Anſchluß finden können. Ich glaube, daß die gegenwärtige Politik der Burenführer ſehr zweckmäßig und geſchickt iſt. Sie unterſtützen alle die Forderungen, die unter der weißen Bevölkerung im allgemeinen volkstümlich ſind, machen ſich dadurch Freunde und bahnen ſich den Weg zur politiſchen Macht. Zudem wäre es ihnen gegenwärtig ſowieſo nicht möglich, ſich mit den Kapitaliſten zu verſtändigen, denn dieſe ſind augenblicklich noch der Regierung verpflichtet; wenn ſie ſich andererſeits den Kapitaliſten nähern wollten, ſo läge die Gefahr nur allzu nahe, daß ſie ſich damit lediglich kompromittieren und ſchließlich zwiſchen zwei Stühlen ſetzen würden. Es iſt aber keineswegs geſagt, daß damit die politiſche Haltung beider Teile für alle Zeiten feſtgelegt iſt, und ein Frontwechſel iſt gerade da, wo alles noch in Geſtaltung und im Werden iſt, nicht allzu ſchwierig. Sieht man ſich die Tendenzen der Parteien in großen Zügen an, ſo werden die Buren neben dem Beſtreben, ſich national zu erhalten, immer eine konſervative, auf die Intereſſen der Landwirtſchaft bedacht nehmende Politik verfolgen müſſen. Die Kapitaliſten haben neben dem Intereſſe der Entwickelung ihrer Induſtrie vor allem auch das Beſtreben, Herrn im eigenen Hauſe zu bleiben, ihre Angeſtellten und Arbeiter nicht zu einer politiſchen Macht werden zu laſſen, die ſich gegen ſie kehrt und ihre wirtſchaftlichen Kreiſe ſtört. Die ‘Reſponſibles’ aber werden naturgemäß die Intereſſen einer mehr fluktuierenden, in ihrem wirtſchaftlichen Beſtande weniger

gefeſtigten Bevölkerung vertreten müſſen, deren Beſtrebungen meiſt eine Spitze gegen die Kapitaliſten, mitunter aber auch gegen die Landbevölkerung haben dürften. Auf beſtimmte Fälle der Intereſſengemeinſchaft zwiſchen Buren und Kapitaliſten, die ſich jetzt ſchon offenkundig äußern, möchte ich hier hinweiſen: das neue Diamantengeſetz iſt zweifellos den Buren ebenſo zuſtatten gekommen wie den Kapitaliſten, weil es ihren Beſitz, ſofern er Edelſteine enthält, einen viel größeren Wert verleiht, da es dem Beſitzer einen größeren Anteil an der Ausbeute zugeſteht, als früher. Das iſt nun nicht etwa deshalb bedeutungslos, weil ſchließlich unter hundert und mehr Farmen ſich kaum eine befindet, die zahlbaren Diamantengrund enthält. Bei dem Eifer, mit dem nach der Entdeckung der Premiermine auf die Diamantenſuche gegangen worden iſt, hat ſich der Preis für die Mineralrechte auf den Farmen natürlich allgemein erhöht. Eine zweite Intereſſengemeinſchaft bildet ſich zwiſchen den Buren und den großen Landgeſellſchaften heraus, die neben ihnen mehr und mehr die einzigen Beſitzer des platten Landes werden. Letztere genießen zum Beiſpiel die im Friedensvertrag von Vereeniging für das platte Land ausbedungene Steuerfreiheit ſehr zu Unrecht mit, trotzdem ſie für die wirtſchaftliche Erſchließung des Landes wenig leiſten und vom volkswirtſchaftlichen Standpunkt eine Beſteuerung ihres brach liegenden Landes recht wohl gerechtfertigt wäre. Aber wie dem auch ſei, ſollte irgendeine Regierung mit Beſteuerungsprojekten des Landes hervortreten, ſo wird ſie Buren und Landgeſellſchaften zu gemeinſamer Abwehr vereinigt finden.

In beiden Fällen gehen die Intereſſen des kleinen weißen Mannes in den Städten in ganz andere Richtung.

In einer dritten Frage, der der Behandlung der Eingeborenen, ist das zwar nicht im gleichen Maße der Fall. Aber auch hier ist das gemeinsame Interesse an einer kräftigen Eingeborenenpolitik bei Buren und Kapitalisten besonders stark. Endlich steht das nationale Interesse der Buren mit den Tendenzen der 'Responsibles' nicht sonderlich im Einklang. Letztere schieben die These: „Südafrika, ein Land des weißen Mannes" in den Vordergrund. Nach ihrer Meinung sollte so viel Arbeit wie immer möglich von Weißen geleistet werden; der Natur der Sache nach müßte eine Erreichung dieses Ziels eine starke Zunahme der Einwanderung, vor allem von Engländern, zur Folge haben. Nun ist der gute Wille der Buren mit diesen Engländern im Frieden zusammen zu leben, zwar nicht zu bezweifeln, und die Anpassung dieser Einwanderer an die südafrikanischen Verhältnisse mag ja aus einem Teil von ihnen auch recht gute dauernde Bundesgenossen machen. Aber ebenso sicher ist, daß dieser Prozeß durch eine starke Masseneinwanderung sehr verlangsamt würde und je größer die Zahl der Engländer ist, die im Lande wohnt, möge ihnen im übrigen auch jede feindselige Gesinnung gegen die Buren ferne liegen, desto mehr drückt das natürliche Gewicht der Masse sie zur Seite und erschwert ihnen die nationale Behauptung. Mit Rücksicht auf eine fernere Zukunft, in der auch die Buren sich voraussichtlich mehr im Handel betätigen werden, ist es ja sicherlich gerechtfertigt, wenn sie ihrerseits auch gegen die indischen Händler Stellung nehmen. Aber vom Standpunkt einer nur dem augenblicklichen Bedürfnis angepaßten Politik ließe es sich wohl rechtfertigen, wenn sie sich den Indiern gegenüber duldsam verhielten; denn schließlich drückt der

Wettbewerb der Kulis doch die Warenpreiſe und macht engliſche Händler entbehrlich, die gleichzeitig auch Wähler ſind. Alles in allem genommen: wenn die Kapitaliſten ganz nach ihrem Gutdünken ſchalten, die Minen mit den billigſten Arbeitskräften: Eingeborenen, Chineſen, Indiern ausbeuten wollten, die nach getaner Arbeit das Land wieder verlaſſen, rein vom nationalen Standpunkt aus wäre dies für die Buren ſicherlich das Schlechteſte nicht.

Indeß ſind auch den Kapitaliſten in der Betätigung derartiger Abſichten Grenzen gezogen; und den Buren ſteht, ſoweit ſie Zukunftspolitik überhaupt treiben mögen, die Blüte und Entwickelung ihres Landes doch höher, als die um ſolchen Preis erkaufte Selbſterhaltung. Sie haben guten Grund zu der Annahme, daß ſie ſich mit den im Lande bleibenden Engländern verſtändigen und mit deren Hilfe jenes Maß politiſcher Freiheit und perſönlicher Unabhängigkeit erkämpfen werden, das ihnen ein Lebensbedürfnis iſt. Doſtojewski behauptet in ſeinen „Memoiren aus einem Totenhaus“, es gebe zwei Arten von Ruſſen in Sibirien: die einen gingen dahin, um Karriere oder Geld zu machen, verwünſchten das Land und ſuchten möglichſt bald aus demſelben wieder fortzukommen, die anderen aber, „die das Leben erkannt hätten“, die blieben da, liebten das Land und ſehnten ſich von dort nicht wieder weg. Ich meine, es muß in ähnlicher Weiſe auch zwei Arten von Engländern in ihrem Verhältnis zu Südafrika geben. Die einen ſehen das Leben dort wie eine Verbannung an, pendeln immer zwiſchen England und Südafrika hin und her, und ſtreben danach, möglichſt bald wieder dauernd ihr Heim in England aufzuſchlagen. Die aber, die an die Scholle mehr gebunden ſind, die Südafrika mit ſeiner eigenartigen, grau-

ſamen und dabei doch ſo herrlichen Natur lieben gelernt haben, machen bald eine eigenartige Umwandelung durch. „Ein Bekannter von mir“, ſo erzählte mir ein Engländer, der ſeit über zwanzig Jahren in Südafrika lebt, „ein ſehr fortſchrittlicher Farmer und Viehzüchter hatte die Abſicht, eine engliſche Rinderraſſe in Südafrika rein zu ziehen. Er ließ ſich Bullen und Kühe aus England kommen, er ließ keine Kreuzung mit einheimiſchen Tieren zu, aber ſiehe da, nach zehn bis zwölf Jahren, da waren die Nachkommen der englichen Vorfahren keine Shorthorns mehr, ſie hatten große Hörner und glichen in den meiſten Stücken ganz dem gewöhnlichen ſüdafrikaniſchen Rind. Sehen Sie, das iſt das Schickſal von uns Engländern in Südafrika. Ich fühle es ſelbſt, wie mich ſchon der zwanzigjährige Aufenthalt in dieſem Lande in meinem ganzen Fühlen und Denken verändert hat und fühle noch mehr, wie viel weiter dies noch bei meinen Kindern gegangen iſt.“ In der Tat iſt es auffallend zu ſehen, wie zum Beiſpiel im Freiſtaat, wo die Engländer zu irgendwelchen Beſchwerden über die politiſche Verwaltung des Landes und über Zurückſetzung keinen Anlaß hatten, ſo viele Engländer ſchon in der erſten Generation zu guten Afrikandern geworden ſind. Der wiederholt erwähnte Colonel Thomas ſchildert in ſeinem Buche, wie er im Kriege an der Einnahme eines Ortes im Freiſtaat teilgenommen habe. Ein alter engliſcher Farmer, der ſeit vielen Jahren im Lande lebte, begrüßte die engliſchen Truppen und war, wie Thomas meint, zwar wohl erfreut über den Sieg der engliſchen Waffen, als aber die Engländer dann die freiſtaatliche Flagge herunterholten, um den Union Jack zu hiſſen, da ſagte er unter Tränen: „Glaubt mir, es war die beſte kleine Flagge, die die Welt je geſehen

hat". Dieſe Afrikaniſierung vollzieht ſich aber nicht nur an engliſchen Farmern, ſondern auch an gebildeten Leuten, Ärzten, Kaufleuten, Landmeſſern, uſw. In Bloemfontein lud mich einer der Burenführer einmal ein, um mich, wie er ſagte, mit den beſten Leuten der Afrikander des Freiſtaats bekannt zu machen; die Hälfte der Männer, die ich bei dieſem Anlaſſe kennen lernte, trug engliſche Namen. Mitunter ſtellt ſich die im Lande geborene Generation in ihrer Geſinnung gegen die eingewanderten Väter. Ein gutes Beiſpiel dafür gibt die Wandlung, die das jetzige Burenblatt des Freiſtaats, der 'Friend', durchgemacht hat. Dieſes Blatt war unter der alten Regierung das Organ der engliſch geſinnten Oppoſition gegen die herrſchende Partei. Der Verleger, ein Herr Barlow, verließ während des Krieges Afrika; aber es ſchien, daß dieſem Blatte nie das Schickſal beſchieden ſein ſollte, mit der am Ruder befindlichen Regierung einer Meinung zu ſein, denn nun übernahm der junge Barlow, das Blatt, das er ſeinerſeits zum Organ der Burenpartei machte. Ein junger Rechtsanwalt, der erſt wenige Jahre im Lande war, wies meine Frage, ob er Engländer ſei, mit Entrüſtung zurück, und erklärte, er ſei Ire; dabei hatte er den ausgeſprochenſten engliſchen Geſichtstypus und war ſicherlich ein 'Ulſterman', d. h. aus dem von Engländern beſiedelten proteſtantiſchen Teile Irlands. In ſeiner Geſinnung aber war er bereits Afrikander mit Leib und Seele. Ein andermal traf ich einen jungen Mann, der ſeiner Abſtammung nach Engländer reinſten Waſſers war und aus den beſten Geſellſchaftskreiſen ſtammte; ich möchte bezweifeln, ob ſeine Mutter überhaupt holländiſch ſpricht. Er ſelbſt aber war ſolch ein glühender Afrikander, daß er kaum dazu zu bewegen

war, ſelbſt mit mir engliſch zu ſprechen, obwohl er ſah, daß es mir geläufiger war, als holländiſch. Ich gebe zu, daß gerade derartige Fälle, wo direkt der nationale Charakter des einzelnen verändert wird, zu den Ausnahmen gehören mögen. Für die engliſche Sache in Südafrika liegt aber gerade darin die große Gefahr, daß die Aufgabe irgendeiner nationalen Eigenart, insbeſondere in ſprachlicher Beziehung, mit dem Geſinnungswechſel, der aus dem engliſchen Imperialiſten einen Engliſch-Afrikander macht, in gar keiner Weiſe verbunden iſt. Der einzige Unterſchied in ſprachlicher Beziehung beſteht höchſtens darin, daß der Engliſch-Afrikander auch die holländiſche Umgangsſprache lernt und ſich ihrer wohl auch im Verkehr mit Buren bedient, weil er ſich ihnen dadurch vertraulich nähergerückt fühlt. Aber der Bur ſeinerſeits wird den Gebrauch ſeiner Sprache durch den Engländer nie erzwingen, ſofern er ſelbſt ausreichend engliſch kann, und ſo geht im Geſpräch der Gebrauch beider Sprachen ziemlich willkürlich durcheinander.

Wie ſehr dem engliſchen Farmer mit ſeinen buriſchen Berufsgenoſſen Intereſſengemeinſchaft verbindet, die auf gemeinſame politiſche Betätigung hinweiſt, habe ich ſchon wiederholt angemerkt. Aber es gibt auch eine Reihe von Fragen, wo ſtädtiſche und ländliche Bevölkerung ziemlich einig ſind, vor allem einig in der Überzeugung, daß ſie die Dinge beſſer zu ordnen verſtehen, als das engliſche Kolonialamt. Es iſt recht bezeichnend, daß bei dem Begrüßungsbankett für den neuen Statthalter, Lord Selborne, der Bürgermeiſter von Pretoria, ein Engländer, erklärte, daß die Bevölkerung zwar in vielen Dingen in Parteien geteilt, in manchen aber, wie zum Beiſpiel der Frage der Eingeborenenpolitik, durchaus einmütig ſei;

ein deutlicher Wink mit dem Zaunpfahl nach Downing Street hin! Aber ich habe auch bereits auf andere Angelegenheiten hingewieſen, wo die engliſchen imperialen Intereſſen ſchnurſtracks denen der Bewohner der Kolonie zuwiderlaufen, wie zum Beiſpiel in der Frage der indiſchen Händler. Ferner der Kriegskoſtenbeitrag von 600 Millionen, den Transvaal an England leiſten ſoll! Gelegentlich wird auch angedeutet, daß es eine „Ehrenpflicht“ für die Oranjeflußkolonie ſei, bei Gelegenheit ihrerſeits auch noch eine „Dankesſchuld“ von 80 Millionen abzuſtatten. Transvaal wäre ja wohl in der Lage, dieſe Laſt zu tragen; aber es iſt doch immer Geld, das aus dem Lande fließt und in irgendeiner Form trifft die Zinszahlung und Tilgung dieſer Schuld doch den Bewohner der Kolonie. Kann man es unbegreiflich finden, daß er für die „moraliſche Pflicht der Dankbarkeit“, die ihm von England vorgehalten wird, wenig Verſtändnis beſitzt, wenn er — freilich zu ſpät — erkennt, daß der Krieg ihn durchaus nicht in ſo dankenswerte Lage im Vergleich mit dem früheren Zuſtand gebracht hat?

Ein anderes Beiſpiel iſt der Vorzug von 25 %, den britiſche Waren innerhalb der Zollgemeinſchaft bei allen nach dem Wert verzollten Gütern genießen. Da dieſer Wertzoll bei den meiſten Waren nur 10 % beträgt, ſo hat ſich bisher in der Praxis dieſe Vergünſtigung nicht ſo überaus bedeutungsvoll erwieſen; denn bei dem hohen Gewinn mit dem man beim Handel in Südafrika ſowieſo rechnet, macht dieſer Unterſchied von $2\frac{1}{2}$ % vom Wert ſo ſehr viel nicht aus. Trotzdem nun aber von der geſamten Einfuhr Südafrikas im Jahre 1904 62,4 % aus England und 13,9 % aus britiſchen Kolonien ſtammte, iſt man in England mit dieſem bisherigen Zuſtand immer

noch nicht zufrieden, und an die nächste Zollkonferenz wird zweifellos die Zumutung herantreten, die England zu gewährende Vergünstigung noch weiter, etwa auf 50% heraufzusetzen. Nun ist es klar, daß bei dem hohen Anteil Englands an der südafrikanischen Einfuhr dies dann schon einen recht beträchtlichen Ausfall in den Einnahmen der Kolonien bedeutet, der insbesondere in Zeiten des allgemeinen Rückgangs der Staatseinnahmen, wie gegenwärtig, recht empfindlich wirken kann; für das abgelaufene Jahr wurde er selbst bei dem gegenwärtigen Zustande für die Kapkolonie auf etwa 8 Millionen Mark geschätzt. Im übrigen zeigt sich gerade in dem Verhältnis Südafrikas zu England recht deutlich, welche Schwierigkeiten dem Chamberlainschen Plan einer größerbritischen Zollunion entgegenstehen. Ich wohnte im November vorigen Jahres einer öffentlichen Versammlung in Johannesburg bei, in der einer der Flügeladjutanten Chamberlains und Mitglied des englischen Unterhauses, Sir Gilbert Parker Propaganda für seines Herrn und Meisters Idee in Südafrika zu machen suchte. Man mußte an der rednerischen Begabung des Mannes seine helle Freude haben, und von diesem Standpunkt aus wurde dem Hörer ein wirklicher Genuß geboten; es lag also wirklich nicht an der Ungeschicklichkeit des Redners, daß die Schwäche seiner Argumente so klar zutage lag. Er hielt nämlich die Rede, die er offenbar in England schon recht oft mit gutem Erfolg gehalten hatte; er schilderte, in welche schlechte Lage die englische Industrie durch die Schutzzölle der anderen Staaten, insbesondere Amerikas und Deutschlands geraten sei, wie sie selbst im eigenen Lande dem fremden Wettbewerb wehrlos preisgegeben sei. Hatte Parker nun zwar recht aus-

führlich dargelegt, wie viel Nutzen England von einem Zollverein mit den Kolonien haben würde, ſo gab er doch darüber keine Auskunft, welchen Vorteil etwa Südafrika davon haben könnte. Das einzige, was er hier anführen konnte, war die Ausfuhr des kapſchen Weines; aber einer Vorzugsbehandlung für dieſen läge auch jetzt ſchon nichts im Wege, da ja England einen ſehr hohen Finanzzoll auf Spirituoſen erhebt. Was ſonſt aus Südafrika nach England verführt werden kann, wie zum Beiſpiel Schafwolle, kann als notwendiges Rohprodukt für die engliſche Induſtrie weder für Zoll noch Vorzugszoll in Frage kommen oder es iſt, wie bei Straußenfedern, eine Vorzugsbehandlung ohne praktiſche Bedeutung. Will Südafrika in irgendeinem Zweige zur Gründung eigener Induſtrien übergehen, ſo durchlöchert der Vorzugstarif für Waren engliſcher Herkunft jeden Schutzzoll, der die neue Induſtrie fördern ſoll; handelt es ſich andererſeits um Waren, bei denen an eine Herſtellung im Lande nicht zu denken iſt, ſo geht das natürliche Intereſſe der Bevölkerung dahin, dieſe möglichſt wohlfeil von wo immer her zu erhalten, d. h. alſo möglichſt viele Wettbewerber auf den Markt zuzulaſſen. Der Vorzugszoll für engliſche Erzeugniſſe bedeutet dann weiter nichts als einen Tribut, den die Bevölkerung Südafrikas ohne irgendwelche Gegenleiſtung an England bezahlt. Damit ſind ja übrigens die Zumutungen, die von ſeiten der engliſchen Imperialiſten an Südafrika geſtellt werden, nicht erſchöpft; ſie verlangen auch eine Beitragsleiſtung für die engliſche Flotte, ſchließlich wird man wohl auch Beiträge zu den Koſten der Unterhaltung der imperialen Truppen in Südafrika fordern, uſw.

Es gibt meines Erachtens kaum irgendwelche

Gegenwerte, die die südafrikaniſche Bevölkerung all dieſen Opfern geneigt machen könnten. Werden ſie, ſo wie dies bis jetzt insbeſondere in der Zollpolitik der Fall war, dem Lande aufgezwungen, ſo erregt dies an ſich bereits den Widerwillen der Bevölkerung. Kaum iſt Milner weg und ſein künſtliches Gebäude fällt zuſammen, wie ein Kartenhaus; das Kapparlament hat Beſchlüſſe gefaßt, die praktiſch auf eine Nichterneuerung der Zollunion im nächſten Jahre hinauslaufen; und Dr. Jameſon ging, um ſich ſein Portefeuille zu erhalten, ſoweit, einen Tarifkrieg gegen die Delagoabahn anzukündigen, wenn die Wünſche der Kapkolonie keine Berückſichtigung fänden. Die Bewegung nach Selbſtverwaltung iſt gar nicht aufzuhalten. Der Engländer iſt daran viel zu ſehr gewöhnt, und der koloniale Engländer iſt von einem ganz beſonders ſtarken Selbſtbewußtſein und Selbſtvertrauen erfüllt. Die Buren ſind dabei ſeine natürlichen Bundesgenoſſen. Lebt der Engländer längere Zeit im Lande, dann gewinnt er auch ein beſſeres Urteil über ſeine buriſchen Landesgenoſſen, als dies vom grünen Tiſche des engliſchen Kolonialamts aus möglich iſt. Er hält das Mißtrauen gegen ſie, mit dem man in England die Vorenthaltung weitergehender Rechte an die neuen Kolonien zu rechtfertigen ſucht, für unbegründet, er traut ſich ſebſt zu, mit ihnen fertig zu werden, ohne daß darunter die Aufrechterhaltung der britiſchen Oberherrſchaft leidet. Die Taktik der Burenpolitiker kommt dem ſehr entgegen, das törichteſte, was dieſe machen könnten, wäre es, jetzt die Unverſöhnlichen zu ſpielen und grollend beiſeite zu ſtehen. Je länger England aber dem Streben nach Selbſtverwaltung widerſtrebt, deſto mehr ſteigert es den Drang nach Selbſtändigkeit in dieſen englichen Kreiſen

Südafrikas und ſchmiedet ſie mit den Buren enger zuſammen.

Welche Belaſtungsprobe könnte nun aber die Anhänglichkeit dieſer Engländer wohl vertragen, d. h. wann kommt vorausſichtlich der Moment, wo ſich in dieſen Kreiſen das Widerſtreben gegen die fortdauernde Bevormundung durch das engliſche Mutterland ſo ſteigert, daß ſich das Programm: Selbſtverwaltung unter der engliſchen Krone, dahin verwandelt: Selbſtverwaltung unter eigener Flagge? „Das Wechſelverhältnis zwiſchen Kolonie und Mutterland," ſagt Heinrich von Treitſchke, „gehört zu den feinſten Problemen der Geſchichte und man ſoll ſich hier hüten, Naturgeſetze finden zu wollen, in der hiſtoriſchen Welt, das will heißen in der Welt der Freiheit. Niemand wird heute behaupten wollen, daß Kolonien ſich notwendig losreißen müſſen vom Mutterlande. Daß Kanada dies einmal tun wird, iſt wahrſcheinlich, vor allen Dingen weil der beſte Teil Kanadas franzöſiſch iſt. Ob dagegen Auſtralien ſich je losreißen wird, iſt mehr als zweifelhaft. Eine einigermaßen kluge, engliſche Politik würde das wohl verhindern können. Es käme darauf an, welche Männer in England und Auſtralien am Ruder ſind, und wie ſie die Zeichen der Zeit erkennen." Nichts kennzeichnet die Schwierigkeiten, von denen Treitſchke ſpricht, beſſer, als daß gerade er hier ein Motiv zugunſten der Losreißung Kanadas von England anführt, das man von Kennern kanadiſcher Verhältniſſe mit, wie mir ſcheint, ſehr triftiger Begründung in entgegengeſetzter Richtung verwenden hört. Gerade die franzöſiſchen Kanadier ſind trotz oder gerade wegen ihrer franzöſiſch-nationalen Eigenart, die ſie ſich in ſtarkem Maße bewahrt haben, die ſtärkſten Stützen für die Erhaltung der Bande

zu England, weil ihre Sprache und Eigenart gegenwärtig in Kanada durch die Verfassung ausreichend geschützt ist, während sie bei einem Anschluß an die Vereinigten Staaten im angelsächsischen Meere unterzugehen fürchten. Auch die Festigung der Beziehungen zwischen Australien und England, die in den letzten Jahren eingetreten ist, hat ihre guten Gründe. Australien ist ehrgeizig und möchte eine Art größer-australischer Politik in der Südsee treiben, wozu es aus eigener Kraft heute viel zu schwach ist. Ja, es ist selbst zu schwach auch nur seinen eigenen Bestand zu sichern; man braucht nur an den russisch-japanischen Krieg und die sich daraus ergebenden Zukunftsaussichten zu verweisen. Australien wird selbst manche Unbequemlichkeiten, die ihm aus der hohen Politik des englischen Mutterlandes erwachsen, lieber hinnehmen, als auf die Unterstützung und den Schutz durch dasselbe zu verzichten. Aber weder das Beispiel von Kanada, noch das von Australien trifft für Südafrika zu. Daß die Buren nicht in der gleichen Lage sind, wie die Franzosen Kanadas, bedarf keines Beweises. Ein politischer Ehrgeiz in gleicher Art wie bei den Australiern ist in Südafrika nur schwach entwickelt, und es fehlt vor allem an Objekten für seine Betätigung. Die Besetzung Deutsch-Südwestafrikas durch Deutschland hatte ja allerdings seinerzeit auch in den Afrikanderkreisen der Kapkolonie starke Verstimmung hervorgerufen; ein Hauptgrund dafür war übrigens, daß in den siebziger Jahren der kapsche Minister Molteno die Besetzung von Namaqualand und dessen Einverleibung in die Kapkolonie gefordert hatte, dabei aber auf dem unüberwindlichen Widerstand des englischen Ministeriums stieß. Inzwischen haben sich aber die Anschauungen der Afrikander-

kreiſe in dieſer Beziehung ſtark gewandelt. Der Beſitz von Lorenzo Marques hat weder für die Bewohner der Kapkolonie noch für die Natals beſonderen Reiz; denn dann würde der letzte Grund für eine Bevorzugung der Häfen dieſer Kolonien aufhören. Aber, ſelbſt angenommen, die engliſchen Kolonien Südafrikas ſtrebten ernſtlich nach dieſem Beſitz; wenn ſie darin vollkommen einmütig ſind, ſo könnten ſie ihn auch ohne Hilfe Englands aus eigener Kraft erobern.

Nehmen wir nun an, daß die Selbſtverwaltung ſämtlicher engliſcher Kolonien Südafrikas und eine Föderation nach dem Muſter Kanadas oder Auſtraliens in nicht allzu ferner Zeit zur Wirklichkeit wird, ſo wird dieſe Föderation natürlich ihre eigenen Intereſſen vertreten und auch ihr Verhältnis zu England nach Maßgabe der Gegenleiſtungen, die ihr von dort geboten werden, einrichten. Und da dieſe nur gering ſein können, ſo wird England auch nur beſcheidene Opfer für gemeinſame imperiale Einrichtungen ſeitens Südafrikas erwarten dürfen, Opfer, die jedenfalls in keinem Verhältnis zu dem ſtehen, was Südafrika es bisher gekoſtet hat. Weiß England ſich damit zu beſcheiden, dann wird der praktiſche Sinn der Südafrikaner, wobei ich die Buren mit einſchließe, nicht eines Namens oder der Farben des Lappens wegen, der über ihnen weht, an eine Abfallsbewegung denken, deren letzte Argumente bei den Waffen liegen müßten. Dieſe Sentimentalität wird denen fehlen, die man für die natürlichen Gegner Englands halten könnte, wahrſcheinlich aber auch denen, die es zu verteidigen berufen wären. Es weht eine kühle, republikaniſche Luft in Südafrika. Mir iſt dies kaum je ſo zu Bewußtſein gekommen, als an Königs Geburtstag beim Leſen des Feſtartikels in

einer der engliſchen Zeitungen Transvaals. Ein Byzantinismus kam darin zum Ausdruck, wie er im Reiche irgendeines orientaliſchen Despoten üblich ſein mag. Wie wenig muß ein Engländer von wirklich royaliſtiſchem Gefühl beſitzen, wenn er ſich zu derartigen Geſchmackloſigkeiten verſteigen kann! Der Artikel roch förmlich nach bezahlter Arbeit. Gewöhnlich betrachtet man auch die geſellſchaftlichen Beziehungen der höheren Schichten als ein ſtarkes Band zwiſchen den Kolonien und England. Der Koloniale fühlt ſich geſchmeichelt, wenn er in Londoner Klubs verkehren kann, mag man ihn auch im allgemeinen etwas über die Achſel anſehen. Ich glaube nicht, daß dies auf Leute, die bereits in Südafrika geboren ſind, ſonderlichen Eindruck machen wird; denn an Selbſtgefühl nehmen es die Südafrikaner mit dem eingebildetſten Engländer auf und gerade dieſe Eigenſchaft des richtigen Afrikanders teilt ſich im Akklimatiſierungsprozeß dem neuen Einwanderer am raſcheſten mit.

Man hat gelegentlich gleich nach dem Friedensſchluß, insbeſondere von deutſchen Mitkämpfern auf ſeiten der Buren, häufig die Redensart gehört, das ſei jetzt doch nur ein Waffenſtillſtand, in wenigen Jahren, ſpäteſtens wenn England ſich in irgendeiner europäiſchen Verwickelung befinde, ginge der Krieg in Südafrika wieder los. Ich halte dies — mit Ausnahme eines einzigen Falles, auf den ich noch zu ſprechen kommen werde — für ein haltloſes Gerede. Davon, daß die Buren gegenwärtig gar nicht in der Lage wären, ſich zu bewaffnen, ſei hier ganz abgeſehen; denn dieſe Möglichkeit muß früher oder ſpäter doch wieder eintreten; das Waffenverbot in der Kapkolonie iſt kürzlich bereits wieder aufgehoben

worden, und irgendwelche Schwierigkeiten mit den Eingeborenen müssen auch in den ehemaligen Republiken früher oder später dazu führen. Mit der Einführung wirklicher Selbstverwaltung wird ja der Zustand auch unhaltbar, daß man vollberechtigten Bürgern des Staates, das Recht, Waffen zu führen, verweigert. Aber die besitzende Klasse der Buren ist sicherlich nicht für ein Unternehmen zu haben, das, wenn nicht tollkühn, so doch in seinem Ausgange immer höchst zweifelhaft ist, und der allerdings nicht unbeträchtliche Teil der Buren, der nichts zu verlieren hätte, ist allein doch nie imstande, sich zu organisieren; den größten Teil dieser Leute haben die Führer übrigens auch gut in der Hand. Diese aber werden für eine Desperadopolitik niemals zu haben sein, weil sie doch zu gut abzuschätzen imstande sind, was sie durch geduldige Arbeit und Abwarten erreichen können. Nehmen wir aber an, England begnügte sich nicht mit den natürlichen Vorteilen, die es in Südafrika ebenso wie in Kanada durch die einfache Oberhoheit, durch den nationalen Zusammenhang mit einem Teil der Bewohner, durch das ungestörte Arbeiten seines Kapitals in den Minen und anderen Unternehmungen hat, nehmen wir an, es wollte entweder den Zeitpunkt für die Gewährung voller Selbstverwaltung ungebührlich hinausschieben und auch dann dem Ausleben dieser Einrichtung Hindernisse bereiten, wie es dies in der Kapkolonie trotz der gewährten Verfassung wiederholt getan hat, dann könnte allerdings in Südafrika eine überwältigende Mehrheit der weißen Bevölkerung erstehen, die den ungestörten Besitz einer vollkommenen Selbstverwaltung höher bewertet, als den Vorzug unter dem Banner des Union Jack zu leben. Käme dann irgendeine Schwierigkeit

Englands hinzu, dann würde wohl die gereizte Stimmung der weißen Bevölkerung Südafrikas den Anlaß wahrnehmen, um entweder die Erfüllung aller ſeiner Forderungen durchzuſetzen oder ſein Glück unter eigener unabhängiger Flagge zu ſuchen. Stehen die Dinge aber einmal ſo, dann ſind die Ausſichten Englands auf Behauptung Südafrikas außerordentlich ungünſtig. Ich glaube nicht, daß es jemals wieder zu einem Krieg unter dem Schlagwort: Hie Engländer, hie Bur! in Südafrika kommen wird; das politiſche Ideal Krügers eines buriſchen Südafrika iſt begraben für alle Zeiten. Geht es aber um politiſche Fragen, um die der Freiheit oder der Bevormundung, ſo hat England wenig Ausſicht, auch nur von den Leuten unterſtützt zu werden, die ſich an einem Aufruhr tätig nicht beteiligen wollten. Mit ſeinen eigenen Kräften von England aus einen Aufſtand zu unterdrücken, iſt für England kaum möglich. Man bedenke, daß im letzten Kriege die Burenbevölkerung der beiden Republiken nicht einmal die Hälfte des Volks ausmachte, daß von dieſer Bevölkerung wiederum vielleicht die Hälfte überhaupt zu Hauſe blieb, oder ſich nach den erſten Mißerfolgen ergab. Welche enormen Machtmittel mußte England trotzdem anwenden, um die Buren zu überwältigen, und hätte es dabei nicht die Hilfe der landeskundigen Kapkoloniſten und endlich der Verräter unter den Buren ſelbſt gehabt, ſo wäre es wohl trotzdem nicht zum Ziele gekommen. Man möge ermeſſen, welche Ausſichten es hat, wenn etwa zwei Drittel der weißen Bevölkerung Südafrikas ſich gegen England erhebt, und der Reſt entweder nur laue Teilnahme zeigt oder ſich vom Bürgerkrieg überhaupt zurückhält. Gegen den geeinten und entſchloſſenen Willen der weißen

Bevölkerung Südafrikas iſt das Land nicht zu erobern. Die Garniſon von imperialen Truppen, die England in Südafrika hält, beträgt die lächerlich geringfügige Zahl von 20 000 Mann, die aber trotzdem 60 Millionen Mk. jährlich koſten. Eine liberale Regierung wird dieſe Truppenzahl in der ganz richtigen Erwägung, daß ſie entweder zu groß oder zu klein ſei, ſicherlich herabſetzen; ſo viel Truppen, wie nötig wären, um jede Aufſtandsgefahr in Südafrika auszuſchließen, iſt ſelbſt das reiche England dort zu halten nicht in der Lage.

Jedenfalls wird Südafrika ſich einmal ſelbſt regieren, ob unter dem Union Jack oder nicht, hängt von der Weisheit der engliſchen Staatsmänner ab, und zwar nicht eines einzelnen und auch nicht derer von heute und morgen; in irgendeiner Periode kann ein Mißgriff eine Bewegung entfeſſeln, die zum Abfall vom engliſchen Mutterlande führt. Überblickt man die Geſchichte engliſcher Verwaltung in Südafrika, ſo iſt der Wechſel geeigneter und ungeeigneter Gouverneure und der Wechſel in den Anſchauungen des britiſchen Kolonialamts das einzig Bleibende in der Flucht der Erſcheinungen. In den wenigen Jahren, die ſeit dem Kriege verfloſſen ſind, wo die Grundlagen zu legen waren für die künftige engliſche Politik, iſt wenig geſchehen, was auf ein Verſtändnis der leitenden Männer für die Grundbedingungen einer gedeihlichen Zukunftsentwickelung hinwieſe. Aber manche Saat iſt geſtreut worden, die in ſpäterer Zeit aufgehen und der Zwietracht zwiſchen England und ſeinen ſüdafrikaniſchen Kolonien reiche Nahrung geben wird. Steht man auf dem Standpunkte dieſer Erfahrungen, dann muß man es allerdings für wahrſcheinlich

halten, daß einmal wieder ein Brand in Südafrika entsteht, den zu löschen England von vornherein außer stande sein wird.

Zeichnet sich das Zukunftsbild Südafrikas so, daß die dort ansässige Bevölkerung doch früher oder später zu ihrem Rechte kommen muß, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, dann ist es auf keine Art zu verhindern, daß die Buren an dieser Verwaltung ihren vollen und maßgebenden Einfluß erhalten. Ich habe schon gezeigt, daß die wirtschaftlichen Aussichten Südafrikas keineswegs derartig sind, daß eine Flut neuer Einwanderer die ersten Besiedler des Landes so überrennen könnte, wie es etwa seinerzeit in den Vereinigten Staaten mit den Holländern der Neuengland-Staaten der Fall war. Ich habe auch schon angedeutet, wie die neuen Verhältnisse die Buren in alle Berufe treiben, und sie nun aufhören, das patriarchalische Hirtenvolk mit den Vorzügen und den Fehlern, die dieser Kulturstufe anhaften, zu sein. Sie haben die Entwickelung zu einem modernen Volk in wenigen Jahren durchgemacht, zu der andere Völker Jahrhunderte brauchten. Welch ein Gegensatz zwischen dem Buren, den dieser Krieg gezeitigt hat, und dem alten Vortrekker, dessen ganze Weisheit in der Kenntnis des alten Testaments beschlossen war! So groß auch die Revolution ist, die sich in diesen Menschen nun vollzieht, das Volk als solches wird daran nicht scheitern, mögen auch einzelne an dem zu raschen Übergange zugrunde gehen. Es ist zu gutes Blut, das zur Bildung der Burenrasse beigetragen hat. Die Proben, die die gebildeten Kreise der Buren, insbesondere in der Kapkolonie und dem Freistaat gegeben haben, zeigen auch, daß sie befähigt sind, zu

jeder Stufe moderner Bildung emporzuſteigen; ja auch zur Entwickelung nach der ſchlechten Seite des modernen Lebens ſind mancherlei Anlagen vorhanden. Mag auch ihre Vermehrung nicht in gleichem Maße fortſchreiten wie bisher, ſo wird ſie doch ſicherlich lange noch hoch über dem Durchſchnitt europäiſcher Verhältniſſe bleiben, und es gewiß darin mit der neu zugewanderten Bevölkerung aufnehmen können. Die Abwanderung iſt aus Gründen, die ich bereits dargelegt habe, für die Zukunft des Burenvolks keine nennenswerte Gefahr. Die Nachkommen der Buren werden, das ſteht für mich feſt, ſtets einen ſehr erheblichen Teil der weißen Bevölkerung Südafrikas bilden, ihr Bedürfnis nach Unabhängigkeit und Selbſtverwaltung wird in Jahrhunderten nicht ausgerottet werden können, ihre Ideale, wie ihre Traditionen, werden in den Grenzen Südafrikas beſchloſſen bleiben und über den Ozean ſo wenig nach England wie nach Holland hinüber fliegen.

Eine andere Frage iſt die, ob die Buren ſich auch als Volk ſelbſtändig und von der engliſchen Bevölkerung getrennt werden erhalten können; es iſt die Frage nach der Zukunft der holländiſchen Sprache in Südafrika. Auf die Momente, die gegenwärtig deren Lage verſchlechtern, habe ich bereits hingewieſen. In den ehemaligen Republiken iſt ſie nicht die Amtsſprache mehr. In der Kapkolonie nimmt die Verteidigung ihrer Rechte zweifellos zu; wenn es hier gelingt, dem Holländiſchen wirklich das gleiche Maß von Rechten zu erſtreiten, wie der franzöſiſchen Sprache in Kanada, dann wird der Kampf darum zweifellos auch in den ehemaligen Republiken folgen. Ob dies Ziel aber erreicht werden wird, hängt nicht nur von der Geſtaltung der politiſchen und nationalen

Machtverhältniſſe, ſondern auch von der Weiterentwickelung des Kapholländiſchen in ſeinem Verhältniſſe zur holländiſchen Schriftſprache ab.

In bezug auf die gegenwärtige Lage der Sprachenfrage kann ich z. T. auf früher, insbeſondere im 2. Kapitel Geſagtes verweiſen; es erübrigt mir nur einiges über die Anſätze zur Ausbildung des Kapholländiſchen zur Schriftſprache zu ſagen, weil dieſe Anſätze vor allem in die Zukunft weiſen. In der Vergangenheit iſt das Kapholländiſche von zwei Seiten als „Küchenſprache" ſchlecht gemacht worden: einerſeits wollten die Engländer beweiſen, daß dieſe Sprache zum ſchriftlichen Verkehr und amtlichen Gebrauch völlig ungeeignet ſei, dabei aber auch vom Schriftholländiſchen ſo verſchieden, daß letzteres erſteres gar nicht erſetzen könne. Die daraus gezogene Schlußfolgerung iſt natürlich, daß die Buren in Gottes Namen ihren Dialekt reden ſollten, im ſchriftlichen und insbeſondere amtlichen Verkehr, desgleichen in den Schulen jedoch engliſch allein maßgebend ſein ſollte. Es ſteht mit dieſer Anſchauung allerdings ſcheinbar im Widerſpruch, daß Cecil Rhodes die Ausbildung des Kapholländiſchen zur Schriftſprache förderte, indem er mit ſeinem Gelde die in Paarl von einem gewiſſen Du Toit herausgegebene, im Dialekt geſchriebene Zeitung „De Paarlſche Patriot" unterſtützte; derſelbe Du Toit begann auch eine Bibelüberſetzung ins Kapholländiſche, die aber über die erſten Anfänge nicht herauskam. Die Zeitung iſt inzwiſchen im vergangenen Jahre auch eingegangen. Du Toit bemühte ſich eine möglichſt vulgäre Sprache zu ſchreiben; der Dichter Brink ſchreibt in der Vorrede zu ſeinen in der Mundart geſchriebenen Gedichten mit Recht, das ſei nicht die Sprache, die die

Buren zu sprechen pflegten. Das weist darauf hin, daß es Rhodes auf der einen Seite wohl darum zu tun war, die Sprache möglichst gemein hinzustellen und so die Gebildeten von ihr abzudrängen und dem Englischen zuzutreiben; ein anderer viel offenkundigerer Zweck war jedoch, den Gegensatz der Kapburen zu den Transvaalern, wo das Schriftholländische stark gepflegt wurde, zu verschärfen, überhaupt aber die Buren von der Verbindung mit Holland möglichst abzuschneiden. Andererseits suchten natürlich die Holländer die holländische Schriftsprache als Band zwischen Holland und Südafrika zu erhalten und die Entwickelung des südafrikanischen Dialekts zur Schriftsprache, die diese Verbindung unterbrochen hätte, möglichst zu verhindern. Zur Zeit des Bestehens der Transvaalrepublik hatte dies auch noch seine besondere praktische Seite, indem es die Einfuhr zahlreicher Holländer als Regierungsbeamte, Lehrer, usw. notwendig machte; das waren die Schriftgelehrten, die das Geheimnis eines schönen holländischen Stils besaßen. Das Kapholländisch ist indeß als Sprache besser, als es von der einen und der anderen Seite gemacht wird. Die Abschleifung der Endungen ist ein Prozeß, in dem sich meines Wissens alle germanischen Sprachen befinden, der allerdings im Kapholländischen noch viel weiter fortgeschritten ist, als selbst im Englischen. Manche gut niederdeutschen Worte sind hier noch erhalten, die im Schriftholländischen verloren gegangen sind. Der verhältnismäßig kleine Wortschatz hängt natürlich mit dem beschränkten Gesichtskreis der Buren zusammen; wird es zur Schriftsprache ausgestaltet, dann muß es ihn aus dem Schriftholländischen ergänzen und wird diesem dadurch wieder genähert. Bei öffentlichen Reden bedienen sich die Buren gleichfalls

meiſt eines Mitteldings zwiſchen dem Kapholländiſchen und dem Schriftholländiſchen und man braucht nur einmal einen guten Redner, wie zum Beiſpiel General de Wet gehört zu haben, um ſich von der Plaſtik und Eindrucksfähigkeit dieſer Sprache eine Vorſtellung zu machen, worin ſie nach meinem Empfinden das Schriftholländiſche weitaus übertrifft.

Einen Anſatz zur Ausbildung des Kapholländiſchen zur Schriftſprache liegt in der ſogen. „Taalvereenvoudiging" (Sprachvereinfachung), die nach langer Vorbereitung kürzlich in Südafrika ziemlich allgemein eingeführt wurde. Die holländiſche Sprache hat eine ziemlich unpraktiſche und veraltete Orthographie; eine Bewegung in Holland ſelbſt geht auf deren Reform und Annäherung an eine möglichſt phonetiſche Schreibung aus, die nach ihrem Erfinder als kollewijnſche Rechtſchreibung bezeichnet wird und dort beſtändig an Anhängern gewinnt. In Südafrika empfand man nun nicht nur die alte Orthographie, ſondern auch gewiſſe grammatikaliſche Regeln, die ſelbſt in Holland in der Umgangsſprache nicht beachtet werden, als ſehr läſtig. So ſetzte denn der ſüdafrikaniſche „Taalbond", der im übrigen ein ziemlich beſcheidenes Daſein friſtet und deſſen Haupttätigkeit in der Abhaltung von Prüfungen in der holländiſchen Sprache beſteht, um dadurch zu eifrigerem Studium anzuregen, einen Ausſchuß zur Reform der Schriftſprache ein, der jedoch nur im Einvernehmen mit Sprachgelehrten in Holland vorgehen ſollte. Dieſer Ausſchuß hatte nun nach mehrjähriger Arbeit Vorſchläge ausgearbeitet, die in bezug auf die Orthographie nicht einmal ſoweit gehen, wie Kollewijn, ſich aber im übrigen den ſüdafrikaniſchen Bedürfniſſen anpaſſen. Die Leidenſche Akademie, ſowie hervorragende

Philologen in Holland erklärten, daß dieſe Reformen der Einheit der holländiſchen Sprache nicht widerſtreiten und durchaus empfehlenswert ſeien für Südafrika. In der Tat ſind die eingeführten Reformen nicht ſehr erheblich und rechtfertigen keineswegs den heftigen Widerſtand, der von verſchiedenen Seiten dagegen erhoben wurde und ſich in reichlich unverſtändigen Zuſchriften an die Kapſtädter Zeitung „Ons Land“ Luft machte. Aber die Leiter des Taalbonds haben ein klares Ziel vor Augen; in einer Rede, die Profeſſor De Vos am 20. Februar d. J. in Stellenboſch hielt, ſetzte er mit großer Klarheit Urſachen und Aufgaben der Bewegung folgendermaßen auseinander: „Wenn wir nichts tun, um die Schriftſprache der geſprochenen Sprache zu nähern und ihren Gebrauch zu erleichtern, dann wird ſie immer mehr als ſchwierige, fremde Sprache empfunden werden; die Gepflogenheit, in der Mundart auch zu ſchreiben, nimmt ſelbſt in gebildeten Afrikanderkreiſen ſowieſo immer mehr überhand. Geht das ſo fort, ſo führen beide Sprachen nebeneinander ein kümmerliches Leben und müſſen im Kampf gegen die engliſche Sprache unterliegen. Wir wollen ein gutes Niederländiſch gebrauchen, aber nicht genau das in Holland übliche, es muß afrikaniſche Färbung haben.“

Es kommt alſo darauf an Mundart und Schriftſprache zu nähern, aber nicht einſeitig auf Koſten der einen oder anderen. Dies wird natürlich ein ſehr langwieriger Weg ſein, der nur in kleinen Schritten allmählich zurückgelegt werden kann; es war daher ſehr verſtändig, daß die Reformen des Taalbonds in ſo beſcheidenen Grenzen gehalten wurden. Aber das iſt ſicher, daß es ſich hier lediglich um einen Anfang handeln kann und

daß ſich ein weiteres Fortſchreiten notwendigerweiſe ganz von ſelbſt ergeben wird. Der Umſtand, daß die Kirchenſprache zunächſt und auf längere Zeit hinaus ſicherlich Schriftholländiſch bleiben wird, iſt nicht von erheblicher Bedeutung. So gut wie im Deutſchen entſpricht auch im Holländiſchen die Sprache der Bibel nicht der modernen Schriftſprache und man ändert daran nicht gerne, weil darin eine gewiſſe Feierlichkeit liegt; der Prediger aber, der auf ſeine Zuhörer wirken will, muß natürlich immer darauf ausgehen von dieſen verſtanden zu werden. Im übrigen liegt denen, die eine derartige Entwickelung anſtreben — zum Teil wohl nur deshalb anſtreben, weil ſie ihnen als die einzige Möglichkeit erſcheint, die Sprache überhaupt zu behaupten — die Vernachläſſigung der holländiſchen Schriftſprache durchaus ferne. Es iſt ja klar, daß die Umbildung der ſüdafrikaniſchen Mundart zu einer anerkannten Schriftſprache ſich nur in Anlehnung und unter Fühlungnahme mit der holländiſchen Schriftſprache vollziehen kann. Sehr gut kennzeichnet das holländiſche Blatt Natals die Aufgabe mit den Worten: „holländiſch lernen und vor allem leſen, afrikaniſch reden und ſchreiben." Vielleicht aber iſt die afrikaniſche Schriftſprache früher da, als dieſer allmähliche Umgeſtaltungsprozeß in Ausſicht ſtellt; das könnte kommen, wenn den Buren ein wirklich bedeutender Schriftſteller erſtünde, der ſich die Sprache ſchafft, die ſeine ſüdafrikaniſche Welt am beſten ſchildert; und ich denke mir, daß, wenn es wirklich ein Dichter von Gottes Gnaden iſt, der für Natur und Menſchen Südafrikas und deren Eigenart nach einem vollkommenen Ausdruck ſucht, ſo wird er weder Engliſch noch reines Holländiſch ſchreiben, ſondern in der afrikaniſchen Mundart ſeine beſten Ausdrucks-

mittel finden, die er freilich erſt ſprachgewaltig geſtalten muß.

Die Schlußfolgerung liegt nun nahe, daß unter dieſen Umſtänden die Ausſichten der afrikaniſchen Sprache ſich gegenüber der engliſchen in Südafrika zu behaupten, erſt recht gering ſind; denn während niederländiſch doch immerhin die Sprache von 10 Millionen Menſchen in Europa iſt, wird afrikaniſch höchſtens von einer Million Menſchen in Südafrika geſprochen und geſchrieben werden; und unſere Zeit gehe auf Zuſammenſchluß im Großen, nicht auf die Bildung kleiner Zwergvölker. Indes wird die Abweichung der afrikaniſchen von der holländiſchen Schriftſprache nie ſo weit gehen, daß ſie das Verſtehen des geſchriebenen Wortes unmöglich oder ſehr ſchwierig machen ſollte; das geſprochene wird ſchon heute von beiden Seiten nicht ohne weiteres verſtanden, es bedarf dazu einer gewiſſen Übung, genau ſo wie etwa bei uns zwiſchen Leuten, die verſchiedene deutſche Dialekte ſprechen. Und vielleicht zeigt ſich auch in Zukunft, daß das Zuſammenballen großer Maſſen im Völkerleben, das eine Forderung unſerer Zeit ſcheint, nicht notwendig mit einer jede Eigenart zerſtörenden Nivellierung einherzugehen braucht; vielleicht öffnet ſich nach dem Spruche: Im Notwendigen Einigkeit, im übrigen Freiheit! auch wieder ein Feld der Betätigung für den Individualismus nicht nur der Einzelperſonen, ſondern auch der Völker.

Ein engerer Zuſammenhang zwiſchen Holländern und Buren beſtand nur in Transvaal, wo er von der Regierung der Republik aus politiſchen Gründen gepflegt wurde; aber perſönlich ſehr nahe gekommen ſind ſich im allgemeinen die Buren und die zugewanderten

Holländer nicht. Während des Krieges wurde von Holland aus viel Liebeswerk getan, um die Not in Südafrika zu lindern und auch für die unabhängigen Schulen in den ehemaligen Republiken wurden recht erhebliche Summen aufgebracht. Aber in den Berichten der Vereinigungen, die sich in Holland diesem Werke widmen, wird über schwindendes Interesse geklagt. In Transvaal wurde wohl einiges Kapital aus Holland in den Zeiten der Republik angelegt; nachdem die Bahn nun in die Hände der Regierung übergegangen ist, bleiben noch einige kleinere Banken übrig, die ganz erfolgreich, insbesondere im Hypothekengeschäft arbeiten. Versuche, die Handelsbeziehungen Hollands mit Südafrika auszudehnen, sind aus dem Grunde wenig aussichtsvoll, weil Holland selbst nur wenig erzeugt; seine Haupteinfuhr nach Südafrika besteht gegenwärtig in Butter, Käse, Zigarren, Kakao. Wenn sich aber selbst die Buren in wirtschaftlicher Beziehung gut organisieren und selbständige Handelsbeziehungen mit Umgehung des englischen Zwischenhandels suchen sollten, so werden sie natürlich die Erzeuger dessen, was sie brauchen, aufsuchen, also Deutschland oder die Vereinigten Staaten und nicht noch einen Mittelsmann in Holland einschieben, der ihnen die Ware verteuert. Beim besten Willen kann Holland den Buren nur einen bescheidenen Rückhalt bieten und keinesfalls einen solchen, der dem englischen Einfluß die Wage halten könnte. Der nationale Zusammenhang mit Holland ist jedenfalls für die Behauptung der holländisch-afrikanischen Sprache in Südafrika nicht entscheidend.

Im Geschäftsleben Südafrikas wird die englische Sprache immer die Vorherrschaft behalten. Inwieweit das Holländische im Staatsleben seine Rechte behauptet

oder ausdehnt, wird von der Gestaltung der politischen Machtverhältnisse ebenso sehr abhängen, wie davon, inwieweit die Holländischafrikander ihre Sprache auch im schriftlichen Verkehr wirklich beherrschen lernen und aus den ihr eingeräumten Rechten praktischen Nutzen ziehen können. Die Annäherung der gesprochenen an die Schriftsprache muß dem sehr zustatten kommen. Alle praktischen Rücksichten fallen allerdings für die englische Sprache ins Gewicht; indeß mit einer Ausnahme. Die Buren haben ihre Sprache überall, wo sie hinkamen, den Eingeborenen beigebracht, und, das Kapholländisch ist, wie ich bereits erwähnte, die Umgangssprache der Hottentotten, Malayen und Bastards. Abseits der großen Verkehrsstraßen kommt man auch heute noch mit der Burensprache weiter als mit Englisch. Ob es an sich von den Buren sehr klug war, den Eingeborenen ihre Sprache zu lehren, bleibe hier unerörtert; es lag wohl in den Verhältnissen, insbesondere in der Schwierigkeit, eine Eingeborenensprache zur allgemeinen Eingeborenenverkehrssprache Südafrikas zu machen. Für die Erhaltung des Abstandes zwischen Weißen und Farbigen ist jedenfalls der Zustand, wie er in Deutsch-Ostafrika oder Holländisch-Indien herrscht, wo jeder Weiße Suaheli bezw. Malayisch spricht, die Eingeborenen aber nicht oder nur ganz ausnahmsweise die Sprache der weißen Herren, der idealste; hoffentlich bewahrt uns der Himmel davor, daß wir in Deutsch-Ostafrika je auf den törichten Einfall kommen, die Eingeborenen Deutsch lehren wollen. In Südafrika wissen die Engländer nu dings die Annehmlichkeit, daß sie bereits ein breitetes Verständigungsmittel mit den Eingebore finden, nicht zu schätzen und suchen aus politischen G

den Farbigen englisch beizubringen, um dadurch das Kapholländisch zu verdrängen und, wie sie meinen, den Einfluß der Buren auf die Eingeborenen zu brechen. Aber dieses Beginnen ist ebenso unverständig wie aussichtslos, denn der Eingeborene wird englisch nur ganz ausnahmsweise gut erlernen, Kapholländisch aber sehr leicht. Wenn sich Engländer und Buren einmal zu einer vernünftigen Behandlung der Eingeborenenfrage zusammenfinden, werden erstere dies wohl auch einsehen und Kapholländisch wird allerseits als das zweckmäßigste Verständigungsmittel mit den Eingeborenen vom Kap bis zum Zambesi anerkannt sein.

Sonst sprechen allerdings alle praktischen Momente für die englische Sprache; kein politisches Ereignis wird sie aus ihrer Stellung als Geschäftssprache verdrängen können und die Zunahme ihrer Kenntnis bei der Burenbevölkerung ist durch nichts aufgehalten. Bestenfalls wird also Südafrika ein Land sein, in dem ein Teil der Bevölkerung zweisprachig ist. An europäischen Verhältnissen gemessen, könnte man leicht geneigt sein, einen solchen Zustand auf die Dauer als unhaltbar anzusehen. Hier bedarf es aber wohl einiger Vorsicht, selbst abgesehen davon, daß es auch in Europa hier merkwürdige Ausnahmen gibt; so ist mir in Dalmatien eine Albanesenkolonie bekannt, deren Bewohner sich seit 200 Jahren in kroatischer und italienischer Umgebung ihre Sprache erhalten hat, obwohl alle Bewohner auch kroatisch und sehr viele italienisch sprechen. Aus einem bestimmten Grunde passen aber alle europäischen Vergleiche auf südafrikanische Verhältnisse nicht: der Verschiedenheit der sozialen Gliederung. Bei uns besteht die Masse des Volks aus dem städtischen Proletariat und einer

ländlichen bäuerlichen Bevölkerung, deren Lebensverhältnisse es nicht gestatten, den Kindern eine Erziehung zu geben, die über die Erwerbung der notwendigsten Kenntnisse in der eigenen Muttersprache hinausgeht. In Südafrika bilden diese breite Masse des Proletariats die Eingeborenen. Der Krieg hat zwar wohl auch ein starkes weißes Proletariat jeder Nationalität geschaffen und die Unwissenheit war und ist bei den Buren in manchen Gegenden noch recht groß. Aber letzteres liegt nicht an der Not des Lebens, sondern an mangelnder Vorsorge, Indolenz, vielfach aber auch an rein örtlichen Schwierigkeiten, die nicht leicht überwunden werden konnten. Die augenblicklichen Zustände werden aber wieder normaleren Platz machen. Dann spricht nichts dagegen, daß die Erscheinung, die man heute schon vielfach antrifft, ganz allgemein werden wird: der Bur, der in der Familie und mit seinesgleichen seine Sprache spricht, auch seine holländische Zeitung liest, dabei aber auch die englische Sprache beherrscht. Die größere Bildungsfähigkeit der Jugend in der kolonialen Umgebung, wo sie schon früh auf eigene Füße gestellt wird, kommt dem auch zustatten. Dort, wo der Bur sehr weit ab vom Verkehr mit größeren Orten lebt und wenig Gelegenheit hat, englisch zu gebrauchen, wird die in der Schule erworbene Sprachfertigkeit darin sowieso wieder verblassen.

Endlich sind es noch gewisse Imponderabilien, die das stärkste Moment für die Erhaltung der holländischen Sprache in Südafrika bilden. Die Zivilisation, d. h. die Lebensformen der gebildeten Kreise, hat Südafrika ganz aus England überkommen; in ihnen leben gut germanische Überlieferungen, nicht leicht ist Freiheit und Zwang der englischen Verkehrsformen und des englischen Gesellschafts-

lebens — womit nicht deſſen Londoner Modeausartungen gemeint ſind — in ſeiner Eignung für die Bedürfniſſe kolonialen Lebens zu übertreffen. Dagegen anzukämpfen wäre völlig ausſichtslos. Aber früher oder ſpäter wird ſich auch in Südafrika ein ſelbſtändiger Geiſt regen, der für das Land eine eigene Kultur aufbauen will, wie in den Vereinigten Staaten. Freilich, wenn man ſieht, wie langſam es dort vorwärts geht, trotz der viel reicheren Hilfsmittel und der unendlich viel größeren Bevölkerungszahl, dann wird man die Schwierigkeit dieſer Aufgabe kaum überſchätzen können. Indeß handelt es ſich hier nicht ſchon um die Stufe, wo das Land auf dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft ſelbſt ſchon Achtungswertes erzeugt, ſondern zunächſt an die Vorſtufen, die dahin führen. Es ſcheint mir ganz undenkbar, daß dieſes praktiſche Kolonialvolk ſich nicht von dem rückſtändigen Unterrichtsſyſtem, das aus Schottland eingeführt wurde, freimachen ſollte; dann wird es aber nach dem Beſten greifen, das es von irgendwo erlangen kann. Dieſem Streben begegnet man vielfach und nicht allein in Kreiſen der Holländiſch-Afrikander; man will ſich mit den Engländern im Lande gerne vertragen, man will ſich aber nicht alles und jedes aus England zuführen laſſen und die Erzeugniſſe Englands als das Vollkommenſte der Welt hinnehmen. Die Doppelſprachigkeit iſt aber ein wichtiges Mittel, um die Kanäle nach der übrigen Kulturwelt offen zu halten; erſchließt das Holländiſche zunächſt auch nicht einen Kulturkreis, der ſich dem engliſchen vergleichen kann, ſo führt es doch mittelbar zum deutſchen. Ein anderes Moment, das ſich gleichfalls nicht zahlenmäßig ausdrücken läßt, iſt der ganz eigenartige Reiz der afrikaniſchen Mundart; wie auch ſie das Ergebnis des

Anpassungsprozesses ist, den die ersten weißen Besiedler dieses Landes durchgemacht haben, so hat man das Gefühl, daß auch diese Sprache zum Lande gehöre und die Liebe zu ihr einen wesentlichen Bestandteil des südafrikanischen Heimatsgefühls bilde. Das mag heute von den Buren nur instinktiv empfunden, früher oder später wird es auch verstandesmäßig erkannt werden.

All dies wird erst von Bedeutung sein, wenn die weißen Bewohner Südafrikas in irgend einer Form die Leitung ihrer Geschicke selbst in die Hand genommen haben; solange die gegenwärtigen politischen Zustände bestehen, bietet der Gegensatz gegen die Einmischung des englischen Kolonialamts und die dadurch bewirkte Beeinträchtigung südafrikanischer Interessen dem Kampfe für den Bestand der holländischen Sprache einen starken Rückhalt. Wollte man hier europäische Verhältnisse zum Vergleiche heranziehen, so könnte man etwa an die Lage der tschechischen Sprache zu Beginn des 19. Jahrhunderts erinnern, die damals unendlich viel ungünstiger war, als die der holländischen heutzutage in Südafrika; was dort ein zum Teil auf sehr materielle Beweggründe gestützter nationaler Aufschwung zustande gebracht hat, ist zu allgemein bekannt, als daß ich es hier näher auszuführen brauchte. Freilich lassen sich diese Verhältnisse nicht ohne weiteres vergleichen, denn, wie ich wiederholt bemerkt habe, besteht keine wirkliche Rassenfeindschaft zwischen Buren und Engländern; was indeß unter dem Drucke der politischen Gegensätze in den nächsten Jahrzehnten für die holländische Sprache erreicht werden wird, das wird später, wenn sich beide Völker einträchtig zur Arbeit im Dienste ihrer gemeinsamen Heimat zusammenfinden, nicht rückgängig gemacht werden können. In diesem

Sinne wird auch die politiſche Entwickelung der nächſten Zeit das Schickſal der holländiſchen Sprache in Südafrika mitbeſtimmen; nichts könnte ihr gefährlicher werden, als die baldige Ausgleichung der vorhandenen Gegenſätze und die Gewährung völliger Selbſtverwaltung an alle ſüdafrikaniſchen Kolonien von ſeiten Englands. Aber man braucht kaum zu befürchten, daß dies Unwahrſcheinliche wirklich ſo bald Ereignis wird.

Engländer und Buren in gutem Einvernehmen als freie Herren ihres Schickſals für ihr Vaterland tätig, die holländiſch-afrikaniſche Sprache neben der engliſchen nicht nur geduldet, ſondern auch geachtet und anerkannt: dies Zukunftsgemälde möchte insbeſondere dem als eine ferne Fata morgana erſcheinen, der heute mitten in der Wirrnis des politiſchen Lebens Südafrikas vergeblich nach dem erſehnten Zukunftsland ausblickt. Auch möchte ich mich nicht unterfangen, den Zeitpunkt prophezeien zu wollen, wo ſich ſolches verwirklicht; aber daß dies Ziel einmal erreicht werden wird, dafür ſcheint mir die natürliche Logik der Dinge zu ſprechen, die auch im Völkerleben ihr Recht beanſprucht. Freilich, auch dann wird Südafrika nicht von Gegenſätzen verſchont ſein, Landwirtſchaft und Induſtrie, Kleinbürgertum und Großkapital werden gegeneinander ihre Intereſſen verfechten; auch mit der „großen Zukunft" Südafrikas, von der man dort jetzt ſo gerne ſpricht, um ſich über den Jammer der Gegenwart hinwegzutäuſchen, wird es ſeine guten Wege haben. Aber kommt dieſe große Zukunft auch nicht, ſo wird ſich doch in begrenzterem Rahmen eine Entwickelung vollziehen, die durch das Zuſammenwirken zweier Nationalitäten an ſich ſchon eigenartig, dadurch ihre beſondere Bedeutung gewinnt, daß es ſich um das einzige Gebiet des

ſchwarzen Kontinents handelt, in dem die weiße Beſiedlung bisher ſchon einige Ausdehnung gewonnen hat und zu eigenen ſtaatlichen Bildungen fortgeſchritten iſt. Die Gegenwart mit ihrer ſtärkeren Betonung kolonialer Abhängigkeit kann in der Geſchichte Südafrikas nur eine Epiſode ſein. Dies Land aber iſt die große Anpaſſungsſchule der weißen Raſſe an den ſchwarzen Kontinent. Daß dieſer in ſeiner Geſamtheit nie ein Beſiedelungsgebiet für uns ſein kann, ſteht außer Zweifel. Aber es gibt dort ausgedehnte Hochländer, die dafür durchaus geeignet ſind, und auch in den vom Fieber heimgeſuchten Tiefländern beſſern ſich erfahrungsgemäß die geſundheitlichen Verhältniſſe mit der zunehmenden Kultur; manches dürfen wir auch von den fortſchreitenden Ergebniſſen der wiſſenſchaftlichen Forſchung erwarten. Von Südafrika aus ſind die Engländer nach Rhodeſia gezogen, Buren haben ſich in Angola und Deutſch-Südweſtafrika angeſiedelt, ein gleiches ſteht in Britiſch-Zentralafrika und Deutſch-Oſtafrika bevor; ſo ſtrahlt die Beſiedelung Afrikas von der Südſpitze des Kontinents aus, wo noch vor hundert Jahren nur ein kleines Häuflein weißer Bewohner vorhanden war. Hier lenkt ſich der Blick auf ein Problem einer ferneren Zukunft, das weltpolitiſche Bedeutung gewinnen kann und unſere Intereſſen nahe genug berührt. Aber auch im engeren Rahmen iſt die Frage bedeutungsvoll, ob das deutſche Volk in der politiſchen Entwickelung Südafrikas irgend eine Rolle zu ſpielen berufen iſt und inwieweit dieſer Entwickelung ihrerſeits das Schickſal unſerer eigenen ſüdafrikaniſchen Kolonie beeinfluſſen kann.

9. Kapitel.

Deutschtum und deutsche Arbeit in Südafrika.

Es gibt keinen Abschnitt in der Geschichte der weißen Besiedelung Südafrikas, in dem das deutsche Volk keine Rolle gespielt hätte. In wie hohem Grade es am Aufbau des Burenvolkes beteiligt ist, ist uns während des Burenkrieges zu stärkerem Bewußtsein gekommen. Die Geschlechtsregister der Buren, die Christoffel Coetzee de Villiers in einer Lebensarbeit nach den Kirchenbüchern der Kapkolonie bis etwa zum Ende des 18. Jahrhunderts geführt hat, ermöglichen es, den Anteil der einzelnen Nationalitäten, die zum Volke der Buren verschmolzen sind, ziemlich genau festzustellen; danach kommt Colenbrander zu dem Ergebnis, daß die Holländer mit 50,4 % die Deutschen mit 27 %, die französischen Hugenotten mit 17,25 % hieran beteiligt sind. Sowohl die Hugenotten wie die Deutschen erlitten das Schicksal, vollständig entnationalisiert zu werden. Es nimmt bei den Deutschen wenig wunder, denn vielfach brachten die deutschen Stammväter vielleicht schon bei ihrer Ankunft in Südafrika kaum mehr die deutsche Umgangssprache mit. Es waren zumeist Soldaten der Holländisch-ostindischen Kompagnie, Matrosen, mitunter wohl auch Schiffbrüchige in

des Wortes wahrſter Bedeutung. Deutſche Stammmütter gibt es nur in ganz verſchwindender Zahl. Die Hugenotten waren in dieſer Beziehung in weitaus günſtigerer Lage, aber das Mißtrauen der Holländiſch-oſtindiſchen Kompagnie verhinderte ihren nationalen Zuſammenſchluß, die Gründung einer beſonderen Kirche, uſw., ſo daß es heute nur die zum Teil auch ſchon ſtark verballhornten Namen ſind, die an die hugenottiſche Einwanderung erinnern. Daneben freilich auch noch die Geſichtstypen der Buren, die den franzöſiſchen Einſchlag ſtärker zur Schau tragen, als im Verhältnisanteil der Hugenotten am Aufbau des Burenvolkes begründet ſcheint. Und im Hinblick auf gewiſſe anthropologiſche Theorien, die die an ſich zweifellos naheliegende Annahme verfechten, daß in den Hugenotten vor allem germaniſches Blut aus dem franzöſiſchen Volke ausgemerzt wurde, muß ich allerdings auf die dem widerſprechende Tatſache hinweiſen, daß gerade der Hugenottentyp unter den Buren wenig Germaniſches zeigt. Es ſind ausgeſprochen ſchwarzhaarige Charakterköpfe, deren ſcharfer Geſichtsſchnitt auf edle Raſſe hindeutet, im übrigen aber am meiſten an Südfranzoſen erinnert. Ich bemerke das, um den Einwand auszuſchließen, daß es ſich hier vielleicht um einen Einſchlag farbigen Blutes handle; dieſer beträgt übrigens nach Colenbrander noch nicht 1 % und rührt faſt ausſchließlich von indiſchen Sklavinnen her. Freilich iſt das Problem reichlich verwickelt; denn als einen beſonders ausgeprägten Kopf dieſer Art kann man z. B. den des Generals De la Rey anſprechen; aber zufälligerweiſe ſtammt De la Rey jedenfalls in männlicher Linie nicht von Hugenotten ab; ſeine Vorfahren ſind vielmehr erſt zu Ende des 18. Jahrhunderts aus

Holland eingewandert und ſein Name iſt wahrſcheinlich walloniſchen Urſprungs. Natürlich kann er aber von weiblicher Seite Hugenottenblut in ſeinen Adern haben.

Der bezeichnende Unterſchied zwiſchen der franzöſiſchen und der deutſchen Einwanderung beſteht vor allem darin, daß erſtere in einem einzigen Schub zu Ende des 17. Jahrhunderts vor ſich ging, während letztere auch zu einer Zeit nicht nachließ, wo das Burenvolk im weſentlichen ſchon in ſeiner Bildung abgeſchloſſen war; ja der ſtärkſte Strom deutſcher Einwanderung ergießt ſich gerade in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Südafrika. Sofern wir uns ein Bild davon machen wollen, was das Deutſchtum in Südafrika heute bedeutet, müſſen wir natürlich unſeren Anteil an der Bildung des Burenvolkes, kaufmänniſch geſprochen, „abſchreiben“, wenigſtens ſoweit die Epoche bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts in Betracht kommt. Hier wirkt die deutſche Abſtammung auch kaum als ideeller Faktor: denn irgendwelche Traditionen ſind nicht vorhanden, die Träger dieſer deutſchen Namen fühlen ſich natürlich rein als Buren. Nicht das gleiche möchte ich von der nicht geringen Zahl von Deutſchen und deren Nachkommenſchaft ſagen, die erſt im vorigen Jahrhundert eingewandert und verburt ſind; ich glaube zwar nicht, daß da irgendwo von Rückverdeutſchung die Rede wird ſein können. Aber vielleicht ſteht folgender Fall nicht ganz vereinzelt da: ein Afrikander der beſten Geſellſchaftsklaſſe, Sohn eines deutſchen Miſſionars, kann zwar ſelbſt kaum deutſch, läßt aber ſeinen Sohn in Deutſchland erziehen. So bildet die deutſche Abſtammung wenigſtens eine Brücke zur deutſchen Kultur.

Unter den Zuwanderern des vorigen Jahrhunderts

verdienen in erſter Linie die deutſchen Miſſionare Erwähnung. Sie bedeuten nicht gerade zahlenmäßig viel; aber dieſe Einwanderung iſt inſoferne bedeutungsvoll, als die Nachkommenſchaft dieſer Miſſionare vielfach, allerdings unter Aufgabe ihres Deutſchtums, angeſehene Stellungen einnimmt. Eine deutſche Miſſion hat ſich übrigens auch koloniſatoriſch betätigt. Die erſte Miſſion, die überhaupt in Südafrika tätig war, iſt die der Brüdergemeinde, in Deutſchland unter dem Namen der „Herrenhuter" beſſer bekannt. Bereits im Jahre 1733 machte ſie den erſten Verſuch, in Südafrika feſten Fuß zu faſſen, den die Ungunſt der Verhältniſſe zunächſt ſcheitern ließ. Zu Ende des 18. Jahrhunderts jedoch gründen die Herrenhuter eine Anzahl von Miſſionsſtationen, auf denen in ſehr nützlicher Weiſe nicht nur das Beten, ſondern auch das Arbeiten betrieben und den Farbigen beigebracht wird; die Station Genadental bei Caledon wird ein dauerndes Zeugnis dafür bilden, was von den Herrenhutern auf dieſem Gebiete geleiſtet worden iſt. In nationaler Beziehung hat ſich dieſe Miſſion durchaus vorbildlich verhalten. Es dürfte kaum je vorgekommen ſein, daß ein Nachkomme eines herrenhuter Miſſionars Engländer oder Bur geworden iſt. Freilich verhindert andererſeits ihr Grundſatz, die Kinder der Miſſionare ſchon im Alter von 8 bis 10 Jahren zur Erziehung nach Deutſchland zu ſchicken, von wo ſie dann, wenn ſie erwachſen ſind, vielfach in ganz andere Weltteile geſandt werden, daß eine zahlreiche Nachkommenſchaft in Südafrika ſelbſt anſäſſig bleibt.

Von den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts an folgten den Herrenhutern die drei anderen Miſſionsgeſellſchaften, die gegenwärtig noch in Südafrika tätig

sind; die Rheinische, die Berliner und die Hermannsburger Mission. Erstere hat ihr Tätigkeitsgebiet im Westen der Kapkolonie, das sie von dort aus schon lange vor der deutschen Besitzergreifung nach Namaqualand, unser jetziges südwestafrikanisches Schutzgebiet, ausgedehnt hat. Die Berliner Mission ist vor allem im Osten der Kapkolonie, in Freistaat, Transvaal und Natal tätig, während die Hermannsburger sich auf Transvaal und Natal beschränken. Die Frage der Missionstätigkeit überhaupt will ich hier nicht erörtern; bei der Behandlung des Eingeborenenproblems ist sie übrigens bereits gestreift worden. Daß die Mission sich grundsätzlich auf internationalem Boden bewegt, fordert wohl das Prinzip dieser Tätigkeit und der nationale Politiker, der es bedauern muß, daß Millionen nationalen Vermögens jährlich in die Fremde fließen, ohne uns irgendwie zu dienen, wird vergeblich mit denen zu rechten suchen, die sich auf das Wort Christi berufen: „Gehet hin und lehret alle Völker!". Die Praxis hat die Dinge aber doch vielfach, leider gerade bei anderen Völkern, wie Engländern und Amerikanern, etwas anders gestaltet. Soweit der Missionar in den Kolonien seines eigenen Volkes arbeitet, kann er — es ist ja nicht immer der Fall — eine kulturbringende und die Tätigkeit der Verwaltung ergänzende Wirksamkeit entfalten. Vielfach waren und sind auch Missionare die Pioniere politischer Ausdehnung, was nicht immer ein sehr erbauliches Bild gibt.

Unsere Missionen trifft allerdings gerade dieser Vorwurf nicht, was vom Standpunkt des Missionars aus ein Vorzug, rein national betrachtet ein Nachteil ist. Aber davon abgesehen: wenn die Missionare nicht auf dem Standpunkt stehen, daß sie, um ihre Aufgabe zu er-

füllen, zu den Eingeborenen herabſteigen, deren Lebenshaltung annehmen und ſich mit ihnen vermiſchen müſſen — auch dieſer Wahnſinn iſt von engliſchen Miſſionaren ſchon praktiziert worden — dann kann die Nation doch zum mindeſten die Forderung an ſie ſtellen, daß ſie ſich ſelbſt und ihre Kinder ihrem Volkstum erhalten. Man kann der Rheiniſchen und der Berliner Miſſion den Vorwurf nicht erſparen, daß von ihr in dieſer Richtung mannigfaltig geſündigt wurde. Hierbei iſt nicht der einzelne Miſſionar anzuklagen; denn natürlich gibt es auch unter den Miſſionaren ſolche, die ſtärker, andere, die weniger an ihrem Volkstum hängen. Vielfach ſind ſie einfach das Opfer der Verhältniſſe, die ihnen eine deutſche Erziehung ihrer Kinder unmöglich machen. Hier aber iſt es gerade die Aufgabe der Miſſion als Geſamtheit, vorzuſorgen und ihren Mitgliedern die Grundſätze für die Erhaltung ihres Volkstums mitzugeben, aber auch die Möglichkeit dazu. Es iſt ſehr unbillig, dem einzelnen Deutſchen im Auslande den Vorwurf zu machen, daß er ſich leicht entnationaliſiere, wenn große Körperſchaften der Heimat, die über ein jährliches Budget von Hunderttauſenden verfügen, nicht ſo viel nationalen Sinn beſitzen, um einige Tauſende jährlich für die deutſche Erziehung der Nachkommenſchaft ihrer Mitglieder auszuwerfen. Viel ſchwerer muß man aber natürlich den Mangel an nationaler Geſinnung beklagen, wenn er ſo weit führt, wie bei der Rheiniſchen Miſſion, die zwar für die Töchter ihrer Miſſionare ein Töchterinſtitut in Stellenboſch gegründet, daraus aber nicht eine Anſtalt zur Erhaltung deutſcher Art, ſondern zur Verengländerung gemacht hat. Wenn überdies heute immer noch Fälle von Entnationaliſierung deutſcher Miſſionarskinder

vorkommen, so kann jetzt, wo doch auch in Südafrika die Gelegenheit eines deutschen Schulbesuchs bis zu einer verhältnismäßig hohen Stufe geboten ist, nur der mangelnde nationale Sinn der Missionen dafür verantwortlich gemacht werden. Neben der fehlenden Gelegenheit zu einer deutschen Erziehung tritt als zweite Gefahr hinzu, daß in einem jungen Koloniallande für den dort Geborenen, der sich einigermaßen gute Kenntnisse erworben hat, die Aussichten für das Vorwärtskommen sehr günstig sind. So finden wir denn heute sowohl unter Engländern wie Buren in Südafrika zahlreiche Abkömmlinge deutscher Missionare, die als Pastoren, Rechtsanwälte, Kaufleute, den besten Gesellschaftsschichten Südafrikas angehören. Ich erinnere nur daran, daß der frühere Premierminister der Kapkolonie, Schreiner, und dessen Schwester Olive, die bedeutendste englisch-südafrikanische Schriftstellerin, Kinder eines rheinischen Missionars sind. Noch bedenklicher ist es aber, wenn sich deutsche Missionare in das politische Leben des Landes mischen, in dem sie Gäste sind, und dadurch geradezu das Ansehen des deutschen Namens und deutsche Interessen schädigen. Diesen Vorwurf kann man bis zum heutigen Tage der Rheinischen Mission nicht ersparen, deren Vertreter in Stellenbosch, insbesondere während des Krieges in seiner politischen Tätigkeit für die englischen Jingos durch allerlei Taktlosigkeiten das holländische Afrikandertum, das gerade dort seine angesehensten Vertreter hat, schwer herausforderte. Die Wirkung ist die, daß ein solches Betragen, von dem man natürlich mit Recht annimmt, daß es die Billigung der Leitung in Deutschland findet, dem Deutschtum als solchem in die Schuhe geschoben wird; und während es die englischen Jingokreise nicht um ein Haar freundlicher gegen

uns ſtimmt, erbittert es die Afrikanderpartei, von der wir allein für unſere Intereſſen in Südafrika etwas zu erhoffen haben. Es ſcheint ja, daß die Leitung der Rheiniſchen Miſſion, vielleicht gedrängt durch den Unwillen der öffentlichen Meinung in Deutſchland, den Wunſch hat, dieſem Treiben zu ſteuern. Es iſt aber ſonderbar, daß einem Berichte ihres Direktors, der vor nicht langer Zeit Südafrika beſuchte, zu entnehmen iſt, daß dieſer ſich allem Anſchein nach die Kenntnis von Tatſachen nicht zu verſchaffen imſtande war, für die er in Stellenboſch ſehr angeſehene Gewährsmänner hätte finden können.

In der Berliner Miſſion herrſcht mindeſtens ſeit den letzten Jahren bei einer großen Zahl ihrer jüngeren Vertreter eine gut deutſche Geſinnung, die die ſchlechte Behandlung, der die Miſſionare während des Burenkrieges von engliſcher Seite vielfach ausgeſetzt waren, ſehr geſtärkt hat. Die Zukunft muß lehren, ob hinter dieſer Geſinnung auch der ernſte Wille ſteckt, die Nachkommenſchaft deutſch zu erhalten. Man ſollte meinen, daß es einer Miſſionsgeſellſchaft, die über ein jährliches Einkommen von etwa 7—800000 Mk. und in Südafrika über einen Landbeſitz im Werte von vielen Millionen verfügt, nicht ſchwer fallen könnte, einige 1000 Mk. jährlich für eine deutſche Erziehung der Kinder ihrer Miſſionare auszuſetzen.

Zu dem erfreulichen Vorbilde der Herrenhuter komme ich wieder zurück, wenn ich der Hermannsburger Miſſion gedenke, die auch in koloniſatoriſcher Richtung in Südafrika vielfach tätig war. Die Hermannsburger Miſſion iſt im Jahre 1849 durch den Paſtor Harms in Hermannsburg in der Lüneburger Heide gegründet worden, der in

den 70er Jahren infolge der Einführung der Zivilehe mit der hannoverſchen Landeskirche in Konflikt geriet und eine beſondere altlutheriſche Kirchengemeinſchaft gründete; inzwiſchen iſt es jedoch wieder zu einem Ausgleich mit der Landeskirche gekommen. Die Lüneburger Heide, dieſer ärmſte aller deutſchen Landſtriche, hat ſich jedenfalls in der Koloniſationsgeſchichte Südafrikas einen dauernden Ehrenkranz geflochten; nur ein Teil der Anſiedelungen, die von dort ausgingen, ſteht mit der Hermannsburger Miſſion in Zuſammenhang; es ſind dies die Dörfer Kroondal in Transvaal und Lüneburg in Natal. Hier wurden die bäuerlichen Anſiedler teils von der Miſſion herbeigerufen, teils ſind es Kinder von Miſſionaren, die ſich da anſäſſig gemacht haben. Kroondal z. B. war urſprünglich die Farm eines Buren, auf welcher dieſer nicht ſo viel Getreide erzeugte, als er ſelbſt für ſeinen Hausbedarf nötig hatte. Anfang der 80er Jahre kauften ſie einige Hermannsburger Miſſionare mit ihren Verwandten; heute wohnen auf dieſer Farm 15 Familien, die etwa 160 ha unter künſtlicher Bewäſſerung bebauen und durchſchnittlich 60000 Pfund des in dieſer Gegend beſonders gut gedeihenden Pfeifentabaks jährlich erzeugen. Wäre der Krieg nicht gekommen, durch den den Leuten ihre ganze bewegliche Habe genommen und die meiſten ihrer Häuſer zerſtört wurden, ſo wären ſie heute in ſehr günſtigen materiellen Verhältniſſen. So ſchwer es ihnen aber auch war, nach dem Kriege wieder anzufangen, wo zudem als neue Plage die Rinderpeſt ihnen die für teures Geld angeſchafften Viehbeſtände wieder raubte, ſie zögerten doch keinen Augenblick, wieder ihre Schule inſtand zu ſetzen und ſich unter den größten Opfern im Verein mit verſtreut in Transvaal wohnen-

den Deutſchen, von denen die Mehrzahl der Hermannsburger Miſſion angehört oder ihr naheſteht, an der Gründung eines Schülerpenſionats zu beteiligen, in dem Zöglinge von auswärts Unterkunft finden können, da die auf der herrlichen Farm „Morgenſonne“ gelegene Penſionsſchule der Hermannsburger Miſſion gleichfalls ein Opfer des Krieges geworden war; dadurch iſt auch die Grundlage für eine Weiterentwickelung der Schule gegeben. So treu dieſe Menſchen der Burenregierung anhingen — in einer Familie hatten alle ſechs Söhne auf ſeiten der Buren den Krieg mitgemacht — ſo anhänglich ſind ſie doch auch ſtets an ihre deutſche Sprache geblieben, und hier findet man wirklich das, was man anderwärts unter gleichen Verhältniſſen ſchmerzlich vermiſſen mag: eine bewußt deutſchnationale Geſinnung. Ein gleicher Geiſt herrſcht in der Bevölkerung von Lüneburg im Vryheitdiſtrikt, der nach dem Kriege von Transvaal zu Natal geſchlagen worden war. Leider liegt der Ort ſo weit ab, daß es mir nicht möglich war, ihn zu beſuchen.

Andere Siedlungen in Natal, die gleichfalls vorwiegend aus Hannoveranern aus der Lüneburger Heide beſtehen, hatten einen mehr zufälligen Urſprung, traten aber durch die kirchliche Verſorgung auch bald in Beziehungen zur Hermannsburger Miſſion. Dahin gehören die deutſchen Dörfer zwiſchen Pietermaritzburg und Greytown: Neu-Hannover, Kirchdorf, Wartburg, Liliental und Minden. Ein Teil ihrer Bewohner kam aus derſelben Veranlaſſung ins Land, wie die Gründer von Neu-Deutſchland bei Durban. Im Jahre 1848 hatte ein gewiſſer Bergtheil in London deutſche Arbeiter für geplante Baumwollkulturen herauskommen laſſen. Das

Unternehmen war jedoch ein Fehlſchlag. Indeß ſorgte Bergtheil in ſehr anſtändiger Weiſe für die Leute, die in der Nähe von Durban Land angewieſen erhielten. Es kann wohl kein ehrenderes Zeugnis für die wirtſchaftliche Leiſtungsfähigkeit dieſer Menſchen geben — die übrigens nur zum Teil Hannoveraner, zum anderen Teil Pommern ſind — als das, was Owen Thomas in ſeinem wiederholt erwähnten Buche über ſie ſchreibt:

„Deutſche Niederlaſſungen, die vor Jahren in der Kolonie gegründet wurden, führten zu einem großen Erfolg: aber dies war nur der zähen Energie und Ausdauer zu danken, die hier eingeſetzt wurden. Die Männer arbeiteten härter, als je ein Schwarzer gearbeitet haben würde. Frauen und Kinder waren im Felde von morgens früh bis ſpät in die Nacht. Sie führten in der denkbar ſparſamſten Weiſe ein Leben, das wenige Engländer führen möchten. Sie verkauften ihre Erzeugniſſe möglichſt günſtig, ſparten jeden Penny um neues Land hinzuzukaufen und es mit gekauften Dünger zu befruchten. Mit der Zeit wurde dieſe Aufopferung und Arbeitſamkeit belohnt. Viele von dieſen Leuten gehören jetzt zu den führenden Farmern dieſer Kolonie und ſind getreue Untertanen der Regierung des Königs. — Andere Anſiedler haben ähnliches verſucht, viele ſcheiterten aus Mangel an Mut und Ausdauer.“

Ein gleiches Bild deutſcher koloniſatoriſcher Fähigkeiten bietet eine deutſche Siedlung bei Kapſtadt. Durch deſſen herrliche Vororte am Fuße des Tafelberges führt uns der Weg hinaus in die Ebene, die ſich zwiſchen der Tafel- und der Falſe-Bai erſtreckt. Rechts und

links begleitet uns das Gebüsch des Port-Jackson-Baumes, einer überaus nützlichen Weidenart, die aus Auſtralien nach Südafrika eingeführt wurde, dazwiſchen ſchlechtes Weideland oder unfruchtbare Heide; dann tauchen nette Häuschen, zum Teil im Villenſtile auf und auf einer kleinen Anhöhe macht unſer Gefährt vor der Kirche, in deren unmittelbarer Nähe ſich Pfarr- und Schulhaus befinden, halt; wir ſind im Mittelpunkt von Wynberg-Blakte. Noch vor einem Vierteljahrhundert war dies Land eine öde Sandwüſte geweſen, die nur da und dort von Sümpfen unterbrochen war, die in der Winterszeit mit Waſſer gefüllt, im Sommer völlig austrockneten. Hieher verſprach ein holſteiniſcher Kapitän namens Rißler Ende der 70er Jahre dem Miniſter Molteno, deutſche Bauern mit Kapital herauszubringen. Aber in der Tat war es das ärmſte Volk, das er in der Lüneburger Heide von der Straße auflas und vielleicht war es gut ſo, denn irgend jemand, der noch etwas zu verlieren hatte, wäre auf dieſem troſtloſen Fleck Erde wohl kaum geblieben. Den Leuten wurde ein kleines Stück Land — 10 Morgen — nicht einmal geſchenkt, ſondern ſie bekamen es in Pacht mit allmählicher Abzahlung. Im Anfang ging es ihnen wohl furchtbar ſchwer. Sie wußten nicht, womit ſie ſich das Leben friſten ſollten; alle möglichen Verſuche, dem ſandigen Boden etwas abzugewinnen, ſchlugen fehl; es gab noch keine Wege nach der Stadt und in der Regenzeit waren die Anſiedler oft tagelang von dieſer abgeſchnitten. Da kamen ſie auf den Einfall, die Sümpfe, „Vleys“ genannt, im Sommer, nachdem ſie ausgetrocknet waren, zu pflügen und Gemüſe darauf zu ziehen, das um dieſe Zeit, wo ſonſt Dürre herrſcht, in Kapſtadt gut bezahlt wird, und damit war

ihr Glück gemacht. Die Stadt und die Vororte rückten immer näher heran, ſie bekamen Straßen und heute haben einzelne Bewohner von Wynberg-Plakte Grundbeſitz im Werte von einer Million Mark und mehr. Ein Afrikander ſagte mir: „Ich glaube, man kann die Deutſchen auf einen nackten Stein ſetzen und ſie werden einen Garten daraus machen. Schade, daß wir damals nicht mehr herausgebracht haben.“ Etwa 300 mochten es geweſen ſein, die dem Ruf des Kapitän Rißler gefolgt waren. Da und dort hatte ſich auch noch ein Deutſcher der ſchon länger in der Kapkolonie war, unter ihnen angeſiedelt; heute mögen es wohl 1200 Menſchen ſein, die ſich von dem urſprünglichen Siedlungszentrum aus nach allen Seiten hin ausgebreitet haben und dort ein auskömmliches Daſein finden.

Eine ganz eigenartige Geſchichte haben die größten deutſchen bäuerlichen Siedelungen, die es in Südafrika gibt, die Dörfer um King-Williamstown. Während des Krimkrieges wurde in England eine deutſche Legion gebildet, die aber niemals auf den Kriegsſchauplatz kam. Nach dem Friedenſchluß war das Vorhandenſein dieſer Legion für die engliſche Regierung eine ſtarke Verlegenheit, denn ein Teil der Legionäre hatte wohl guten Grund, eine Rückkehr nach Deutſchland abzulehnen. Da damals an der Oſtgrenze der Kapkolonie gerade der erſte Kaffernkrieg wütete, kam die Regierung auf den Einfall, dieſe Legion nach Südafrika zu ſchicken und im Oſten der Kapkolonie als eine Art Militärgrenze anzuſiedeln. Der Mißerfolg konnte nicht ausbleiben, denn die Leute hatten von Ackerbau und Landwirtſchaft keine Ahnung und ſobald die Subſidien der Regierung aufhörten, zerſtreuten ſich die Legionäre in alle Wind-

richtungen. Ein Teil fuhr nach Indien und ging dort in der engliſch-indiſchen Armee auf, ein kleiner Teil ließ ſich in den Städten East-London und King-Williamstown nieder. Die Regierung blieb aber bei ihrem Vorhaben und kam nun auf die ſachgemäßere Idee, Menſchen aus der landwirtſchaftlichen Bevölkerung in Deutſchland für die Einwanderung anzuwerben, wozu ihr damals von der preußiſchen Regierung ausdrücklich die Erlaubnis erteilt worden war. Es waren wieder gänzlich mittelloſe Leute meiſt aus Pommern, Knechte, Mägde, Käthner, die dieſem Rufe folgten und auch hier wurde es ebenſo wie in Wynberg-Blakte und Neu-Deutſchland nach harten Anfängen ſchließlich ein glänzender Erfolg. Die Leute, die zuerſt nur 30 ha bekamen, verfügen heute teilweiſe über Tauſende von Hektaren als ihr Eigentum und haben ſich nach allen Richtungen hin ausgebreitet. Die Dörfer Frankfurt, Braunſchweig, Berlin, Potsdam erinnern an die alte deutſche Heimat. King-Williamstown ſelbſt war noch vor 10—20 Jahren ein vorwiegend deutſches Städtchen. Noch heute findet man dort öffentliche Bekanntmachungen in engliſcher und deutſcher Sprache. Aber bunt zuſammengewürfelt, wie dieſe Bevölkerung war, fehlte ihr der geſchloſſene Zuſammenhang anderer Kolonien, insbeſondere der Hermannsburger. Anfangs kümmerte man ſich auch in Deutſchland wenig um ſie und als die hannoverſche Landeskirche mit der kirchlichen Verſorgung der lutheriſchen Gemeinden in und um King-Williamstown einſetzte, hatten die Baptiſten dort ſchon feſten Fuß gefaßt, was, wenn auch die gut deutſche Geſinnung einiger ihrer Paſtoren durchaus außer Zweifel ſteht, doch nicht zur Einigkeit innerhalb der Gemeinden beiträgt.

Das vielgeſtaltige Bild der Veranlaſſung deutſcher

Einwanderung nach Südafrika mögen zwei weitere Beiſpiele noch ergänzen. In den 60er Jahren ließen ſich einmal Buren aus dem Weinbaubezirk der Kapkolonie Lohnarbeiter aus Deutſchland kommen. Zwei Segelſchiffe mit ſolchen trafen denn auch ein; je nach der Behandlung hielten es dieſe Leute längere oder kürzere Zeit bei ihren Herren aus und zerſtreuten ſich bald über das ganze Land. Dieſe Einwanderer und ihre Nachkommen bilden z. B. den Stamm der deutſch-lutheriſchen Gemeinde in Worceſter, die etwas über 300 Seelen zählt. Die Leute ſind dort meiſt in kleinbürgerlichen Berufen tätig und die Anhänglichkeit der älteren Generation an ihr Deutſchtum findet oft rührenden Ausdruck. Ich traf da einen Kirchenälteſten, der deutſch nicht ganz fehlerfrei ſprach; er ſchilderte mir, wie er als achtjähriger Junge mit ſeinen Eltern herausgekommen ſei, auf holländiſche Schulen geſchickt wurde, ſpäter kaum ein Wort deutſch zu hören Gelegenheit hatte und erſt in ſpäteren Jahren durch eigenen Fleiß deutſch leſen und ſchreiben lernte. Auch Orte wie Paarl und Wynberg zählen eine Anzahl deutſche Familien, die ebenſo wie der größte Teil der Deutſchen in Kapſtadt dem Handwerker- und dem kleinen Kaufmannsſtande angehören. Das Kapſtädter Deutſchtum darf man auf etwa 3000 Seelen veranſchlagen. Es hat gegenwärtig unter dem ſtarken wirtſchaftlichen Niedergang ſchwer zu leiden, aber ſchon ſeit Jahren wurden deutſche Handwerker und Kleinkaufleute vielfach durch den Wettbewerb der zahlreich einwandernden ruſſiſchen Juden und durch die Indier aus ihrem Broterwerb verdrängt. Einen eigenartigen Beſtandteil des Kapſtädter Deutſchtums bilden etwa 25 Familien, die unter dem Namen der „Ruſſen“ dort bekannt ſind und die

dicht beiſammen in einem Stadtteil am Tafelberge wohnen. Dieſe Leute ſtammen aus den deutſchen Siedlungen an der Wolga und hatten die Abſicht, nach Amerika auszuwandern. Durch, ich weiß nicht welche, Zufälligkeiten, wurden ſie nach Kapſtadt verſchlagen und gehören dort zu den treueſten Mitgliedern der deutſch-lutheriſchen Gemeinde.

In Port Elizabeth und East London ſind es hauptſächlich die großen Handelshäuſer, die ſich in deutſchen Händen befinden. Auch in Durban hat die deutſche Kaufmannſchaft eine angeſehene Stellung. Die größte Anſammlung von Deutſchen in Südafrika befindet ſich jedoch zweifellos in Johannesburg, wo die Zahl der Deutſchen mit 10 000 kaum zu niedrig veranſchlagt ſein dürfte.

Genaue Angaben über die zahlenmäßige Stärke des ſüdafrikaniſchen Deutſchtums zu machen, iſt kaum möglich. Die Volkszählung von 1891 weiſt für die Kapkolonie 6500 in Deutſchland Geborene aus. Die Konfeſſionsſtatiſtik gibt hier auch einige Anhaltspunkte, inſofern von den Lutheranern nur ein kleiner Teil für Skandinavier und Holländer abzurechnen iſt; die Volkszählung von 1891 gibt deren Zahl auf 10 400, die von 1904 auf 13 089 an. Wie viele dieſer Lutheraner zwar deutſcher Abſtammung, tatſächlich aber bereits entnationaliſiert ſind, läßt ſich ſchwer ſchätzen; da aber bisher in allen deutſch-lutheriſchen Gemeinden an der deutſchen Kirchenſprache feſtgehalten wird, dürfte bei völliger Entnationaliſierung wohl meiſt auch ein Ausſcheiden aus der Kirchengemeinde erfolgen. Neben der lutheriſchen Kirche kommt noch die Baptiſtenkirche, deren Bekennerzahl auf 9 940 angegeben wird, in Betracht; vielleicht darf man 4000 davon als

Deutſche anſprechen. So ergiebt ſich für die Kapkolonie eine Geſamtzahl von etwa 17 000 Deutſche, rechnet man für Transvaal 12 000, für den Freiſtaat 1000, Natal 2500—3000, ſo kommen wir auf eine Geſamtzahl von 30—35 000 Deutſchen in Engliſch-Südafrika.

An ſich iſt dies natürlich eine geringfügige Zahl und auch im Verhältnis zur weißen Geſamtbevölkerung macht ſie noch nicht ganz 3 % aus. Immerhin bilden neben Buren und Engländern die Deutſchen das einzige Volkselement in Südafrika, das ſeinen nationalen Zuſammenhang bis zu einem gewiſſen Grade wahrt und auch nach außen hin als ſolches in Erſcheinung tritt. Und was die Möglichkeit ſeiner Erhaltung betrifft, ſo kommen hier noch andere Umſtände in Betracht, als die rein zahlenmäßige Stärke. Bei einer Erörterung dieſer Frage muß man zunächſt das ſtädtiſche und das ländliche Element getrennt betrachten. In den Hafenſtädten und in Johannesburg, gibt es natürlich Deutſche in guten materiellen Verhältniſſen, die den Zuſammenhang mit der Heimat durch gelegentlichen Beſuch daſelbſt aufrecht erhalten können, die in der Lage ſind, ihre Kinder dort erziehen, ihrer Militärpflicht nachkommen zu laſſen und ſich daher auch ihre Reichsangehörigkeit erhalten können. Dieſer Beſtandteil der deutſchen Kolonien iſt natürlich außerordentlich ſchätzenswert, inſofern er den Zuſammenhang mit Deutſchland vermittelt und auch in der Lage iſt, für deutſche Einrichtungen, wie Kirchen und Schulen, erhebliche Opfer zu bringen. Und es muß dankbar anerkannt werden, wie viel von dieſer Seite geſchieht. Die Namen von Malcomeß und der Brüder Rolfes werden mit den deutſchen Schulen in Eaſt-London, bezw. Port Elizabeth und Johannesburg ſtets in ehrender Weiſe

verknüpft ſein. Neben ſolche Familien treten freilich leider nur allzu viele andere, die obwohl in günſtigen materiellen Verhältniſſen, doch den Zuſammenhang mit Deutſchland abbrechen, die gelegentlich wohl noch bei Kaiſersgeburtstagseſſen oder Kriegsſchiffbeſuchen als Dekoration in der Umgebung des deutſchen Konſuls erſcheinen, deren Nachkommenſchaft aber der Verengländerung ausgeliefert iſt und häufig bereits die deutſche Sprache nicht mehr beherrſcht. Dann gibt es wieder eine andere Klaſſe von Deutſchen, die zwar ein recht gutes Auskommen hat, aber doch nicht in dem Maße, daß eine auch nur teilweiſe Erziehung der Kinder in Deutſchland für ſie nicht ein ſehr erhebliches Opfer bedeutete; hier handelt es ſich vielfach gerade um Leute mit akademiſcher Bildung. Von Hauſe aus ſchwach entwickeltes Nationalgefühl, das Unvermögen zwiſchen Volkstum und Staatsangehörigkeit zu unterſcheiden, das man ja auch in den gebildeteſten Kreiſen Deutſchlands weit verbreitet findet, tun ihr übriges; ſind die Kinder nicht mehr Reichsangehörige, dann gilt es auch den Eltern als ſelbſtverſtändlich, daß ſie die deutſche Sprache über Bord werfen, denn ſie ſind ja nunmehr „Engländer“. Dazu kommt die in feſte Formen gefügte engliſche Ziviliſation, der wir Deutſchen nichts gleiches entgegenzuſetzen haben, die gewinnenden engliſchen Umgangsformen, die Leichtigkeit, mit der auch der Fremde Zutritt in engliſche Geſellſchaftskreiſe findet. Was der Zuſammenhang mit der deutſchen Kultur für die Bildung des Menſchen bedeutet, wird leicht überſehen oder in dem ſo ſehr aufs Praktiſche gerichteten kolonialen Leben unterſchätzt und ebenſoſehr fehlt das Verſtändnis dafür, daß an ſich ſchon die Beherrſchung zweier Sprachen den Geiſt beweglicher und vielſeitiger macht, was doch auch im

Geſchäftsleben nicht bedeutungslos iſt. Gedankenlos läßt man die Söhne das fortwerfen, was den Vätern vielfach gerade zum Erfolg verholfen hat. Hiebei habe ich immer Deutſche in größeren Orten im Auge, die eine erhebliche deutſche Kolonie beſitzen; kommt der Deutſche ganz vereinzelt in rein engliſche oder gar buriſche Umgebung, dann mögen die Dinge vielfach ſo liegen, daß ſelbſt ſein redlichſtes Bemühen deutſch zu bleiben zum ausſichtsloſen Kampfe wird.

Bei den bäuerlichen deutſchen Siedelungen liegen die Schwierigkeiten wieder in anderer Richtung. Die Berührungen mit der andersnationalen Umgebung ſind hier minder häufig, in der Familie und im Verkehr von Nachbar zu Nachbar bleibt die deutſche Sprache in Geltung und Übung. Trotzdem beſteht auch hier die Notwendigkeit engliſch zu können; hat der Deutſche buriſche Nachbarn, ſo lernt er deren Sprache ganz von ſelbſt. In der Umgebung von King-Williamstown wird vielfach darüber geklagt, daß die Kinder, bevor ſie zur Schule kommen, mit Vorliebe kafferiſch ſprechen; in manchen Familien ſchließlich wird heute noch am Plattdeutſchen als Umgangsſprache feſtgehalten. Das gibt wohl annähernd eine Vorſtellung von den Schwierigkeiten, die die Schule zu bewältigen hat, die dieſe Kinder nicht nur für die Bedürfniſſe des praktiſchen Lebens ausrüſten, ſondern ihnen auch eine ſolche Kenntnis des Deutſchen im mündlichen und ſchriftlichen Ausdruck mitgeben will, daß ihnen ihr Deutſchtum ein unverlierbarer Beſitz wird.

Damit hat das Deutſchtum zu kämpfen, wenn es ſich behaupten will; dieſe Schwierigkeiten zu überwinden muß Aufgabe der Schule und Kirche ſein und eines

Nationalgefühls, das weder der Liebe zur ſüdafrikaniſchen Heimat noch der Betätigung auf allen Gebieten ihres geſchäftlichen, geſellſchaftlichen und politiſchen Lebens im Wege ſtehen darf, eines Nationalgefühls im Sinne eines ausgeprägten Deutſchafrikandertums.

Im allgemeinen war die kirchliche Verſorgung den deutſchen Einwanderern ſehr bald gefolgt und insbeſondere die hannoverſche Landeskirche, der die deutſch-lutheriſchen Gemeinden in der Kapkolonie angeſchloſſen ſind, hat ſich in dieſer Beziehung große Verdienſte erworben. Im Anſchluß an die Kirchengemeinden waren auch bald deutſche Kirchenſchulen entſtanden; in dem Maße aber, als das Schulweſen in Südafrika ſich überhaupt entwickelte, trat immer mehr die Neigung hervor, dieſe Schulen den Einrichtungen des Landes anzupaſſen und dadurch wurde die Gefahr der Verengländerung brennend. Ich kann mich hier nicht auf die Geſchichte des deutſchen Schulweſens in Südafrika einlaſſen, und muß mich damit begnügen, den gegenwärtigen Zuſtand kurz zu ſchildern. Auch hier liegen die Dinge in den größeren Städten weſentlich anders als auf dem Lande. Die größte Schule Südafrikas iſt die von Johannesburg, die als rein deutſche Schule unter der alten Regierung gegründet, von dieſer einen erheblichen Zuſchuß erhielt und ſich auch ſonſt in jeder Richtung der Förderung durch ſie erfreute. Der Krieg ſchien den Beſtand dieſer Schule zu gefährden. Die ſehr erheblichen Summen, die in Deutſchland aufgebracht wurden, ermöglichten indeß, ſie über die gefährliche Zeit hinwegzubringen und nachdem die Schule allen Verſuchen der eng
Regierung, ſie unter ihre Verwaltung zu be
glücklich widerſtanden hat, erfreut ſie ſich

ſtärkeren Beſuches, als vor dem Kriege. Mit dem lebhafteren nationalen Gefühl, das ſeit dem Kriege bei den Deutſchen Johannesburgs eingezogen iſt, hat ſich auch die Opferwilligkeit für die Schule geſteigert, die man heute als einen vollkommen geſicherten nationalen Beſitz anſprechen kann. Eine Errungenſchaft des letzten Jahres hingegen iſt die deutſche Schule in Kapſtadt, die erſt vor $1^1/_2$ Jahren von der Unterſtützung der Kapſtädter Regierung unabhängig gemacht worden iſt und ſich gleichfalls guten Gedeihens erfreut. Der wirtſchaftliche Druck, der auch die Leiſtungsfähigkeit des Deutſchtums in Kapſtadt erheblich beeinträchtigt, wird hier allerdings die Unterſtützung des Reiches und der Kreiſe in Deutſchland, die ſich die Förderung des deutſchen Schulweſens im Auslande zur Aufgabe machen, für einige Zeit noch ſehr notwendig machen. Ebenfalls ein Ergebnis des letzten Jahres iſt die unabhängige deutſche Schule in East-London, während die kleine Schule in Port Elizabeth inſofern eigenartig daſteht, als ihr Ziel vor allem die Vorbereitung für den Übergang an höhere deutſche Schulen iſt. Sonſt iſt die Aufgabe dieſer deutſchen Schulen im allgemeinen für das Leben in Südafrika ſelbſt die notwendige Ausbildung zu geben, d. h. alſo unter allen Umſtänden eine derartige Beherrſchung der engliſchen Sprache bei ihren Schülern zu erzielen, daß dieſe den Anforderungen, die der öffentliche und geſchäftliche Verkehr an ſie ſtellt, vollkommen gewachſen ſind. Nicht minder iſt es aber auch notwendig, daß die Schüler dieſer Anſtalten die Examina der Kap-Univerſität beſtehen können, was für den Pädagogen gerade kein ſehr verlockendes Ziel iſt, bei dem mechaniſchen Betrieb, der dabei vorwaltet, jedoch ohne große Anſtrengung erreicht werden kann. Dabei

muß aber das Kind vor allem in seiner Muttersprache Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck erlangen, wenn ihm das Englische, unbeschadet seiner vollkommenen Beherrschung, doch auch wirklich als Fremdsprache im Gefühle bleibt, mit einem Wort, die Schule muß einen derartigen Grund legen, daß dem Nachwuchs für alle Zeiten das Denken in der Muttersprache erhalten wird. Dieser Aufgabe werden die genannten Schulen vollkommen gerecht und ich glaube nicht, daß die Zukunft hier irgendwelche Veränderungen oder besondere Verwickelungen bringen wird.

Anders steht es indeß mit den Schulen der kleinen dörflichen Ansiedlungen. Eine beträchtliche Schwierigkeit erhebt sich hier schon in bezug auf das Lehrermaterial. An den größeren Schulen in den Städten ist es natürlich möglich, für den englischen Unterricht Engländer anzustellen oder Deutsche, die das Englische vollkommen beherrschen. An Dorfschulen, die nur ein oder höchstens zwei Lehrkräfte beschäftigen können, ist es aber nicht immer leicht, Lehrkräfte zu beschaffen, die für den Unterricht im Deutschen wie im Englischen gleichmäßig befähigt sind. Natürlich ist auch für den deutschen Bauern das Bedürfnis vorhanden, die englische Sprache im mündlichen und schriftlichen Verkehr gebrauchen zu können. In dem Maße aber, wie die Schulzeit hier beschränkter ist, als in den Städten, ergiebt sich schon die Schwierigkeit, in diesem Zeitraum die nötigen Kenntnisse in beiden Sprachen den Schülern beizubringen. Selbst wenn der Lehrer in der Aufstellung des Lehrplans vollständig freie Hand hat, so wird es ihm nicht allzu leicht fallen, das gekennzeichnete Lehrziel zu erreichen. Nun ab
Teil der Schulen dieser Art d

deren Schulweſen von einem ziemlich jingoiſtiſch angehauchten Mann, einem Schotten Dr. Muir, geleitet wird, der für das Deutſchtum nicht ſonderlich viel Sympathien übrig hat. Wenn auch faſt überall die deutſchen Bauern recht gut in der Lage wären, mit ihren eigenen Mitteln die Schulen zu erhalten, ſo liegt doch bei der natürlichen Kargheit des Bauern eine große Verlockung darin, die Zuſchüſſe der Regierung, die die Hälfte der Lehrergehalte ausmachen, zu erhalten. Meiſt war es vorher auch mit den Lehrern nicht recht gegangen, in manchen Fällen fehlte auch bei den Pfarrern die nötige Energie, um ihre Gemeindemitglieder auf die Gefahr in nationaler Beziehung genügend aufzuklären. Vielfach verſtanden es auch die Behörden, die deutſchen Bauern in ſehr geſchickter Weiſe zu gewinnen; ſo wurde ihnen in Natal in jeder Weiſe geſchmeichelt, man pries ihre Tüchtigkeit und ihre guten ſtaatsbürgerlichen Eigenſchaften, man ſagte ihnen, daß natürlich kein Menſch daran denke, ſie entnationaliſieren zu wollen, aber ſie ſähen ja ſelbſt ein, daß ſie die Sprache des Landes auch kennen müßten. Wurde die Schule dann aber der Regierung unterſtellt, dann ſchraubte der Schulinſpektor die Anforderungen im Engliſchen ſo hoch, daß für den deutſchen Unterricht kaum mehr Zeit blieb. An manchen Orten im Oſten der Kapkolonie, iſt nun der Zuſtand einfach ſo, daß an den Schulen engliſche Lehrer und Lehrerinnen wirken, während der Paſtor in dem Rahmen, der dafür vom Regierungslehrplan überhaupt zugelaſſen wird, den deutſchen Unterricht erteilt. Dies ſind nur vier Stunden wöchentlich. Kommt nun hinzu, daß die Lehrer an ſich dieſem deutſchen Unterricht mißgünſtig gegenüber ſtehen und die Erteilung der deutſchen Stunden nur nach Schluß

des Unterrichts, wenn die Kinder bereits ermüdet und abgespannt sind, gestatten und die Pfarrer oft sehr ausgedehnte Gemeinden haben, die sie zu häufiger Abwesenheit zwingen, so kann man sich das Endergebnis leicht vorstellen. Es wächst ein Geschlecht heran, daß die deutsche Sprache zwar noch im Verkehr mit den Eltern gebraucht, im schriftlichen Ausdruck aber im englischen viel gewandter ist und unter sich selbst mit Vorliebe englisch spricht. Es läßt sich an den Fingern abzählen, daß dies bereits die letzte deutschsprechende Generation in diesen Siedlungen sein und die nächste bereits rein englisch aufwachsen wird. Nicht überall ist diese Gefahr gleich groß. Einzelne Schulen sind in der glücklichen Lage, deutsche Lehrer zu besitzen, die auch den Anforderungen im Englischen entsprechen und die sich wirklich Mühe geben, auch deutschen Sinn in den Kindern zu erwecken. Aber an anderen Orten stehen die Dinge so, daß wenn in den nächsten 10—15 Jahren ein Wandel nicht eintritt, die Verengländerung unaufhaltsam ihren Gang geht. Dies gilt besonders von den meisten Schulen in der Umgebung von King Williamstown und gerade hier hätten die zahlreichen und wirtschaftlich in guter Lage befindlichen Bauern es verhältnismäßig leicht, ihre Nachkommenschaft dem Deutschtum zu erhalten.

Die Schule ist der springende Punkt; die Kirche allein kann die Verengländerung nicht aufhalten, ja, sie muß gerade bei der Schule einsetzen, um sich selbst zu erhalten; denn wächst einmal eine Generation heran, die die deutsche Predigt nicht mehr versteht, dann bleibt sie eben einfach aus der Kirche fort und schließt sich englischen Gemeinden an und die deutsch-lutherische Gemeinde steht vor der Wahl, sich aufzulösen oder zur englischen

Kirchenſprache überzugehen. Die aufopfernde, von der Heimat aus mit Liebe und gutem Willen unterſtützte Arbeit ſo vieler Seelſorger wäre umſonſt, die Hannoverſche Landeskirche wäre dann nur der geiſtliche Beiſtand bei einem würdigen Begräbnis geweſen. Und ich möchte hier beſonders hervorheben, wieviel die Kirche auch für die Sammlung des deutſchen Kleinbürgertums tut. Wie raſch hätten ſich gerade dieſe Leute in Orten wie Kapſtadt oder Worceſter verlaufen, ohne den Sammelpunkt der Kirchengemeinde! Der kirchliche Sinn der engliſchen wie buriſchen Bevölkerung erleichtert allerdings durch das gegebene Beiſpiel die Aufgabe. — Noch ein anderer Umſtand kommt der Erhaltung des Deutſchtums zuſtatten: es wird insbeſondere in den ländlichen Gemeinden ſehr ſelten vorkommen, daß ein Deutſcher eine Engländerin heiratet, weil die engliſche Frau mehr ein Luxusgegenſtand, die deutſche eine Arbeitsgenoſſin iſt; ja, die Verheiratung mit einer Engländerin iſt in ſolchen Ausnahmsfällen wirklich geradezu die Urſache des wirtſchaftlichen Niedergangs des Mannes. Umgekehrt freilich führen Engländer gern deutſche Mädchen heim, für die die Ausſicht, Hausfrau im engliſchen Stil zu ſein, viel Verlockendes hat. Ausnahmsweiſe mag es dabei vorkommen, daß die Frau ihren engliſchen Mann zum Deutſchtum herüberzieht; ſo wurde mir von einem deutſchen Bauern in Natal erzählt, er habe die Zuſtimmung der Verheiratung ſeiner Tochter mit einem Engländer nur unter der Bedingung gegeben, daß dieſer in den Ort ziehe und ſich der deutſchen Gemeinde anſchließe. Solche Fälle mögen Ausnahmen ſein, ſind aber doch ein Beweis, wie zähe die ältere Generation an ihrem Deutſchtum hängt. Weiß ein Paſtor die Leute am rechten Fleck zu faſſen, ſorgt

die Kirche in Deutſchland für geeignete Lehrer, helfen das Reich und nationale Vereine mit Unterſtützungen nach, dann muß es möglich ſein, die Schulen wieder unabhängig zu machen und ſie ihrer Aufgabe zurückzugeben, das heranwachſende Geſchlecht deutſch zu erziehen. Es iſt keineswegs ausgeſchloſſen, daß in der Kapkolonie ein künftiges Miniſterium, in dem der Bond einen maßgebenden Einfluß hat, das jetzige Unterrichtsſyſtem durch ein liberaleres erſetzt, um für den holländiſchen Unterricht mehr Raum zu ſchaffen, an deſſen Stelle in den deutſchen Gemeinden das Deutſche treten könnte. Aber ſolche Zukunftshoffnung darf nicht hindern, daß ſo bald wie möglich ſchon etwas geſchieht; denn wenn ſie ſich einmal verwirklicht, mag es vielleicht ſchon zu ſpät ſein.

Gerade jetzt fänden derartige Bemühungen guten Boden; ein friſcher Zug geht gegenwärtig durch das ſüdafrikaniſche Deutſchtum, und dies iſt eine Folge des Burenkrieges. Vor dem Kriege hatten die Deutſchen in Transvaal zweifellos eine bevorzugte Stellung; ſie waren zwar nur in geringer Zahl in Staatsſtellungen, die, ſoweit ſie nicht von Afrikandern beſetzt waren, von Holländern eingenommen wurden. Aber ſie wußten die Buren zu nehmen und kamen mit ihnen gut aus; und bei aller Abneigung der Buren gegen die „Uitlander“ waren ſie doch klug genug, um zu erkennen, daß ſie auch unter dieſen ein ſtarkes Gegengewicht gegen die engliſche Mehrheit nur willkommen heißen konnten, und deshalb fanden die Deutſchen bei der alten Regierung auch manches Entgegenkommen. Ob nun die Buren, im Falle ſie den Krieg gewonnen hätten, wirklich, wie manche meinen, gegen alle Ausländer vorgegangen wären, ſcheint mir doch zweifelhaft. So paradox die Anſicht klingt, ich

glaube, ein gewonnener Krieg hätte gerade die reformfreundlichen Gegner Krügers ans Ruder gebracht. Indeß sind diese Erörterungen jetzt müßig. Jedenfalls hat der Krieg den Deutschen in ganz Südafrika seitens der Engländer ein vollgerüttelt Maß von Abneigung eingetragen. Die Mehrheit der Deutschen stand mit ihren Sympathien auf seiten der Buren und in Transvaal hatten viele Deutsche mit ihnen zusammen gekämpft. Dazu kam die burenfreundliche Stimmung in Deutschland. Während sonst das liebenswürdige Entgegenkommen der Engländer im gesellschaftlichen Verkehr die Deutschen besonders leicht verengländern ließ, stoßen sie jetzt doch mitunter auf Zurückweisungen, die wenigstens bei den Besseren unter ihnen das Gefühl des eigenen nationalen Werts erstarken lassen.

In politischer Beziehung zeigen auch die südafrikanischen Deutschen dieselbe geringe Begabung, die unser Volk im allgemeinen unrühmlich auszeichnet. Aber während früher das wirtschaftliche Gedeihen die Leute zu der Schlußfolgerung veranlaßte, daß sie es dem Lande, in dem sie ein so gutes Fortkommen gefunden haben, schuldig seien, in dessen Bevölkerung so rasch wie möglich aufzugehen, bringen die gegenwärtigen Zustände sie doch ein wenig zum Nachdenken. In dem politischen Kampf der Buren und Engländer empfiehlt sich ihnen fast überall eine gewisse neutrale Zurückhaltung; etwas Neues keimt in ihnen auf, das Gefühl Deutschafrikander zu sein, die sich gleichberechtigt neben holländische und englische Afrikander stellen dürfen. Ob dieses Deutschafrikandertum sich auch politisch organisieren wird, um als besondere Partei in das Getriebe des öffentlichen Lebens einzugreifen, wie ihm von mancher Seite empfohlen wird, ist heute noch eine offene Frage. Zwei Dinge lassen dies

vorläufig nicht als ſehr empfehlenswert erſcheinen: erſtens liegt die Stärke des ſüdafrikaniſchen Deutſchtums nicht in ſeiner Zahl; bei einer Partei ſpielt das aber doch die Hauptrolle. Zweitens wird es viel leichter ſein, die Deutſchen national als politiſch unter einen Hut zu bringen; und ſchließlich kann es für das Deutſchtum mehr bedeuten, wenn einzelne bewußte Deutſchafrikander in vorhandenen Parteien eine angeſehene Stellung einnehmen, als wenn eine deutſchafrikaniſche Partei eine der Natur der Sache nach nur beſcheidene Rolle ſpielt. Ich ſtreife dieſe Frage, um zu betonen, daß der weſentliche Inhalt eines Deutſchafrikandertums nicht auf politiſchem Gebiete liegen wird.

Ein Deutſchtum, das lediglich auf die deutſche Reichsangehörigkeit begründet iſt, kann in Südafrika niemals eine irgend erhebliche Rolle ſpielen. Natürlich ſind auch dort infolge der bekannten Mängel des Geſetzes über die deutſche Reichsangehörigkeit viele Deutſche aus dem deutſchen Staatsbürgerverbande ausgeſchieden. In manchen Fällen mag das ihre Entnationaliſierung befördert haben; aber es wäre völlig verkehrt, dieſem Umſtande einen erheblichen Einfluß auf die Schickſale des Deutſchtums in Südafrika zuzugeſtehen. Keine Änderung dieſes Geſetzes wird ſo weit gehen können, die deutſchen Reichsangehörigen von der allgemeinen Dienſtpflicht zu entbinden. Aber ſelbſt wenn ſich gerade für Südafrika eine beſonders bequeme Form ihrer Ableiſtung in unſerer ſüdafrikaniſchen Kolonie finden ließe und eine Bahnverbindung das Reiſen dahin erleichterte, ſo darf man doch nicht überſehen, daß das in Südafrika geborene Geſchlecht in einem Gedankenkreiſe aufwächſt, dem nur ein längerer Aufenthalt in den für Eindrücke empfänglichſten Jugendjahren in Deutſch-

land ein Gegengewicht bieten könnte. Es iſt möglich, dieſer Jugend den Gedanken klar zu machen, daß die Deutſchen als Deutſche ihrer ſüdafrikaniſchen Heimat viel geben können und daß ſie ſich deshalb ihr deutſches Volkstum bewahren müſſen; jungen Leuten aber reichsdeutſchen Patriotismus einimpfen zu wollen und das Gefühl aufzuzwingen, daß ſie ihr lebenlang in dem Lande, in dem ſie geboren und aufgewachſen ſind, doch nur Fremdlinge bleiben, wäre ebenſo grauſam wie nutzlos. An erſteren Gedanken muß man immer wieder anknüpfen; Skeptiker werden entgegnen, daß dann eben das ſüdafrikaniſche Deutſchtum denſelben Weg gehen werde wie das Deutſchtum in den Vereinigten Staaten. Der Vergleich liegt in der Tat nahe; ich kann hier nicht die Zukunftsausſichten des Deutſchtums in Amerika erörtern; das eine ſteht jedenfalls feſt, daß es ſich nur behaupten kann auf der Grundlage eines Deutſchamerikanertums, das politiſch auf dem Boden ſeiner neuen Heimat ſteht. Manches ſtellt ſich für das ſüdafrikaniſche Deutſchtum günſtiger als in den Vereinigten Staaten; aber auf eine Analogie, die mir recht belangreich ſcheint, möchte ich hinweiſen: Wenn man neuerdings in den Vereinigten Staaten, wie die einen meinen, in zwölfter Stunde, nach anderer Anſicht überhaupt zu ſpät, ein Erwachen des Deutſchtums bemerkt, ſo führt ſich dies neben anderen doch auch auf die Urſache zurück, daß das Deutſche in ſeinem Kulturwert in den Vereinigten Staaten immer mehr erkannt wird. An ſich bedeutet es für die Erhaltung des Deutſchtums dort ſicherlich nicht viel, daß der deutſche Unterricht an den amerikaniſchen Mittel- und Hochſchulen an Ausdehnung zunimmt; aber es zeigt den Deutſchen doch, welche Werte ſie von ſich werfen, wenn

ſie ihr Deutſchtum aufgeben und hebt ihr Selbſtbewußtſein. Ich habe ſchon darauf hingewieſen, daß auch in Südafrika Beſtrebungen keimen, dort, wenn auch in beſcheidenerem Maße, eine eigene Kultur zu ſchaffen und ſich von der einſeitigen Bevormundung durch engliſche Einflüſſe frei zu machen, bezw. das Beſte von überall her zum Aufbau dieſer neuen Kultur herbeizuholen. Und gerade im Rahmen dieſer Beſtrebungen kann das Deutſchtum ſeine Stätte finden, wenn es nur will; das Endergebnis der jetzigen politiſchen Kämpfe in Südafrika wird zweifellos die gegenſeitige Duldung zwiſchen dem holländiſchen und engliſchen Bevölkerungsteil ſein. Neben und zwiſchen beiden muß ſich auch Raum finden für eine ruhige Entwickelung des ſüdafrikaniſchen Deutſchtums.

Dies iſt der eine Punkt, in dem das Deutſchtum in Südafrika zweifellos günſtiger daſteht, als in den Vereinigten Staaten: das Vorhandenſein zweier Nationalitäten und zweier Sprachen im Lande, die ſich annähernd die Wage halten. Der andere betrifft den Zuſammenhang mit dem Mutterlande; ſoweit er durch die Konſularbehörden und Reichsdeutſche vermittelt wird, liegen die Verhältniſſe zwar in beiden Fällen nicht ſehr verſchieden. Die gebildeten Deutſchen, mögen ſie nun Reichsangehörige oder Bürger einer engliſchen Kolonie ſein, müſſen dafür ſorgen, daß die Unterſchiede der Staatsangehörigkeit kein Hindernis der nationalen Gemeinſchaft bilden. Das Anſehen, deſſen ſich das Deutſche Reich erfreut, gibt natürlich auch dem nationalen Gefühl der Deutſchafrikander einen gewiſſen Rückhalt, ebenſo wie ja auch ſeinerzeit der Krieg von 1870/71 den erſten Anſtoß zum Erwachen der Deutſchamerikaner zu ſtärkerem Nationalbewußtſein gegeben hat. Während des Burenkrieges hat

es nun freilich einen ſtarken Stoß erlitten. Bei ſeinem Beginn hatten die deutſchen Konſularbehörden in einer beſonderen Proklamation den Deutſchen, die ſich neutral verhalten würden, Schutz des Eigentums zugeſichert. Das erweckte in vielen Deutſchen die Hoffnung, unter dem Schutze des Deutſchen Reiches beſonders glücklich durch die Fährniſſe des Krieges zu gelangen und mancher, der bisher davon wenig Gebrauch gemacht hatte, erinnerte ſich damals wieder ſeiner Zugehörigkeit zum Deutſchen Reich; vielfach ſind auch die Konſulatsbehörden Wünſchen um Wiederaufnahme in den Reichsverband ſehr entgegengekommen. Bei den Entſchädigungsverhandlungen nach dem Kriege zeigte ſich indeß, daß man nicht leicht eine ſchlechtere Empfehlung zur Durchſetzung ſeiner Anſprüche mitbringen konnte, als die, deutſcher Reichsangehöriger zu ſein, da man in dieſem Falle ſicher ſein konnte, beſonders ſchlecht behandelt zu werden. Von der engliſchen Kommiſſion, die die Entſchädigungsanſprüche behandelte, wurde den Leuten vielfach klipp und klar geſagt, ſie hätten nur Ausſicht, etwas zu bekommen, wenn ſie engliſche Untertanen würden. Dies muß denen, die zu ihrem eigenen Schaden dieſe Zumutung ablehnten, hoch angerechnet werden; daß dadurch aber das Anſehen des Reiches bei den Deutſchen nicht geſtiegen iſt, kann man ſich wohl denken. Übrigens wird von ihnen gerne anerkannt, daß unſere konſulariſchen Vertreter in Südafrika ihr Beſtes taten, um ihren Anſprüchen zum Rechte zu verhelfen; um ſo mehr beklagt man, daß durch die Entſendung eines beſonderen Kommiſſars von Berlin aus die Sache ſtark verfahren worden ſei und daß unſer Auswärtiges Amt es an dem nötigen Nachdruck gegenüber England in dieſer Sache habe fehlen laſſen. Ich

ſchildere hier nur die Stimmung, die bei vielen Deutſchen in Südafrika herrſcht und ſich ganz einfach auf die Tatſachen der Proklamation einerſeits und der ausgeſucht ſchlechten Behandlung der deutſchen Anſprüche andererſeits gründet. Den ſchwankenden Rechtsboden, auf dem dieſe Forderungen überhaupt ſtehen — durch unſer Verhalten gegenüber den durch den Aufſtand in Südweſtafrika hervorgerufenen Anſprüchen haben wir uns ſelbſt die letzte Planke unter den Füßen weggezogen —, habe ich hier nicht zu erörtern. In letzter Linie iſt auch dieſe, wie die meiſten völkerrechtlichen Fragen, eine Machtfrage. Daß das Reich ſonſt insbeſondere für Unterſtützung der deutſchen Schulen viel tut, muß anerkannt werden; nur die bürokratiſche Art, wie der Reichsſchulfond verwaltet wird, paßt ſich den ſüdafrikaniſchen Verhältniſſen ſchlecht an; hier müßten die Konſuln, bezw. das Generalkonſulat in Kapſtadt mehr Spielraum haben. Und wenn man von Berlin aus ſonſt noch etwas Gutes für das Deutſchtum in Südafrika tun wollte, ſo ſollte man dem ewigen Wechſel in der Beſetzung der ſüdafrikaniſchen Konſulatspoſten ſteuern; wie ein Sternſchnuppenregen ergießen ſich Konſuln und Vizekonſuln über Südafrika, um nach Entwickelung ſtärkerer oder ſchwächerer Lichterſcheinungen für immer vom Schauplatze zu verſchwinden. Das Generalkonſulat in Kapſtadt zählte in den 19 Jahren ſeines Beſtehens nicht weniger als 6 Verweſer, wobei verſchiedene interimiſtiſche Vertretungen, die oft recht lange dauerten, noch nicht einmal eingerechnet ſind. Gerade hier bedeuten aber Kenntnis der Verhältniſſe und perſönliche Beziehungen, die nicht von heute auf morgen geſchaffen werden können, ſehr viel. Für die Erhaltung des ſüdafrikaniſchen Deutſchtums iſt die Tätigkeit der

offiziellen Vertretung des Reichs dort sicherlich nicht entscheidend; trotzdem kann sie in diesem Sinne manches Gute wirken.

Viel bedeutungsvoller ist in dieser Beziehung der Besitz unserer eigenen südafrikanischen Kolonie — oder besser gesagt, er kann es werden. Erst der Aufstand in Deutsch-Südwestafrika, der uns so viele Opfer an Gut und Blut auferlegt, hat uns die Nachbarschaft der englischen Kolonien recht zum Bewußtsein gebracht, zum Teil freilich in recht unangenehmer Weise. Aber andererseits waren wir in bezug auf Verproviantierung vielfach auf das englische Südafrika angewiesen und die Buren haben unserer Militärverwaltung zweifellos sehr wertvolle Hilfsdienste geleistet. Bei diesem Anlaß ist uns auch so recht zu Bewußtsein gekommen, wie anders die Dinge gekommen wären, wenn wir die Besiedlung der Kolonie rechtzeitig in Angriff genommen hätten, selbst auf die „Gefahr" hin, jetzt ein paar tausend Buren mehr im Lande zu besitzen. Im übrigen hat man in deutschen Kolonialkreisen häufig unsere Kolonie so behandelt, als ob sie, eine Welt für sich, auf dem Monde läge und danach Erschließungspläne für ihre Zukunft aufgestellt. Ich glaube aber, daß das wirtschaftliche Heil Deutsch-Südwestafrikas nur im Zusammenhange mit den englischen Kolonien gesucht werden kann und daß uns hier eine Aufgabe bevorsteht, die besonders viel politisches Geschick erfordert: diesen Zusammenhang in geeigneter Weise herbeizuführen und doch dabei die deutschen Belange zu wahren. Sofern die Zukunft Deutsch-Südwestafrikas auf der Erschließung bergbaulicher Betriebe beruht, kann es sich wohl einer gewissen wirtschaftlichen Unabhängigkeit erfreuen. Davon abgesehen ist aber unser Gebiet genau

ſo wie das übrige Südafrika ein Viehzucht treibendes Land; und ſo wenig wie dort, iſt bei uns mit Ausnahme weniger Produkte, wie Schafwolle und Straußenfedern, die Möglichkeit eines Wettbewerbs auf dem Weltmarkt gegeben. Wir brauchen für unſer Vieh den Anſchluß an die Verbrauchszentren Südafrikas, vor allem Johannesburg, wir brauchen vor allem eine Bahn dahin. Wir bedürfen aber auch der Freizügigkeit für unſeren Viehverkehr und einer Viehſeuchenübereinkunft, damit wir ſowohl die günſtige Konjunktur wahrnehmen können, wenn infolge von Seuchen der engliſche Teil Südafrikas für unſer Vieh aufnahmefähig iſt, oder umgekehrt wir darauf angewieſen ſind, unſere gelichteten Beſtände von dort aus zu ergänzen. Wenn wir den Anſchluß an das ſüdafrikaniſche Wirtſchaftsgebiet in der Form einer Zollgemeinſchaft oder mindeſtens der Handelsfreiheit nahekommender Handelsverträge nicht finden, dann wird, wenn wir nicht ganz ungewöhnliche Mineralfunde in unſerem Gebiete machen, dieſes ſtets zu einem Kümmerdaſein verurteilt ſein.

Andererſeits müſſen wir aber auch klar der politiſchen Zukunft ins Auge ſehen. Derſelbe Geiſt der Unabhängigkeit, den das ſüdafrikaniſche „Veldt“ im britiſchen Südafrika erzeugt, wird auch unſerem Schutzgebiet nicht fremd bleiben, wenn es erſt einmal eine ſtärkere weiße Bevölkerung beſitzt. Wie wenig bis jetzt die Verwaltungspraxis hier zu einem Einvernehmen zwiſchen Farmern und Regierung geführt hat, iſt allgemein bekannt. Wenn wir uns etwa in Zukunft auf den rein kaufmänniſchen Standpunkt ſtellen und den Bewohnern unſerer Kolonie vorrechnen wollten, wie viel uns der jetzige Aufſtand gekoſtet hat, wenn wir ihnen erſt nach Abzahlung dieſer

Schuld die Verwaltung des Landes in die Hand geben, dann werden sich hier dieselben Empfindungen regen, die sich in Transvaal gegen die Zahlung der Kriegsschuld von 600 Millionen Mk. geltend machen. Nehmen wir aber an, daß sich einmal in unserem Schutzgebiet eine Mißstimmung gegen die deutsche Regierung herausbildet, die etwa derjenigen gleicht, die jetzt im englischen Südafrika gegen England herrscht, nehmen wir an, daß diese Unzufriedenheit bei uns die moralische Unterstützung der Bewohner des übrigen Südafrika, sei es nun unabhängig oder englisch, findet, daß auch bei uns ein Afrikandertum sich gegen die Bevormundung des Mutterlandes sträubt, dann gibt uns wohl der jetzige Aufstand in Deutsch-Südwestafrika eine annähernde Vorstellung davon, was die Behauptung des Schutzgebietes gegen eine aufständische, vom übrigen Südafrika aus unterstützte Bewegung uns kosten könnte. Ja, ich glaube, daß wir gegen den ausgesprochenen Willen der weißen Bevölkerung Südafrikas es überhaupt nicht behaupten können, wobei England selbst noch nicht ein Schiff in Bewegung zu setzen braucht.

Das alles sind Dinge, die ja bei dem heutigen Stand der Angelegenheiten in ziemlich weiter Ferne zu liegen scheinen. Die paar Ansiedler, die wir überhaupt in unserer Kolonie gehabt haben, befinden sich teils in Deutschland, teils harren sie bangend dessen, was von hier aus geschieht, um sie vor dem völligen Untergang zu retten. Es wäre gewiß ein sehr verfehlter Zeitpunkt für irgendwelche Selbständigkeitsregungen ihrerseits. Aber Menschen sind vergeßlich; wir können diese Kolonie nicht nach Art einer Tropenkolonie verwalten, unser Ziel ist, sie zu besiedeln, und wenn wir einmal so weit sind, so

können wir nichts von der Erinnerung an vergangene Wohltaten — oder dem, was vielleicht nur wir hier dafür halten — alles von den Beſtrebungen erwarten, die das natürliche Produkt menſchlicher Charakteranlagen und der Einwirkungen der Umgebung ſind. Deutſch-Südweſtafrika iſt heute ein ſtarker weltpolitiſcher Trumpf in unſeren Händen. Beſonders in der letzten Zeit iſt von engliſcher Seite wiederholt darauf hingewieſen worden, wie zweckmäßig es von ſeiten Englands wäre, unſere Flotte zu vernichten, bevor ſie eine Stärke erlangt, die England gefährlich werden könnte. Ich will hier nicht unterſuchen, ob maßgebliche oder unmaßgebliche Männer hinter dieſen Anſchauungen ſtehen; aber wie man in der Politik mit allen Möglichkeiten rechnen muß, ſo auch wir zweifellos mit einem Überfall Englands zu einer Zeit, wo wir ihm zur See irgendwelche nennenswerten Streitkräfte nicht entgegenſtellen können. Es wäre gut, wenn man von unſerer Seite, gerade um dieſe engliſchen Heißſporne etwas abzukühlen und die Stellung der friedlichen Kreiſe in England zu ſtärken, mehr betonen wollte, daß, was immer für Verluſte ein derartiger Krieg auch für uns im Gefolge haben mag, England dabei doch die eine große Gefahr läuft, Südafrika zu verlieren. Wir haben heute etwa 12000 Truppen in Deutſch-Südweſtafrika, von denen die Hälfte wohl noch geraume Zeit dort verbleiben müſſen wird. Bei einem Krieg zwiſchen Deutſchland und England würde die ſüdafrikaniſche Küſte natürlich von England blockiert werden und unſeren Truppen bliebe gar nichts anderes übrig, als ſich der Kapkolonie zuzuwenden und dort ihren Lebensunterhalt zu ſuchen. Ich glaube nun zwar nicht, daß einem ſolchen Einfall ſofort eine Erhebung der Buren im Lande folgen

würde, aber das ſcheint mir ganz zweifellos, daß Tauſende von Buren, die heute nichts zu verlieren haben, ſich den deutſchen Streitkräften anſchließen würden, ohne daß die engliſchen Behörden dies bei der Natur des Landes hindern könnten. Und wenn ich hier neuerdings daran erinnere, daß es nur 14 000 Buren waren, die zum Schluß gegen England im Felde ſtanden, daß es damals von ſeiten der buriſchen Verräter eine Unterſtützung fand, auf die es heute keinesfalls mehr rechnen kann, wenn man ferner in Betracht zieht, daß die ſtändige engliſche Garniſon Südafrikas nicht mehr beträgt, als 20 000 Mann, dann mag man ſich in England ſehr wohl überlegen, welch ein unabſehbares Abenteuer ein deutſch-engliſcher Krieg trotz der Überlegenheit der engliſchen Flotte für England iſt und bleibt.

Die Betrachtung dieſer Möglichkeit zeigt uns aber auch, daß wir in allen unſere ſüdafrikaniſche Kolonie betreffenden Maßnahmen uns nicht bloß von wirtſchaftlichen und verwaltungstechniſchen Geſichtspunkten leiten laſſen dürfen. Es iſt unſere Aufgabe, durch die Verwaltung unſerer Kolonie moraliſche Eroberungen in Südafrika zu machen, die wir bisher nur in beſcheidenem Maße aufzuweiſen haben. Dies iſt der weſentlichſte Geſichtspunkt, unter dem wir die Frage der Burenanſiedlung in Deutſch-Südweſtafrika betrachten müſſen, und bei verſtändiger und ſachkundiger Behandlung der Angelegenheit werden dabei die wirtſchaftlichen Geſichtspunkte auch ſicherlich nicht zu kurz kommen. Nichts liegt mir ferner, als etwa der unterſchiedsloſen Aufnahme aller zweifelhaften Elemente des Burenvolks in unſerer Kolonie das Wort reden zu wollen, ebenſowenig wie ich empfehlen möchte, irgendwelche Verſuche,

innerhalb unseres Schutzgebietes einen Staat im Staate zu bilden, zu dulden. Aber die Verwaltungsorgane unserer Kolonie müssen doch auch ein Unterscheidungsvermögen dafür besitzen, wo das berechtigte Streben nach Selbstverwaltung aufhört und derartige Velleitäten beginnen. Und in dieser Beziehung ist es ein Zeugnis von dem völligen Mangel an Verständnis für derartige Unterscheidungen, wenn der frühere Gouverneur Leutwein in solche Dinge eingriff, wie das Verlangen der Buren nach eigener kirchlicher Versorgung. Ein Gouverneur, der in derartigen empfindlichen Angelegenheiten nicht das nötige Maß von Takt besitzt, wird keinerlei Aussicht haben, zu einem vertrauensvollen Verhältnis mit den eingewanderten Burenelementen zu gelangen. Ebenso zeugt es von mangelnder Kenntnis der Zustände außerhalb unserer Kolonie, an der — im allgemeinen ohne ihre Schuld — unsere Kolonialbeamten stark leiden, wenn man Befürchtungen nach der Richtung ausgesprochen hat, daß die Buren keine Neigung hätten, ihre Kinder deutsch lernen zu lassen. Wer die Verhältnisse in der Kapkolonie einigermaßen kennt, dem muß es ohne weiteres klar sein, daß ebenso wie dort der Bur den Wunsch hat, daß seine Kinder gut englisch lernen mögen — nicht aus Liebe zur Sprache, sondern aus rein materiellen Gründen — er auch bei uns anstreben wird, daß seine Kinder die deutsche Sprache beherrschen, was ihnen ja um so vieles leichter fällt. Der Kampf aber gegen die Afrikandersprache und jeder Versuch, sie in unserem Schutzgebiet auszurotten, ist ebenso lächerlich wie aussichtslos; er wäre nicht klüger, als wenn man etwa in Norddeutschland mit Verordnungen gegen das Plattdeutschsprechen der Bauern vorgehen wollte. Die Gründe, die

ich bereits im vorigen Kapitel angeführt habe, sprechen überdies auch bei uns dafür, dem Kapholländischen die Stellung als Verkehrssprache eines Teils der Eingeborenen zu belassen, ja wir sollten alles tun, um ihr Geltungsbereich in dieser Hinsicht noch auszudehnen. Die allgemeine Wehrpflicht zugunsten der Buren aufheben zu wollen, wäre natürlich ein unsinniges Verlangen, aber sie kann in unserem Schutzgebiet nicht nach deutschem Vorbild behandelt werden, das dortzulande nicht paßt. Da würde es sicher vollkommen genügen, die im Gebrauch der Schußwaffe ebenso wie im Reiten geübten jungen Buren, ebenso wie alle anderen Farmersöhne in einer sechsmonatlichen Dienstzeit auszubilden und dann durch zehn Jahre hindurch jedes zweite Jahr auf vier Wochen zu den Stationen zur Dienstleistung einzuberufen. Dafür stünde andererseits einer Wehrverpflichtung bis zum fünfzigsten Lebensjahre sicherlich nichts im Wege. Daß wir möglichst darauf sehen müssen, daß die Buren die deutsche Staatsangehörigkeit erwerben, steht natürlich außer Zweifel. Aber wir werden diese Dinge immer am leichtesten erreichen, wenn wir den Buren den praktischen Vorteil der Sache klar machen und ebenso wie in bezug auf den Besuch deutscher Schulen jeden Zwang vermeiden. Eine Freischule, in der man dem Burenpastor drei bis vier Stunden wöchentlich für Religionsunterricht und Unterricht im Holländischen einräumt, wird mehr für die Deutschwerdung der Buren bedeuten, als ein Haufen papierner Verordnungen.

Ich wüßte nicht, welches Mittel wir hätten, um die Buren an der Einwanderung in unsere Kolonie zu verhindern. Zu schenken brauchen wir ihnen nichts. Es gibt genug Buren mit Kapital, die den billigeren Land-

preiſen nachgehen und für die die Niederlaſſung in unſerem Gebiet einen Reiz bietet. Mittelloſe und unbrauchbare Elemente aus dem Schutzgebiet fern zu halten, werden wir immer Mittel finden können. Und auf die Klagen dieſer Leute werden die Afrikander im engliſchen Südafrika nicht viel geben; ſie kennen ſie ja aus perſönlicher Bekanntſchaft gut genug und haben in dieſer Beziehung auch einiges Unterſcheidungsvermögen. Augenblicklich bedeutet ja die Rückwirkung eines unverſtändigen Verhaltens in der Burenfrage auf das engliſche Südafrika für uns nicht viel; im Gegenteil, nichts iſt der engliſchen Partei unerwünſchter, als eine gute Behandlung der Buren bei uns, und nichts drucken die engliſchen Blätter dort lieber ab, als Klagen von Buren über ſchlechte Behandlung in unſerer Kolonie. Was eine übelwollende Regierung am Kap für uns bedeutet, haben wir jetzt auszukoſten Gelegenheit. Von der Jingopartei des Dr. Jameſon haben wir nie etwas anderes zu erwarten. Ein Afrikanderminiſterium wird aber zunächſt überhaupt geneigt ſein, die natürliche Logik der Dinge auf ſich einwirken zu laſſen, die mit Nachdruck für ein Zuſammenwirken in Eingeborenenangelegenheiten ſpricht; in dieſen Kreiſen findet auch die Haltung des Miniſteriums Jameſon den aufrühreriſchen Hereros und Hottentotten gegenüber die ſchärfſte Verurteilung. Aber über das hinaus könnten wir mit einem Afrikanderminiſterium zu einem verſtändigen Abkommen über die Benutzung der Walfiſchbay kommen; mit einem Wort, die gegenwärtig betriebene Politik, uns unſeren ſüdafrikaniſchen Beſitz nach Möglichkeit zu verekeln, könnte einem freundnachbarlichen Zuſammenwirken in jeder Richtung Platz machen. Welche Bedeutung auch [illegible] in Süd-

afrika ſelbſt die Herrſchaft des Afrikandertums hätte, dafür ſprechen zwei Beiſpiele: die ſüdafrikaniſche Partei in der Kapkolonie iſt eine entſchiedene Gegnerin der Vorzugszölle für England und ſie wendete ſich ebenſo mit Nachdruck gegen die Ausſchließung der fremden Ärzte, die ſich ja praktiſch vor allem gegen uns richtete.

Ich glaube dadurch näher erläutert zu haben, was ich mit dem „moraliſche Eroberungen machen“ meine. Der Fortſchritt des engliſchen Südafrika zu größerer Freiheit und Selbſtbeſtimmung iſt gar nicht aufzuhalten. Spinnen wir dieſelbe Nummer des Fadens, wie England jetzt, dann überträgt ſich die Abneigung gegen England nicht nur in unſerem eigenen Gebiet, ſondern in ganz Südafrika auf uns; treiben wir in unſerem Gebiet eine engherzige und unduldſame Politik, ſo befolgt man über der Grenze den Grundſatz: Wurſt wider Wurſt! Wenn wir aber der Bevölkerung unſerer Kolonien nicht nur widerſtrebend Anteil an der Verwaltung geben, um deren Drängen nachzugeben, ſondern ſie zur Selbſtverwaltung erziehen und mehr und mehr die Rolle des beratenden und helfenden Freundes übernehmen, der doch ſeinen ſtarken Einfluß übt, ohne ihn äußerlich ſtets zur Schau zu ſtellen, dann werden wir durch die Tat zeigen, daß die Freiheit, die der Bewohner des Koloniallandes mit Recht für ſich in Anſpruch nimmt, nicht unvereinbar iſt mit der Ausübung der Hoheitsrechte ſeitens des Mutterlandes. Wiſſen wir dies zu erreichen, dann iſt uns der ungeſtörte Beſitz unſerer Kolonie nicht nur für alle Zeiten ſicher, wir werden auch ohne Aufwendung irgend welcher Machtmittel ein einflußreicher Faktor in der Entwickelung von ganz Südafrika. Hier liegt der Wert

unſerer Kolonie, den ich viel höher veranſchlage als ihren wirtſchaftlichen Wert an ſich.

Gelingt es uns, ſolches Ziel zu erreichen, dann wird unſer Schutzgebiet von einer deutſchen und buriſchen Bevölkerung in dem Ausmaße beſiedelt ſein, wie es der Charakter des Landes überhaupt zuläßt. Die Buren werden deutſch und buriſch ſprechen, ſo wie im engliſchen Gebiet engliſch und buriſch. Eine Transverſalbahn wird unſer Gebiet mit Transvaal verbinden, ein lebhafter Verkehr wird herüber und hinüber ſtattfinden. Die Deutſchen Johannesburgs können dann zur Erholung nach „Deutſchland“ fahren, wie jetzt etwa nach Kapſtadt. Mancher Deutſche aber, der den Anpaſſungsprozeß an Südafrika in unſerem Gebiet glücklich überſtanden hat, wird wohl auch nach dem engliſchen Gebiet ziehen, um ſein Glück zu verſuchen und wird dadurch die Reihen des Deutſchtums dort verſtärken. Wenn wir die überlegenen Kräfte unſerer Wiſſenſchaft in den Dienſt der Viehſeuchenbekämpfung in unſerem Schutzgebiet ſtellen, können wir uns nicht nur materiellen Vorteil dadurch ſichern, ſondern auch die Viehzüchter der engliſchen Kolonien veranlaſſen, zu uns in die Schule zu gehen; und wenn ich meine Phantaſie weiter ſchweifen laſſe, ſo ſehe ich in Windhuk eine Hochſchule entſtehen, die ſich in ihrer Eigenart ſüdafrikaniſchen Verhältniſſen anpaßt und wo die ſüdafrikaniſche Jugend der Weisheit lauſcht, die ſie nicht mehr in London und Edinburgh zu holen braucht. Wie ſehr dies alles die Stellung des Deutſchtums in ganz Südafrika ſtärken würde, brauche ich kaum zu betonen.

Neben dieſen Momenten ſpielt das, was wir von einer Steigerung unſerer Handelsbeziehungen, Kapit

anlagen und damit in Verbindung ſtehender verſtärkter Einwanderung für die nächſte Zeit erwarten dürfen, eine beſcheidene Rolle. Die Schilderung der wirtſchaftlichen Verhältniſſe hat wohl bereits zur Genüge gezeigt, daß die Zeiten, wo ein Menſch, der weiter nichts ſein eigen nennt, als die vielberufenen „ſtarken Arme“, in Südafrika ſeinen Weg machen konnte, ſo ziemlich vorbei ſind. Deutſche Dienſtboten, insbeſondere weibliche, haben noch am eheſten Ausſicht in Orten wie Johannesburg Unterkommen zu finden und ihr Zugang mag inſofern auch national ſein Gutes haben, als er den deutſchen Handwerkern und Arbeitern die Möglichkeit gibt, deutſche Mädchen zu heiraten; freilich nicht immer führt der Weg zu dieſer Verſorgung und manches Mädchen mag wohl auch ſchon Anlaß gefunden haben, die Reiſe übers Meer zu bereuen. Unſer Handel mit Südafrika bewegt ſich, wenn man einen längeren Zeitraum überblickt, in ſtarken Schwankungen; wir führten dahin aus: 1894 für 17,3, 1896 29,3, 1898 21,6, 1900 14,0, 1902 38,2, 1903 41,6, 1904 26,5 Millionen Mark. Unſer Anteil an der Geſamteinfuhr iſt jedenfalls beträchtlich zurückgegangen. Daß eine Steigerung wohl möglich wäre, iſt wahrſcheinlich; man verſicherte mir, daß die Amerikaner, die viel größere Erfolge aufzuweiſen haben, viel mehr Aufwendungen für gute Reiſende machen, die ſeit Jahren im Lande leben, und daß gleiche Rührigkeit auf deutſcher Seite ſich wohl bezahlt machen könnte. Der Zollnachlaß von 25% für engliſche Waren ſoll bisher den deutſchen Handel nicht geſchädigt haben und für ſeine Erhöhung iſt wenig Ausſicht vorhanden, weit mehr für ſeine Beſeitigung. Eine lebhafte Beteiligung an der bevorſtehenden Ausſtellung in Johannesburg ſeitens

ſolcher deutſcher Induſtrien, die Ausſicht haben, in Südafrika Abſatz zu gewinnen oder den vorhandenen zu erweitern, iſt jedenfalls ſehr zu wünſchen. Aber über die Grenzen dieſer Steigerungsfähigkeit mache man ſich keine Illuſionen. Ein großer Teil der Engländer wird hier mehr als in England ſelbſt geneigt ſein, engliſche Waren zu bevorzugen, und dies iſt gerade der kaufkräftigſte Teil der Bevölkerung. Engliſche Moden ſind in den Kreiſen der Geſellſchaft ohne Unterſchied der politiſchen Geſinnung maßgebend. Vielleicht, daß die Bewegung unter den Buren, die darauf ausgeht, den engliſchen Zwiſchenhandel auszuſchalten, uns einigen Vorteil bringen kann, wenn wir rechtzeitig auf dem Poſten ſind.

Für tatkräftige, tüchtige Leute mit Kapital mag ſich wohl auch heute noch die Ausſicht bieten, in Südafrika vorwärtszukommen, insbeſondere wenn ſie Anpaſſungsfähigkeit und einen Blick für das beſitzen, was gerade Erfolg verſpricht. Wenn man freilich einerſeits in Südafrika mit einer höheren durchſchnittlichen Verzinſung des Kapitals rechnet als bei uns, ſo hat doch das Geld ſelbſt eine geringere Kaufkraft. Eine Auswanderung von Bauern mit Kapital kann in Betracht kommen, wenn ſie an eine der vorhandenen deutſchen Siedelungen entweder bereits von Hauſe aus Anſchluß haben oder dieſen ſogleich finden; iſt dies nicht der Fall, ſo läuft der Einwanderer große Gefahr, ſein ganzes Vermögen als Lehrgeld auszugeben und die gewonnenen Erfahrungen dann in Ermangelung der Mittel nicht anwenden zu können. Wie ich bereits geſchildert habe, ſind die Bedingungen für den Erfolg kleinbäuerlicher Siedelungen nur an wenigen Stellen in Südafrika gegeben. Mehr Ausſicht könnte eine andere Klaſſe von Au-

haben, die in unſerer Kolonial- und Weltpolitik eine größere Rolle zu ſpielen verdiente, als es tatſächlich der Fall iſt: ich meine unſeren Landadel und die bürgerlichen Geſellſchaftsſchichten, die unter ähnlichen Bedingungen leben. Natürlich wird man dagegen ſagen, daß, wer noch ein Vermögen von 60—80000 Mk. hat, die nötig ſind, um mit Ausſicht auf Erfolg in größerem Stil in Südafrika zu farmen, nicht auswandern wird. Ich möchte freilich mit niemandem tauſchen, der bei uns als Gutsbeſitzer mit einem wirklichen Vermögen in dieſer Höhe einen ausſichtsloſen Kampf mit der Ungunſt der Verhältniſſe und ſeinen Gläubigern führt und dabei auch noch in ſeiner Lebensführung das Anſehen ſeines Standes wahren ſoll. Für Menſchen mit Tatkraft wird in dem kolonialen Leben mit ſeiner Ellbogenfreiheit immer ein großer Reiz liegen. Neben vielen um die Ecke Gegangenen, die Südafrika im Intereſſe des deutſchen Anſehens beſſer fern geblieben wären, gibt es dort doch auch Träger adeliger deutſcher Namen, die es zu Anſehen und Vermögen gebracht haben und dies vor allem ihrer eigenen Tüchtigkeit verdanken.

Man mag nun derartige Einwanderung im Intereſſe der Stärkung des vorhandenen Deutſchtums wünſchen, ob ſie tatſächlich erfolgen wird, iſt eine andere Frage und darum bleibt die Erörterung darüber theoretiſch. Wichtiger iſt ein anderer Punkt. In den Johannesburger Minen iſt ein ſehr erheblicher Betrag deutſchen Kapitals inveſtiert. Der Betrag iſt ſchwer auch nur annähernd genau zu ſchätzen. Während des Krieges kamen ſehr übertriebene Ziffern darüber in Umlauf, man ſprach von 900 Millionen Mark. Der Grund war jedoch einfach der, daß man dadurch die Buren abhalten wollte, die

Minen zu zerſtören. Immerhin handelt es ſich doch ſicherlich um ein paar Hundert Millionen. Die Art der Beteiligung iſt nun ſo, daß deutſche Großbanken an Johannesburger Finanzhäuſern beteiligt ſind — ſo die Deutſche Bank an Goerz u. Co., die Dresdner Bank an der 'General Mining and Finance Corporation', uſw. — und auf deren Tätigkeit einen maßgebenden Einfluß haben. Die deutſchen Banken bringen ihrerſeits die Anteile dieſer Häuſer ſowie der von ihnen „kontrollierten" Minengeſellſchaften an ihre Kundſchaft. Wenn alſo die deutſchen Großbanken wollten, ſo könnten ſie ſehr wohl ihren Einfluß dahin geltend machen, daß von dieſen Geſellſchaften vor allem Deutſche angeſtellt, deutſche Waren bezogen würden, uſw. Vor dem Kriege zeigte ſich gerade bei den mit deutſchem Gelde arbeitenden Häuſern Neigung, ſich mit der Burenregierung zu verſtändigen und hätten die Buren geſiegt, ſo hätten ſie gewiß ihren deutſchen Charakter hervorgekehrt, um ſich bei ihnen zu empfehlen. Da es nun anders kam, ſtreben z. T. gerade die Leute, die ſich früher in dieſer Richtung beſonders weit vorgewagt hatten, ſich durch ſtark betonte engliſche Geſinnung unverdächtig zu machen. Ich habe ſchon darauf hingewieſen, daß ſeitens der liberalen engliſchen Preſſe, die gegen die Randkapitaliſten kämpft, immer wieder auf deren deutſche Namen hingewieſen wird; es iſt alſo wohl zu erwarten, daß eine ſtarke Bevorzugung deutſcher Angeſtellter und Förderung deutſchen Handels auch in dieſem Sinne ausgebeutet werden würde. Kurz geſagt, man iſt bemüht, den deutſchen Urſprung des Kapitals möglichſt hinter der engliſchen Maske verſchwinden zu laſſen und verzichtet aus dieſem Grunde auch auf Geſchäfte, die recht einträglich ſein

könnten. So beſtehen z. B. faſt in allen überſeeiſchen Ländern deutſche Banken, die von unſeren Großbanken gegründet wurden und von ihnen abhängig ſind; nur eine deutſche Bank für Südafrika fehlt. Daß eine ſolche gute Geſchäfte machen könnte, geht ſchon daraus hervor, daß die ſüdafrikaniſche Standard-Bank kürzlich in Hamburg eine Zweigniederlaſſung errichtet hat um dem Verkehr zwiſchen Deutſchland und Südafrika zu dienen. Mehrere holländiſche Banken mit verhältnismäßig kleinem Kapital arbeiten in Südafrika mit gutem Erfolg, darunter zwei Hypothenbanken. Hier wäre auch ein Betätigungsfeld für deutſches Kapital; aber kleinere Banken ſind bei uns wenig geneigt, ſich auf überſeeiſche Unternehmungen einzulaſſen und ſo beherrſchen hier die Großbanken allein das Feld.

Ob es gelingen wird, das in den Randminen arbeitende deutſche Kapital in nationalem Sinne fruchtbar zu machen, hängt von verſchiedenen Umſtänden ab. Daß die deutſchen Beſitzer von Goldminenanteilen, ſelbſt wenn ſie dazu geneigt wären, auf die Banken einen Druck in dieſem Sinne ausüben könnten, iſt aus den verſchiedenſten Gründen unwahrſcheinlich; eine allzu öffentliche Erörterung der Sache würde gleichfalls ungünſtig wirken. Am eheſten wäre wohl die Regierung imſtande, einen ſanften Druck auszuüben, wozu es ja an paſſenden Gelegenheiten nicht fehlt. Den ſtärkſten Einfluß wird hier aber die Geſtaltung der politiſchen Verhältniſſe in Südafrika ſelbſt haben. Ich habe bereits darauf hingewieſen, daß die Randkapitaliſten nicht für alle Zeiten mit dem engliſchen Imperialismus verheiratet ſind und daß ſie ihm den Laufpaß geben werden, ſobald ihre geſchäftlichen Intereſſen in andere Richtung weiſen.

Denken wir uns den Fall, daß in Transvaal unter wirklicher Selbſtverwaltung die Buren und eine engliſch-afrikaniſche Partei in der Art der jetzigen „Reſponſibles“ die Regierung bilden, dann kann es unter Umſtänden für die deutſchen Randhäuſer ganz zweckmäßig ſein, ſich unter Betonung ihres deutſchen Charakters aus der Schußlinie zu bringen.

* * *

Es iſt ein vielgeſtaltiges Bild, das das ſüdafrikaniſche Deutſchtum in ſeiner Geſchichte und ſeinen Lebensbedingungen bietet; ich mußte die Frage ſeiner Behauptung an mancherlei „wenn“ und „aber“ knüpfen. Trotzdem geht ein optimiſtiſcher Grundton durch dieſe Betrachtungen und ich ſehe im Geiſte, wie einer meiner Freunde in Südafrika dies Buch mit müdem Lächeln beiſeite legt und mir zuruft: „Du warſt wenige Monate hier, haſt manchen guten Deutſchen getroffen, dem es mit ſeiner Volkstreue ernſt iſt, ich aber ſtehe ſeit Jahrzehnten im Kampfe und habe die beſte Kraft meiner Mannesjahre dabei verbraucht; ich habe Blätter und Zweige fallen ſehen, und ich werde wohl trotzdem ausharren bis zum Ende; aber die Pflicht hält mich aufrecht, nicht die Hoffnung!“ Ich verſtehe dieſen Einwand; mein Optimismus iſt auch keineswegs unbedingt. Wenn es ſo geht wie einſt, dann iſt auch wenig Hoffnung. Wir müſſen wollen, hüben und drüben; ich glaube gezeigt zu haben, daß die ſchmerzhaften Wehen, aus denen ein neues Südafrika geboren ward, auch am ſüdafrikaniſchen Deutſchtum nicht ſpurlos vorübergegangen ſind; ich ſehe Keime, die ſich entwickeln können. Werden ſie gepflegt, iſt guter und ausdauernder Wille am Werke, dann muß es auch

dem Deutſchtum beſchieden ſein, als ſelbſtändige Volkseinheit mitzuwirken an der Erſchließung Südafrikas als Siedelungsland der germaniſchen Raſſe. Es iſt kein Weltreich, das da heranwächſt, kein Staat, von dem wir zu befürchten haben, daß er mit jugendfriſchem Selbſtvertrauen in die Welthändel eingreifen und uns durch ſeine wirtſchaftliche Entwickelung in beſorgtes Erſtaunen ſetzen wird. Aber unter beſonderen Bedingungen entwickelt ſich hier, zuerſt auf dem ſchwarzen Erdteile, ein Ableger vom alten Stamme unſerer europäiſchen Kultur und verſpricht eigenartige Früchte. Es wäre kein niedriger Ehrgeiz des deutſchen Volkes, daran auch in Zukunft mitzuarbeiten und ſich nicht bloß mit dem Anteil zu begnügen, der bereits der Geſchichte angehört.

Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

DT 732 .S25
Das neue Sudafrika /
Stanford University Libraries
3 6105 041 545 406

DT
732
S25

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.